

Princeton University Library



32101 079881023

0902

.608

904, JULY -  
SEPT. 17 -

~~ANNEX LIB.~~



Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Digitized by Google

Digitized by Google

ft 1

Pre  
gazi

Das neue

73 Jahre

# Magazin



Hft 1

Berlin, den 2. Juli 1904

Hef

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer

# Das neue Magazin,



früher Das Magazin für Literatur, möchte nach einer neuerlichen Umwandlung in seinem dreiundsiebzigsten Jahrgang alles das geben und sein, was eine Zeitschrift von der Art den jungen und einer künstlerischen Betrachtungsweise ganz geneigten, den beweglichen Geistern überhaupt, geben und sein kann. Es dient keiner Richtung in Kunst, Literatur und Leben, es sei denn der des freien, wenn auch zuweilen übermütigen, oft verwegenen Geschmacks und will den lieben und nicht-lieben Leuten vor allem vor Augen führen, dass und wie sehr Kunstgeschehnisse und -Fragen Geschehnisse und Fragen wertvollsten Lebens sind. Aber auch andre Gebiete werden mit Lust und in Treue gepflogen, und nichts Menschliches soll dem neuen Magazin fremd, manches

Menschliche ihm verhasst und viel Menschliches ihm teuer sein. Das Wort aber hat sowohl das Verhasste als auch das Teure. Denn wir sind keine Schulmeister (wie sollten wir auch!) und werden nur die am Reden hindern, die nichts zu sagen haben. Alle andern aber laden wir zu erspriesslicher Mitarbeit ein, die Leute des Worts und des Griffels, und sie werden uns willkommen sein, und wir wünschen, dass sie unsre Freunde werden. So hoffen wir, dass sich das neue Magazin unter Leuten, die süsser Kulturen voll sind, einbürgern wird und bitten sehr, dass sie ihre Neigung nicht nur dadurch beweisen, dass sie dem neuen Magazin zugetan sind, sondern es auch abonnieren und den Bekannten zum Abonnieren weiterempfehlen. Je mehr Abonnenten, desto mehr können und werden wir uns allen zur Freude bieten. Und dankbar wären wir jedem für Adressen, an die Probenummern zu senden von Vorteil wäre.

Das neue Magazin erscheint wöchentlich, jeden Sonnabend, in Berlin.

Es kostet vierteljährlich 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29.

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR  
32101 026311082



# Das neue Magazin

Heft 1

1904

<i>Die Geschlechtlichen</i>	René Schickele
<i>Bildnis Gabriele d'Annunzios</i>	E. M. Lilien
<i>Gebet</i>	Gabr. d'Annunzio
<i>Lucie Berlin</i>	Hans Ostwald
<i>Sexualethik im russischen Kadettenkorps</i>	Miles
<i>Das Land, wo sie nicht lügen</i>	Carl Ewald
<i>Der junge Ritter der Schönen</i>	Svend Leopold
<i>Der Träumer</i>	Fernand Khnopff
<i>Träumer</i>	Jacques Hegner
<i>Das Versöhnungsfest</i>	August Strindberg
<i>Parodien</i>	Richard Schaukal
<i>Ein Attentat von Arno Holz</i>	S. Lublinski
<i>Chronik — Notizen</i>	Sascha

C. M. van Dongen.



## Klavierschule von Professor Hans Wagner

macht jeden, Anfänger und Fortgeschrittene, mit einer glücklich vereinfachten Notenschrift, einer Erfindung Prof. Hans Wagners, über die sich die ersten Fachleute begeistert geäußert haben, vertraut und setzt ihn in die Lage, alles vom Blatt spielen zu können. Das Grundprinzip ist: **Weisse Noten — Weisse Tasten, Schwarze Noten — Schwarze Tasten.**

### Notenlernen, Notenlesen und Vomblattspielen

wird nun niemandem mehr eine Schwierigkeit machen. Die Schule, ein ungewöhnlich stattlicher Hochquartband von 28 Seiten Text und Noten kostet nur Mk. 2,—. Prospekte erhält man gratis und franko von

**Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer 29.**

## DIE GESCHICHTE DES PRINZEN BIRIBINKER

VON CHRISTOPH MARTIN WIELAND IST DAS KURZWEILIGSTE UND UNTERHALTENDSTE BUCH DER WELTLITERATUR. DR. CARL SCHÜDDEKOPF, DER GOETHEARCHIVAR IN WEIMAR, HAT ES HERAUSGEGEBEN. ES IST NACH DER ALTEN, ÜBERAUS SELTENEN, AUSGABE MIT DEN ALTEN TYPEN GEDRUCKT UND KOSTET MK. 2,— BR., MK. 3,— GEB., MK. 4,— IN LEDER GEB. ZU BEZIEHN IST DAS BUCH DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN DEUTSCHLANDS UND OESTERREICHS.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 2. Juli 1904.

Heft 1.

## Die Geschlechtlichen

Von Komtesse Julie, Lulu und der Dudevant

Auch zum Frauenkongress

Die neuen Even schlugen mitten in Berlin ihre grünen Zelte auf, und es war ein Lager von Aufrechten, von Lesbierinnen, gealterten Demi-Vièrges — von Aufrechten; o sehr viel Aufrechten. Die neuen Even schlugen ihre Zelte auf und gingen durch die Strassen Berlins, nackt vor Männerblicken, von Ehebensüchten umbuhlt — wie sie in den Strassen suchen gehn. Und — hast du ein nacktes Weib gesehn? — Ja, natürlich? Ein Jüngling mit Zitzen auf der Brust, ein unausgereifter Mann, ein Kind, das aufgeschossen und im Wachstum stehn geblieben ist, ein chronisch anämisches Wesen, das dreizehnmal jedes Jahr regelmässigen Blutsturz hat! Hast du ein nacktes Weib gesehn? Was könnte aus dem werden? Die Röcke! alles nur die Röcke! Zieh ihr Hosen an und zeichne ihr mit Russkohle einen Schnurrbart unter die Nase; hör ihr dann mit freiem Kopfe zu, so wirst du hören, wie anders es klingt. Ein Phonograph nur, der deine — und anderer — Worte, ein klein wenig verdünnt, wiedergibt! Hast du ein nacktes Weib gesehn?

1

(RECAP)

559629



So denkt Adolf als Gläubiger seiner männermordenden Thekla — dachte einmal Strindberg. (Die Thekla schrieb schlechte Bücher und redete halbgescheites Zeug — war sie nicht Frauenrechtlerin?) Und siehe! wie sie sprachen und taten, trugen sie die langen Haare, bestimmt, ihre aufreizende und besänftigende Pracht über blosse Schultern zu ergiessen, hatten sie die reine, weiche Gesichtsfarbe, die die Männer lieben, den dumm verderblichen Mund, an dem wütendes Sehnen verröchelt, und noch immer lagen die Hüften wie ein lauerndes Tier! Vor Jahrtausenden hat der Mann dem Weibe die alten rechtlichen Waffen genommen, am Tage, da es ihm einfiel, er brauchte keinen Widerstand zu befürchten, denn das viele Kindergebären hatte das Weib entkräftet. Vor Jahrtausenden wurden die Waffen gewechselt und das Reich der blutgestirnten Dunkelheit, der «Kampf der Geschlechter» begann. Jetzt erst offenbarte sich die verruchte Macht, die die stumpfsinnige Geschlechtswut des Mannes dem Weibe lieh, es wurde die finstere Realität wollüstiger Romantik, Tempelorgien, faunische Balladen, brünstige Verückungen — das Weib befruchtete die Kunst: der Pferdefuss des Propheten . . . Der tanzende Thyrsus entglitt den Händen einer seligen Frau, die ging mit ihm, Schäfer und Schäferin, spazieren — auf der nackten Majestät des Leibes Madames von Maintenon wurden schwarze Messen gelesen und — muss ich erst ihre Ceremonieen erzählen? So oder so, das eine blieb und war die trübe Quelle: — Hast du schon ein nacktes Weib gesehen? Vergiss die Peitsche nicht, denn sie werden dir mit der schmerzhaftesten Glut ihres Leibes danken, sie küssen, inbrünstig den Mund in die sausenden Hiebe halten, und die Arme werden begehren.

Das ist das eine. Das losgelöste Weib in der Geilheit seiner Eigensucht, das nur bedenkt, sich zu schützen und seine Schande in alle Wonnen zu hüllen, die ihm sein Geschlecht erfüllen kann, seine Niedrigkeit zu feiern und triumphieren zu lassen. Vielleicht will ihr dummes Hirn das höchste: die Rache.

Der andre denkt: Der Mann, der liebt, will zeugen. Das Weib, das liebt, will gebären — und meint (hoffentlich!) ein Erlebnis. Das ist der andre, zitternde Kreis. Du sollst fruchtbar werden! Es ist die Blüte des Animalischen. Vielleicht nur das Bürgerliche, vielleicht das Letzte — etwas, das zuhächst getrieben wurde. Der Reichtum, der sanfte, aller Möglichkeiten, die Ansätze zu allen Tragödien und Gewaltakten in gelöster Harmonie. Kultur. O süsse, starke Kultur, geblümete Potenz des Lebens. Und du sollst ganz Fruchtbarkeit sein . . . sehnsüchtige Madonna!

Das ging bei dir nicht an, arme Lulu, das war zu spät

für deinen Stamm, Komtesse Julie, obgleich Vogelstimmen in deinem unsinnigen Herzen lagen. Die waren schon so verwirrt und brechend: Dafür könnt ihr beide nicht. Das lag an eurer schlechten Erziehung, Kinder. Ihr andern aber sollt fruchtbar werden. Das rate ich euch. — August Strindberg hat «Komtesse Julie» 1888 geschrieben, nachdem er aus Zerrissenheit und Elend vom Sohn der Dienstmagd und vom Narren gebeichtet hatte. Das war kurz nach dem bitteren Abschluss seiner Ehe gewesen. Als Ruhe und silberne Klarheit über der Tiefe glänzten, entstanden die elf Einakter, dieses grandiose Werk der Weltliteratur, gelebte Schicksale von seltener Vollkommenheit. Fräulein Julie war ihr erster Name. Thekla, die Freiherrin, Christine, Therese und Adele, Marie sind ihre andern Aperçüs. Das Weib ist nicht schlecht, dazu ist es zu dumm. Thekla saugt ihrem Maler das Blut aus dem Hirn, aber sie liebt ihn dennoch. Obwohl sie ihn um sein alles bestiehlt und ihn betrügt. Man muss Fräulein Gertrud Eysold vom kleinen Theater gesehen haben, um die allzu späte, degenerierte Zärtlichkeit aus Julie herauszufühlen. Julie ist nicht schlecht, beim Himmel nicht. Sie kann keinen Mann lieben, weil die Mutter das Kind verstimmt hat. Als sie sich verlobt, fängt sie mit dem Mann ganz von selbst zu spielen an. Das kalt und heisse Spiel der Peitsche. Niemand hat es sie gelehrt. Sie hasst den Mann mit wollüstigen Schauern und streicht ihn und sich mit der Gerte. Es schwimmt Feuer und Blut vor den jungfräulichen Blicken, es ist eine merkwürdig taumelnde Lust in der gezierten Grausamkeit des Spiels. Wenn sie mit einer Freundin hinter dem breiten Rücken des Kutschers im Wagen sitzt, ist es etwas ganz anders. Phallus. Das heisst nicht ein Bräutigam, dieser Jean ist kein Mensch, nur ein wohlgebautes Tier, das befriedigen kann. Sie mag ihre Sucht mit dem Bilde seines Körpers und seiner Bewegungen mischen, sie bleibt unberührt. Das Tier mit dem schönen Rücken und den kraftvollen Lenden verliert tief unter ihrer Menschenwürde das Hassenswerte, Gefährliche des einen Mannes. Sie gibt sich nicht, sie nimmt und befriedigt sich an ihm. Nicht einmal ein Kompromiss; ganz aufrechte Geschlechtlichkeit.

Johannisnacht. Wie duftet doch der Flieder so mild, so stark und voll. . . Nun zittert ein entartetes Füllen unterm hellen Himmel und zieht den Rausch der Düfte sehnsüchtig durch die Nüstern. Jean ist Knecht und Hengst. Er ist kaum verwirrt, er will. Er lügt wie ein Lakai, aber er spricht zu einem erregten Traum wie ein poetischer Pennäler. Wie duftet doch der Flieder. . . Julie fühlt Menschliches aufsteigen vom Grund.

Von ganz weitem fühlt sie die Liebe. Ihr klingen Dichterworte, schmeichelsüsse Musik und glühe Läufe, wie weissflüssiges Metall, das in Saiten tropft, draussen, in der Johannsnacht. In ihr! Hätte wer dein irres Königsblut erlöst, schlanke Komtesse! . . . Das Geschlecht ist vergiftet: — wenn verlaufene Weibchen in einem gräflichen Hause niederkommen und das Junge in ihre steilste Richtung hetzen. . . . Jean verriegelt von innen die Tür, das genügte ihr. — Ein fröhlicher, gesunder Téniers von starkem Gemisch der Gerüche: in einer siedenden Landschaft, zwischen Paaren von groben Bauern und Bäuerinnen, die sich auf einander herumwälzen, den Boden stampfen und aufwühlen, verzuckt über den ganzen kindlichen Leib der Komtesse ihre — Jungfräulichkeit. Denkt an ihr erhitztes Gesicht, ihre weichen Arme, die suchen . . . Und wer liebte sie nicht in der schönen Verruchtheit ihrer Tragödie?

Jean ist nicht mehr das Tier. Jean ist der Liebhaber, der erste, einer Komtesse und Juliens. Man muss Fräulein Gertrud Eysoldt vom kleinen Theater gesehen haben, um den wilden Honig aus den zerfetzten Blüten aufleuchten zu sehn und die grosse, grosse Traurigkeit eines Mädchentodes auszudenken, der ach! so notwendig, reif und natürlich ist. (Ueberhaupt, wie selbsttätig das Leben ist!) Das arme Leben Juliens tönt und fleht und wütet wie ein zu Boden geschleudertes Saiteninstrument, es sind Risse im Resonanzboden, alte Risse, die sich dehnen und alles sprengen —, und dann wandelte eine leere längst gestorbene Ergebenheit gespensterhaft durch die Tür, ein Schicksal, das nie ganz real gewesen zu sein scheint und das sich nicht kannte, nicht einmal wusste, etwas Totes, das in fahlgrünem Phosphorschein noch einmal sterben geht. Für immer.

Der Knecht aber, der lügt und verrät, aber zu zeugen und zu schaffen vermag, steigt die Stufen des Rads empor, das unter seinen Schritten ein fremder Wille um die Riesenaxe bewegt. — Sobald Wedekind einzieht, sinkt das Thermometer auf den Gefrierpunkt. Der «Erdgeist» entwickelte sich sachgemäss und mit sinnvoller Richtigkeit zur «Büchse der Pandora». Das will heissen: das Einzelschicksal, von Anfang typisch gefasst, erweitert sich mehr und mehr, bis es als wüstes Symbol endet. Es scheint vielleicht nur so. Im ersten Teil, «dem Erdgeist», hat Wedekind der Lulu mehr Relief gegeben als in der «Büchse der Pandora»; denn das Schicksal einer Strassenhure hat er als eintönig (und nur mit vagen Reminiszenzen) hingewischt. Deshalb ist der letzte Akt eine Parforceleistung. Grau in grau, und nun mit verrückten Klecksen hineingewirtschaftet! Sich überstürzende Burleske und ein in Zacken geschleuderter Witz.

Japan. Wenn dann die besoffene Tragödie ihr Grinsen weist, fällt ein Satz, der letzte des Stückes, der ist tiefste Zärtlichkeit, ist lautere, tödliche Wehmut. Das ist ein Klang, der ganz hoch schweben bleibt. Vielleicht nannten es manche Humor, denn man konnte in Tränen lächeln über die Geschwitz. Mit so zarter Komik fällt das Drama ins ungefügte Leben zurück.

Es ist fein, dass Lulu, die in der Glorie ihres Lebens von schön polierter Härte zu glänzen schien, zuletzt für Kleingeld sentimental, allerdings eindeutig sentimental wird. Man vermutet eine fressende Wunde. Die Menschen mit starken Nöten und Wünschen, die mit ihrem eigenen schlechten Engel, der Lulus Gestalt annahm, umsonst ringen und der aus ihrem Blut nur Nahrung saugt, um die faule Blüte sich üppiger entfalten zu sehn, die verlaufen sich unter Gesindel. Stimmt. — Der Wedekind erschien mir als eine dramatisierte Episode eines Pariser Kokottenschicksals, wie sie Pariser Zeitungen mit weitschweifiger Genauigkeit und ins Moralische umgekrepelter Frivolität in fünfzig bis hundert Spalten zu berichten pflegen, wenn irgend eine Eugénie Fougère gemeuchelt wurde. Von Wedekind dramatisiert. Geist und Effekt, wildschöne Linie, entschlossene Kurven, — kein Kreis. Zersplitterte Genialität. Das weiss jeder Zeitungsschreiber und erzählt es freudig weiter. Denn wenn er rund aus dem Handgelenk arbeitete, in entschiedener Geschlossenheit —! . . . wäre er um zwei Drittel langweiliger, und am Ende gäbe es gar richtige, deutsch gewichtige Probleme. (Das imponiert dem Deutschen an Ibsen.) Lulu stolpert aber ebenso mächtig durchs Leben, wie über die Bühne. Ihre Existenz ist wirklich sehr ungerregelt. Sie ist die Pest und ein Kind, ihre naive Seele schwirrt im tanzenden Dunst, und ihre Gestalt selbst scheint Rauch. Alle Triebe wurzeln in kräftigem Dünger und blühen, dass es eine Lust ist an Farbenpracht und an Ruch. Strömen Gift aus, ebenso natürlich wie die Syphilis ihren Mann auffrisst und die Sümpfe die Luft mit Bazillen laden. Der Christ mag denken, dass Sümpfe ihre Bestimmung haben. Jedenfalls sind sie da, und die Büchse der Pandora gehört nur als Metapher in die Mythologie. Lulu ist ein gottgeschaffenes Wesen, das seinen Weg geht. Der eine Weg führt in solide, behagliche Pfarren und in den Himmel, der andre in Häuser mit grünen Läden und in die Hölle. Es gibt Engel, es gibt Teufel. Die einen sind meistens langweilig, die andern verflucht interessant. Und weil wir schon durch Sonnen und Menschenschicksale bunt durcheinander jongliert werden, so kommt es darauf an, zu versuchen, den Sinn, der das All regiert, zu erfassen, und

weil die Tanzkunst uns ihm am nächsten zu bringen scheint, so muss der vorbildliche Mensch, der Künstler, tanzen können. Wer am ungefährsten, unerfasslichsten und brillantesten jongliert, weil ihm die Rhythmik gewaltig in den Knochen liegt, heisst ein Genie. Ich möchte das den Versuch einer Aesthetik Frank Wedekinds nennen und empfehle ihn der gesamten Philologie der Gegenwart.

Die runenreichste Kugel (auch weil sie eigentümlich sinnvoll tanzt) mag das Weib sein. Ihr dürft der Lulu nicht böse sein, sie kann nicht dafür, dass ihre Glieder schon irrten, als die Knochen noch weich waren. Das formt sich dann äusserlich nach der innern Rhythmik, zumal, wenn einer dazu aufspielt und das Herzchen in notwendige Noten setzt. Und Wedekind bekam den Ball in die Hände, und die hatten nun einmal auch die bestimmte Form und ihre Bewegungen. Das Hirn aber war fest genug gefügt, die losen Maschen der Linien zu erfassen, dahinter das viele Menschliche und Kosmische dunkelt, Glanzlichter regnen zu lassen, dass Gestalten taumelnder halbverdunkelter Glanz schienen — etwas Göttliches, Spielerisches hat dieses Gehirn.

Lulu läuft auf den Gassen. Wieviel Philologen und Moralathleten mögen sie bei sich im Bett gehabt haben und nachher über Wedekinds philosophische Unschuld errötet sein! Lulu ist ein Bazillus. Ich gebe zu, es ist unangenehm, davon zu sprechen.

\* \* \*

Sprechen wir lieber von einem vorbildlichen sittlichen Charakter. George Sand. — Kennt ihr eure heilige Schutzpatronin, ihr kämpfenden Frauen? Ihre Prosa taugt gewiss nicht viel, sie war ein erhabener Blaustrumpf, die George Sand — vor allem war sie die Baronin Dudevant, und die müsst ihr kennen.

Anfang August 1833 erschien die *Lélia*. George übersandte Alfred de Musset, den sie eben kennen gelernt hatte, ein Exemplar, Musset war entzückt: — kurz darauf teilt sie Sainte-Beuve in aller Form mit, sie sei Mussets Geliebte geworden, er möge es aller Welt verraten, sie verlange keine Verschwiegenheit.

Am 25. Oktober an Sainte-Beuve: «Es ist die Liebe eines Jünglings und die Freundschaft eines Kameraden. Es ist etwas, davon ich keine Ahnung hatte und dem ich nie zu begegnen gedacht hätte, am wenigsten bei ihm. Ich habe diese Zuneigung gelehnet, ich habe sie zurückgewiesen, ich habe sie erst verweigert, und dann habe ich mich ergeben und bin

glücklich, es getan zu haben. Ich habe mich mehr aus Freundschaft denn aus Liebe ergeben, und die Freundschaft, die ich nicht kannte, hat sich mir ohne einen der Schmerzen offenbart, die ich mit anzunehmen glaubte.» Ich unterstreiche dies und jenes. Denke an die schnuppernde Abenteuerlust und wie es damit beginnt, dass sie Brüderchen und Schwesterchen spielen und George ihre Mussestunden satt und satter mit den Metamorphosen der Freude füllt. «Was er über alles ist: er ist ein gutes Kind, und seine Vertraulichkeit ist mir ebenso süß, wie mir seine Liebe kostbar ist.» Die zärtliche Katze reibt sich am samtenen Pagenwams, streckt sich wollüstig im leisen Feuer und — wartet. Die Sand war keine Hetäre gewöhnlicher Garnitur, ihre Intelligenz gestattete die weise Pflege ihrer Süchte, ihre Erfahrung wusste, viel detaillierter, als sich ihre Schwestern gewöhnlich zu erinnern vermögen. Sie hatte sich ihm nicht gegeben, ohne zuvor gefragt zu haben, ob er sie noch lieben könnte, wenn seine Begierde gestillt wäre, ob er ihr dann danken könnte. Wenn seine Geliebte in seinen Armen entschlief, würde er wach bleiben, sie anzusehn, zu Gott zu beten und zu weinen. Das schreibt eine schmachthende Dirne, die sich der Kirchenstimmung ihrer Kindheit erinnert, deren schwüles Sentiment verdarb. (Rauhe, verlorene Ehrlichkeit einer Lulu, ich liebe dich!) Es gelang ihr nicht, den Witwenschleier, der ihre Gestalt fesselte, zu zerreißen. Sie war von einer zu bürgerlichen Feigheit, als dass sie eine flammende Geste hätte hinterlassen können. Küsse und Umarmungen brannten ihr auf dem Fleisch: sie hüllte es in das romantische Rauschgold, weil dieses der gangbarste Artikel der Zeit und Literatur war. Sie kam aus der Unaufrichtigkeit ihres Handelns und Sehns nicht heraus und wollte nur den Leib mit den poetischsten Fetzen des Marktes drapieren.

Die Wurzel des Verhältnisses vom Weib zum Mann ist die Liebe.

Das ist nun einmal so. Leider? Das Weib kann sich nur am Individuum befreien und das von Fall zu Fall. Aber ihre Kinder kann sie nicht befreien. Nichts ist individueller als die Liebe, wenn nicht das Genie, das sie irgendwie einschliesst — und so gibt es Weiberschicksale, das Schicksal des Weibes ist eine Kulissenidee. Das Weib sieht ihre Differenziertheit, die ihre sowohl wie das Vielfache ihrer Kinder anerkannt — und nun ein Weibersozialismus? Das Weib lebt in mehr oder minder heftigen Reflexen des Mannes. Was eine Frauenbewegung vital Tüchtiges anstrebt, bleibt etwas ganz Individuelles, höchstens auf Klassen Beschränktes und gehört in die grossen

sozialen Bewegungen, an der die Weiber, die ihren Arbeitslohn und die unehelichen Kinder anerkannt wissen wollen, unbehindert teilnehmen können. Und das wird gewiss erreicht werden. Aber was hindert heute schon ein Weib auf den Rossen der Leidenschaft über die «Schranken der Gesellschaft» zu setzen, dreifach von Trotz gewappnet? Wenn nicht das Blut zu dünn, die Organisation des Hirns zu dilettantisch wäre? Im gefesselten Weib liegt die Möglichkeit zu höchstem, eigenstem Heldentum verborgen, ein Flammenschuss lässt es jäh auflodern. Sie gingen aber an ihrer moralischen Schwächlichkeit zugrunde, wie Hedda Gabler (möge mir der Schatten der Lehnstüchtigen verzeihen!), hätte sie nicht die Gottheit mit versöhnlicher Redsamkeit, aufgeregterem Kindersinn gesegnet. Die neue Eva bleibt eine Familienkatze. Die neue Eva reist mit ihrem Liebsten nach Venedig und pflegt ihn rührend, als er an Fieber darniederliegt. Der Arzt heisst Pagello. Sie pflegen ihn beide, und weil der Liebste kraftlos auf dem Krankenlager schmachtet, vereinigt sie sich mit Pagello. Vor ihm, auf dem Sofa. Pagello ist ein braver Dummkopf mit schöner Vergangenheit, Pagello muss inszeniert werden, weil sie ihn nun schon geniessen will. Ich denke an die tränende Abenteuerlust und wie es damit beginnt, dass Pagello Mussets «gereinigtes Ich wird, vom Schmutz gereinigt, der ihm ewig anhaften wird». Die drei lieben einander unterschiedlich. (Musset will ihm durch höchste Freundschaft entgelten, was er seiner Geliebten Schönes und Gutes getan hat.) Und sie führt den Chor der Lügen an, die vor der unreellen Geschlechtlichkeit Plastik stehn, sie fährt ewig fort, für ihr Recht zu kämpfen und gemischtere Gefühle in Szene zu setzen. Und da geschieht das Rührende, dass Pagello eifersüchtig wird. Er mag nicht zusehn, wie Musset und seine Dudevant einander in den Armen liegen, er kann der reinen Grösse ihrer Freundschaft nicht vertrauen. Er wird männlich, Pagello. Musset ist gesund. Deshalb will er nicht wie in Venedig als dritter und Seelenfreund . . . Die Dudevant fühlt sich in Paris durch Pagello blamiert und schickt ihn fort. Aber Musset rafft sich auf, und er sieht den Ekel dieser Jahre mit einer sentimentalischen Wut, die die Dudevant erschauern macht. Die ist wieder gesättigt und will das stille Glück der gefühlvollen Verdauung geniessen, das süsse zärtliche Feuer. O er liebe sie noch zu sehr; sie dürften sich nicht wiederseh'n. Es sei Leidenschaft, was aus ihm spräche, nicht mehr die heilige Begeisterung seiner guten Stunden. Es sei nicht mehr diese reine Freundschaft, von der sie hoffte, dass die zu heftigen Ausdrücke weichen würden. Und dann spricht sie von Pagello.

vom ebenso romanischen Pagello, ebenso romanisch wie sie. Sie verteidigt sich mit der aufreizenden Wendung. Sie schützt sich mit seiner Eifersucht. Sie gesteht ihre Vergangenheit in ihrer dummen Brutalität nicht ein. Wenn sie sie auch nicht liebt. Musset windet sich in Krämpfen, wenn seine Toten auferstehen; sie schreibt ihm von sich, als er wieder einmal an den fremden Tagen und Nächten ihrer Erotik krankt, schreibt ihm nur: diese Vergangenheit, die ihn aufregte wie ein schönes Gedicht, solange sie sich ihm versagte, und die ihm jetzt, da er sie wieder wie eine Beute ergreife, nur noch wie ein Alb erscheine — und die Wissenschaft der präziösen Hetäre deckt sich mit halber Geste auf und zu. Die Dudevant ist zu viel geringe Literatur und zu wenig ehrlich Blut. So hat sie sich in die unreinlichen Situationen ihres grossen vorbildlichen Frauenlebens verrannt, blieb nur eine verbuhlte Kastenheilige. Ninon de Lenclos ist mir lieber. Sie ist ein ungleich grosses und klares Talent, und ihre Hetärenexistenz hatte Momente geistvoller Genialität. Sie war ganz ursprünglich und glänzend. Es brennt kein Fleck auf ihrem leichtsitzenden Kleid — sie war ein reizendes Prinzip, so ehrlich wie kaum ein andres. Ich möchte sie bei Ihnen, meine verehrten Damen, die grobe und verlogene Dudevant ersetzen sehn, sie sollte statt der andern — o mit wieviel Grazie! — auf dem Sockel stehn und ins Leben lächeln. Die einzige gediegene Technik, deren sich die Dudevant erfreute: zu lieben, hatte in ihrer paradiesischen Heimat den Blütenruhm horizontaler Seligkeit. Um soviel kostbarer ist der Stil ihrer schnellflügeligen Briefe als die klassische Weibsprosa der Sand. Um soviel begnadender ihr Lächeln durch die Zeiten. Sie ist eine liebliche Heilige und über alle Massen lobzupreisen. ∴

O selige Ninon de Lenclos!

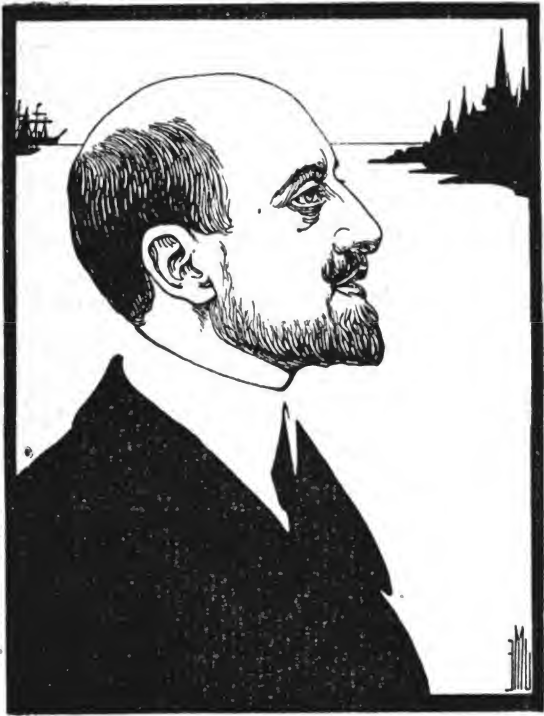
Berlin.

René Schickele. ☞



Walter Crane





Gabriele d'Annunzio

Bildnis Gabriele d'Annunzios.

E. M. Lilien.

# G e b e t

Wir stiegen den Hügel herab. Der Frühlingsabend durchwehte  
ringsum silbern und feucht säulige Hallen der Wälder.

Während verborgen im Schatten die Nachtigallen schon sangen,  
wehte ganz deutlich der Duft gleichfalls verborgener Blumen.

Stumm war sie — und stumm war auch ich; gering nur der Abstand  
zwischen uns beiden — gering — zwischen den schwachen Leibern.

Doch nicht der Berg, nicht der See und auch nicht das ferne  
Meer und der Abend nicht bargen so schrecklichen Abgrund

Als der Abgrund, der stumm zwischen uns beiden bestand.  
O langsam sich senkender Weg über den endlosen Abhang!

Während verborgen im Schatten die Nachtigallen schon sangen,  
wehte ganz deutlich der Duft gleichfalls verborgener Blumen.

Lächelnd klar war der Abend. Es kam in der grossen Klarheit  
Glockengeläute zu uns herab von Castel Gandolfo.

Wir blieben stehen und sie (ihrer Hände leichte Bewegung  
haftet mir noch im Sinn) von der Stirne zum müden

Busen schlug sie das Kreuz; auf ihrem bleichen Munde  
taten Zeichen sich kund stillen innern Gebets.

Was wohl war ihr Gebet? und plötzlich ergriff auch mich  
Inbrunst in jenem Glanz; es entstieg mein Gebet

Himmelwärts: Ave Maria! gib o barmherzige Mutter,  
dass sie mich nicht mehr liebt! oder lasse sie sterben,

O barmherzige Mutter! nimm ihr die grausame Liebe,  
o du barmherzige Mutter, und mir nimm die Qual!

Gabriele d'Annunzio.

# Lucie Berlin

**E**inhundertundacht Familien wohnen in dem Haus. Oder einhundertundacht Mietsparteien. Alle werden ja nicht «Familie» haben. Immerhin: Soviel Haushalte hat ja kaum manches Dorf. Aber diese Häuser in der Ackerstrasse, ja fast in ganz Berlin, haben fast die gleiche Anzahl Mieter. Und da ist es denn auch kein Wunder, wenn in jedem dieser Häuser ein, zwei, drei Mädchen oder Frauen wohnen, zu denen das Volk nicht «der Mensch», sondern «das Mensch» sagt. Wo soviel Menschen beisammenwohnen, finden sich immer einige «Menscher» ein. Auch im Dorf. Nicht nur in der Grossstadt. Aber davon will ich lieber schweigen, was ich draussen auf den Dörfern gesehen und erlebt habe . . .

Wer jedoch war nicht entrüstet über die Grossstadt? Und über das Volk? Und über diese Familien und diese Väter und Mütter, die ihren Kindern erlauben, für jene Mädchen kleine Gänge zu bersorgen?

Am lautesten schrien wieder mal die berufsmässigen Moralfabrikanten. Aber — es ist nur gut, dass sie von der Sache nichts verstehn, dass sie nicht die Wurzeln und Triebkräfte der Sache sehn und also auch nichts daran ändern können. Und wenn sie noch so klug und entrüstet über die Vergiftung des Volkes schreien — das nutzt den armen Kindern, die tagaus tagein auf asphaltiertem Hof spielen müssen, gar nichts.

Geht nur mal hin.

Seht Euch mal so ein Haus, so einen Hof selbst an. Nicht nur in irgend einer Reproduktion . . .

Ackerstrasse 130 liegt hinter den alten Kirchhöfen, zwischen Humboldthain und Stettiner Bahnhof. Es ist noch eins jener alten Häuser, wie sie vor den Gründerjahren gebaut worden sind. Das Vorderhaus ein wenig ausgebaut. Aber nicht so hoch wie die später errichteten Hintergebäude. Links vorn ein Grünkramkeller — die Speisekammer der kleinen Leute. Vorn rechts ein paar grosse Schaufenster herausgebrochen: ein Möbelmagazin hält dort seinen billigen Kleinbürger-Luxus feil. Schränke mit Muschelaufsatz und aufgeleimter Drehselei. Dito Vertikos. Plüschsofas. Pfeilerspiegel u. s. w. Ein besonders gangbarer Artikel hängt in mehrfacher Ausführung im Hausflur: Gelblackierte Küchenbretter, die Zierde und der Stolz jeder Arbeiterküche; gelblackiert! —

Die Treppen im Vorderhaus sind winklig und ausgetreten. Und vor dem Flurfenster erscheint der Hof. Sauber gepflastert und asphaltiert. Mit Teppichstange und Hauklotz. Ein Doppelhof. Für zwei Vorderhäuser. Das neuere Hinterhaus ist in einem Zug aufgeführt. Sechs bewohnbare Stockwerke übereinander. Dabei alles sauber. Frisch gestrichen. Die Fenster blank geputzt. Blumenbretter vor den Fenstern. Wie ein kleiner Platz siehts aus. Breite Sonne kommt herein in den fast 20 Meter im Geviert messenden Hof.

Man sieht, der Wirt — der Möbelhändler aus dem Vorderhaus — hält rein.

Und doch jene Mädchen?

Ja, bei 108 Mietern!

Da soll man aufpassen! Und wissen, wer einzieht!

Als die Liebetrut, die den Mörder der kleinen Lucie, den Zuhälter Berger, bei sich unangemeldet aushielt, im April zuzog, stellte ihr ihr vorletzter Wirt das beste Zeugnis aus. Er wollte sie eben gern loswerden. Es ist nun mal eine schlimme Sache, solche Mädchen bei sich wohnen zu haben. Jeder Wirt sucht, sie bald wieder loszuwerden. Und kriegt nur immer wieder neue herein.

Und die brauchen dann solche kleinen unschuldigen Dinger zu allerlei kleinen Besorgungen. Sie selbst haben ja keine Kinder. Und so müssen die anderer Leute heran.

Das weiss ich noch aus meiner Kinderzeit.

Da wohnten wir in so einem Riesenhinterhause der Chausseestrasse. Und in der Wohnung unter uns sollte so ein «Mensch» hausen. Zu sehn bekamen wir sie fast gar nicht. Nur ab und zu gegen Abend. Dann zog eine stattliche, feingekleidete Dame über den Hof.

Auch sie liess sich alles von Kindern einholen. Wer weiss, warum? Ob aus Scham? Um nicht im Tageslicht von den Nachbarn gesehn zu werden? Solche schamlosen Menschen haben oft ganz merkwürdige Schamempfindungen.

Ja, da gab es eine Menge Kinder, die gern für jene Dame zum Kaufmann liefen. Mehrere rechneten stets auf einen Groschen oder einen Sechser, den sie als Belohnung gab. Andre aber liefen — nun, weil ihnen das Einholen Spass machte.

Und noch andre liefen — weil es im Grunde ihres Wesens lag, gefällig, freundlich, liebenswürdig zu sein. Ja, es gibt auch unter den Kindern des Hinterhauses liebenswürdige, herzliche, reine Naturen.

Und zu denen gehörte die Lucie.

Wer weiss, ob es genutzt hätte, wenn ihre Eltern ihr verboten hätten, für die Liebetrut und deren Anhang Botengänge zu machen? Lucie musste liebenswürdig und gefällig sein.

Auch in unserm Hinterhaus<sup>e</sup> waren solche Mädchen, die jedem irgend eine kleine Liebe erwiesen. Aber — ihnen hat es nicht geschadet, dass sie auch solchen Liebetruts die Dienste nicht abschlugen. Sie sind liebe, brave Mütter geworden.

Wer verderben will, wer verderben muss, der braucht nicht in der Grossstadt, in solchen Hinterhäusern aufzuwachsen.

Woher stammen denn unsre Dirnen?

Sind es nicht meist Mädchen aus der Kleinstadt, aus Dörfern, die am grossstädtischen Dienstmädchenleben zu Grunde gingen?

Aber dennoch: es sollte nicht geduldet werden, dass sie so mitten drin in den Volksfamilien sich einnisten. Diese Nester sind Brutstätten der Perversität, des Missbrauchs andrer Menschen, der Missachtung der Rechte des andern Individuums.

Was aber noch gescheiter wäre: Man beseitige solche Gesetze, die dem Wirt das Recht geben, jede Liebetrut sofort zu exmittieren; daher die vielen Heimlichkeiten und Versteckereien, die jede Polizeiarbeit erschweren — und vor allem versuche man mal dem Wesen des Zuhältertums auf den Grund zu gehn. Mit einigen Phrasen! Eke Gesellschaft, Verkommenheit etc. ist der Sache nicht beizukommen. Haben wir mal eine anerkannte Prostitution — siehe: die Gesundheitskontrolle — da müssen wir uns auch mit dem Zuhältertum abfinden. Dem könnte eine gleiche Kontrolle gar nicht schaden.

Das Volk hat sich schon längst mit dem Zuhältertum abgefunden. Siehe die vielen Kneipen, in denen Zuhälter und Arbeiter verkehren. Siehe die Dirnenkränzchen und die Vereine, in denen sich alles mögliche aus dem Volk zusammenfindet.

Und überall finden wir Kinder. Schön ist das nicht. Und es schadet gewiss vielen jungen Seelen, wenn sie sehn, wie lasch man oft solchen Erscheinungen gegenübertritt. Aber — trotz aller natürlichen Nachsicht, die das Volk den Liebetruts und ihren Freunden entgegenbringt — es hat oft ganz harte Fäuste für sie übrig. Und nirgends hört man so kräftige Worte über das Dirnentum, als im Volk. Die sind ein besserer Schutz der jungen Menschen, als alle Gesetze. Denn was ein Vater oder eine Mutter oder sonst ein geachteter Mensch über eine Sache denkt — das wirkt vielmehr auf junge Seelen, als alles andre.

Es kommt nur darauf an, dass wir uns die Liebe und die

Achtung des Volkes erwerben. Des Volkes und der Kinder. In diesem Sinne könnte unsre Literatur arbeiten.

Aber — wie sagte doch die Wirtin vom Hause Ackerstrasse 130?

«Auf dem Alexanderplatz zeigten sie mir die Photographien von den Sittlichkeitsverbrechern. Solche dicken Bände! (Sie machte eine Handbewegung so: zehn Zentimeter dick.) Und — ich kann Ihnen sagen — fast lauter feine Herren! So 'ne feine Leute! — — —»

Hans Ostwald.

---

## Sexualethik im Russischen Heer

Das Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels ist darauf aufmerksam geworden, dass die weissen Sklavenhändler eifrig an der Arbeit sind, um namentlich aus den nordischen Ländern Tausende junger Mädchen unter allen möglichen Vorspiegelungen an sich zu locken. Sie brauchen Ware für die nach Asien ausgesandten russischen Truppen und handeln nicht ohne Auftrag. Die Wahrheit dieser Meldung kann niemand bezweifeln, der weiss, mit welcher rührender Sorgfalt gerade nach dieser Richtung hin für die russische Jugend gesorgt wird. Von den zwei grossen Trieben, die unser Leben beherrschen, Hunger und Geschlechtstrieb, scheint man im Zarenreich im allgemeinen die Befriedigung des Hungers nicht für so besonders wichtig zu halten, bezüglich des Geschlechtstriebes steht es freilich anders. Eine gewisse Presse hat sich in neuester Zeit recht sehr darüber aufgeregt, dass der Simplizissimus, die Jugend, der Ulk, die Lustigen Blätter es gewagt haben, mit dem Scheinwerfer der Satire in russische Zustände hineinzuleuchten. Wirklich, es bedürfte gar keiner witzigen Einfälle und humoristischer Erfindungen, um manche Kulturbilder aufzudecken, die keinen Zweifel darüber lassen, dass die russische Zivilisation weiter Kreise keinen Rückgang durch die Herrschaft der «niedrigen» gelben Rasse zu befürchten brauchte.

Keinem Witzblatt, sondern authentischen Quellen entnommen ist die Vorschrift zur Reglementation des Geschlechtsverkehrs für die Zöglinge der N.'schen Junkerschule. Wir lassen das interessante Schriftstück im Auszuge folgen:

Um die Junker beim geschlechtlichen Verkehr vor der Ansteckung mit Syphilis zu schützen, wird folgendes verordnet:

1. Für den Besuch seitens der Junker ist von mir das Bordell No. . . ausersehn. 2. Als Besuchstage werden festgesetzt Montag, Dienstag, Donnerstag. 3. Der Besuch des Bordells hat kolonnenweise zu geschehn, d. h. am Dienstag z. B. die 1. Kolonne der 1. Eskadron, am Donnerstag die 1. Kolonne der 2. Eskadron, am Montag die 2. Kolonne der 1. Eskadron u.s.w. Falls jedoch in der betreffenden Kolonne zu viele Zöglinge sich zum Besuch des Bordells melden, so ist der zuständige Unteroffizier verpflichtet, unter ihnen eine bestimmte Reihenfolge festzusetzen. Melden sich hingegen weniger von der betreffenden Kolonne an, so werden die in der nächsten Kolonne stehenden derselben Eskadron aufgefordert. 4. An den bezeichneten Besuchstagen hat der Schularzt zwischen 3—5 nachmittags die Frauenzimmer dieses Bordells zu untersuchen und seinen Heilgehilfen dort zu belassen, der darüber zu wachen hat, dass a) nach der Besichtigung bis 7 abends keine fremde Person diese Frauenzimmer benutzt, b) dass die Junker keine unbesichtigten oder als krank erkannten Frauenzimmer benutzen, c) vor dem Verkehr mit den Frauenzimmern hat der Heilgehilfe die Glieder der Junker in Augenschein zu nehmen und kranke Zöglinge unter keinen Umständen zum Verkehr zuzulassen, d) schliesslich hat er den Junker zu veranlassen, unmittelbar nach dem Beischlaf das Glied mit einer eigens von dem Schularzt hierfür mitgegebenen Flüssigkeit abzuwaschen. 5. Zusammen mit dem Arzte begibt sich in das Bordell der Kolonnenunteroffizier der betreffenden Kolonne. Nach Beendigung der ärztlichen Untersuchung kehrt er in die Schule zurück und rapportiert dem diensttuenden Offizier, wieviel Junker an dem Tage das Bordell besuchen können, wobei in Betracht zu ziehn ist, dass auf jedes vom Arzt zugelassene Frauenzimmer je — — 3!! Junker kommen! 6. Nach Empfang der Auskunft befiehlt ihm der diensttuende Offizier, aus den Junkern, die den Beischlaf auszuüben wünschen, einen Trupp von bezeichneter Stärke gleich nach Mittag zu bilden und vorzubereiten. Als Chef dieses Trupps hat der Unteroffizier der betreffenden Kolonne zu fungieren, der für das Einhalten der geltenden Regeln wie der Ordnung überhaupt verantwortlich ist. Er ist verpflichtet, dem Heilgehilfen bei der Besichtigung und beim Waschen der Geschlechtsteile der Junker seine Mitwirkung zu erweisen, und diese haben sich allen Forderungen des Chefs zu fügen. 7. Der beurlaubte Trupp der Beischlafbedürftigen wird vom diensthabenden Offizier persönlich beurlaubt. In das Bordell können die Junker einzeln eingehn, zurückkommen müssen sie jedoch zusammen und nicht später als  $7\frac{1}{4}$  abends. Der diensthabende Offizier empfängt den Trupp und ist ebenfalls verpflichtet, alle persönlich zu besichtigen und von dem Heilgehilfen Rapport über den günstigen Verlauf des Beischlafs bei einem jeden entgegenzunehmen. 8. Die Junker haben nicht das Recht, andre Bordelle zu besuchen. 9. Als Zahlung für den Besuch wird 1 Rubel 25 festgesetzt, wobei für dieses Geld nicht mehr als ein einziges Mal und nicht länger als eine halbe Stunde koitiert werden darf. 10. Die Junker haben die Rechnung selbst zu begleichen, wobei sie stets eingedenk sein müssen, dass es keine schimpflicheren Schulden gibt als die Schulden im Bordell.

Die vorliegenden Regeln treten am Dienstag, den 20. Februar in Kraft. Gezeichnet N. N.

Möglicherweise gelingt es derartigen famosen Reglementationen, tatsächlich die Jünglinge vor körperlicher Krankheit zu bewahren, was sie aber von diesem Erziehungssystem mit-

nehmen, ist ebenso schlimm wie physische Gebrechen — es ist seelische Impotenz. Die Liebe ist ihnen eine maschinelle Funktion geworden, für die erste Kolonne der ersten Eskadron Dienstag u. s. w. Das Weib sehn sie nur als Apparat an, Empfindung ist ihnen etwas Unbekanntes. So treten diese Junker hinaus ins Leben, das ihnen als ein grosses Bordell erscheint, um einen Nachwuchs zu züchten nach ihrem Ebenbilde und für ihre Mannschaften in gleich väterlicher Weise zu sorgen, wie man für sie gesorgt hatte. Zwischen der herben, unmenschlichen Askese eines Tolstoi, die das Fleisch zu Sünde macht und gerade dadurch die Jugend aufpeitscht, sich in Sehnsucht nach der Unreinheit des Fleisches zu verzehren, und zwischen der behördlichen Propagierung tierischer Brunstbefriedigung pendelt die sittliche Erziehung unsrer Zeit hin und her und zwischen diesen beiden Extremen wird eines zermalmt, verkürzt, zerstört auf Lebenszeit, die Fähigkeit zu lieben, als Bettler stehn dann viele da, ohne Gegengabe, wenn ihnen Liebe geboten wird! Deutsch-Akademischer Keuschheitsverein Ethos und Russische Junkerschule. —!! Es gibt doch wohl noch eine Wahrheit, die in der Mitte liegt!

Miles.

## Das Land, wo sie nicht lügen

Der Mann ging mit seiner Gattin in den Krautgarten hinter ihrem Hause. Er war breit und stark wie einer, der sich das Leben untertan gemacht hat. Sie trug ihren Kopf und hob ihren Fuss wie jemand, der in ruhigem Glücke lebt.

«Weit unten, wo die Rosen glühten und die Bäume waren, fruchtbeladen, stand ihre Tochter und war siebenzehn Jahre und stark und schlank, mit Träumen in ihren jungen Augen.

«Nun ist sie Jungfrau», sagte der Mann.

Seine Gattin nickte.

«Lass sie die Kammer bekommen, in der du als Mädchen sassest», fuhr er fort. «Weisst du noch . . .»

«Ich weiss», sagte sie und errötete froh.

Er zeigte auch die Scheibe, die durch das Laub der Bäume lugte.

«Ich war über die Mauer gestiegen», sagte er. «Die Alten schliefen, und der Hund war dein Freund und meiner und verriet uns nicht. Ich schwang mich in den Baum hinauf . . . von Ast zu Ast, bis ich dein Fensterkreuz erreicht hatte.»

«Ich denke . . . ich denke daran», sagte sie mehr rot und mehr froh.

«Morgen noch soll sie dahinauf», sagte er.

Er lief an das Haus.

«Wo willst du hin», fragte sie.

Er winkte und sprang und lachte.

«Ich will den Knorren abhauen, der meine Hochzeitshosen zerrissen hat», rief er.

Carl Ewald.



## Der junge Ritter der Schönheit

Der Genius der Schönheit geht aufs neue durch die Welt, und die blaue Blume, die die Reinkultur pflegenden Gärtner vollständig ausgerottet glaubten, hat wieder ihren wunderschönen dunkelblauen Kelch rings in den Landen emporgehoben. Sie hat sich in Vermland, in Dithmarschen, in Frankreich und in Italien gezeigt. In einer einzigen lauen Lenznacht blüht die Blume auf, nur die wirklichen Dichter können sie sehn, aber der wundervolle Duft der Blüte strömt und wogt in der lauen, sternstillen Nacht, und er hüllt sich dicht um all die Millionen von Herzen ringsum, die sich nach der Schönheit sehnen. Sie hat sich auch in Dänemark gezeigt, aber man ist sich natürlich nicht so recht einig darüber, wer sie gesehn hat. Das unmenschliche und schönheitmordende Klima tut vielleicht auch das Seine dazu, dass die seltene Blume es schnell aufgibt, zu florieren, und sich lieber als Küchenkraut akklimatisiert. Es geht mit dem Anfang dieses Jahrhunderts wie mit dem des vorigen, der goldblaue Blütennebel wird plötzlich und stark wahrgenommen, der Duft ist tief und dunkel, unendlich grosser Blumen Nähe ahnt man — es schreitet aufs neue ein Genius über die Erde. Da ist Gustav Frenssens Jörn Uhl, der auf den Sinn wirkt wie ein einziger langer hellblauer Sonntagmorgen, und Selma Lagerlöfs Gösta Berling, der schwarzblau wie eine Winternacht voller grosser Sterne funkelt, und Gabriele d'Annunzios Gedichte, die heiss und sonnig wie die weinblauen griechischen Gärten brennen, und Edmond Rostands historische Dramen, die im verweilenden Abendblau grosser Erinnerungen geschrieben zu sein scheinen. Alle diese Dichtungen sind für uns, was Atala und Corinne und Jean Pauls Romane für die Generation am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren. Es sind unsrer Tage blaue Bücher, vielleicht werden sie aber doch weit über Verdienst verehrt, trotz aller Schönheiten, weil sie unmittelbar nach der ungemein langausgedehnten Periode der schwarzen Bücher gefolgt sind. Edmond Rostands plötzliche und unermessliche Volkstümlichkeit zeigte der Welt, dass die blaue Blume noch in Frankreich vorhanden sei, selbst nachdem Balzacs schwarze Gebirgsketten die Aussicht ins Land der Poesie verschlossen und Zolas Grubenarbeit den Erdboden nach allen Seiten aufgewühlt hatte. Mitten zwischen Fels-sprengungen und Russ und Rodungen lag ein kleines warmes Tal, hier also war es, wo sich die Blume zeigte.

Sie ist blau, aber sie ist klein, sehr klein!

Vielleicht sind es Zolas Grubenwerk und der viele Kohlenrauch, die ihrem Wachstum geschadet haben? Die Brüder Goncourt, die beiden fleissigen Literaturbotaniker, haben sei

vielleicht zwischen den Fingern gehabt, ohne ihre hohe Bedeutung zu verstehn.

Was es nun auch sein mag, die Pflanze hat unweigerlich viel Schaden gelitten, seit sie zuletzt ihre grossen, sonnenblauen Kelche in Lamartines Poesien entfaltete.

Aber dennoch lieber ein Dichter als zwei Schriftsteller.

Und das französische Volk meinte etwas Aehnliches, als es ohne weiteres Rostand in die Akademie einsetzte, mit einem grossen Lorbeerkranz um den Scheitel. Sie wollten wissen, wo sie ihn hatten. Und Edmond Rostand gleicht nicht nur einem Dichter, er ist es auch wirklich. Er hat nicht allein die interessante romantisch bleiche Gesichtsfarbe, die grosse gerundete Dichterstirn, den koketten schwarzen Schnurrbart à la Musset, die elegante seidene Halsbinde à la de Vigny und die gestickte Weste, die an die weltberühmte Gautiers erinnert. Er ist in Kleidung und Sinnesart ein wenig in Familie mit den Romantikern von 1830. Er ist der letzte, etwas zugeschliffene, zarte und dünnblütige Sprössling der Familie, aber er ist echter Romantiker dadurch, dass er stets über alles das dichtet, was war und gewesen ist, und in seinem Knopfloch trägt er mit kleidsamem Anstand seine blaue Blume, die freilich sehr klein ist, aber dafür von der rechten Farbe. Seine Verse perlen leicht dahin wie ein milder und blaubetauter Burgunder, der Wein hat eine ganz eigene Süsse und ein apartes Bouquet, mit leichtem Zusatz von patriotischem Gärstoff. Er wirkt äusserst wohlthuend nach den vielen giftigen Likören und schwarzen Elixieren der Symbolisten.

Es sind junge Verse, aber im Gefolge der Jugend ist Magerkeit, und die Verse sind unbestreitbar bisweilen ein wenig zu mager an Inhalt. Sie tanzen etwas zu sehr dahin und mit etwas zu grossem Schwung, und diese jugendliche Tanzlust verhindert eine gediegene Ansammlung von poetischen Fettkörperchen. Andererseits findet man indess auch Verse, die allzulange im Ballsaal der Inspiration nachgesessen haben, so dass sie viel zu schwer an Inhalt geworden sind, zum Beispiel Sully Prudhomme, die ja durch schwedische Nobelpreise noch mehr überfett geworden sind.

Aber wie hat nicht gleichwohl Frankreichs Herz sich gesehnt nach jungen Versen, nach hyacinthblauen und schleifegebundenen Versen, nach Mantel- und Degen-Komödien, nach romantischen und verwegenen Einfällen, nach dramatischen Bilderbüchern für grosse Kinder, Bilderbüchern mit kleinen Adlerjungen und langnasigen edlen Rittern und schwarzen Seidenkappen und Monden auf dem hinteren Vorhang!

Als Cyrano de Bergerac zum ersten Mal über die Bretter ging, war in den Etagen mehr Bewegung als auf dem Jakobinerberg des Revolutionstribunals. Die Menge schrie und schluchzte und war nahe daran, eine dramatische Vers-Carmagnole zu tanzen. Man sagte stehenden Fusses «Racine, Hugo, Rostand»,

weniger konnte es nicht sein. Und als L'Aiglon flügte wurde und aus dem Nest flog, gab es im Theater nicht die Madame, die nicht auch wünschte, von einem wirklichen Adlerjungen geliebt zu sein.

Ja, Frankreich hat wieder etwas von einem Dichteradler auf seinem Parnass, vorläufig ist es nur ein Adlerjunges mit den weichsten Versdaunen der Welt. Ob sie sich jemals zu Schlagfedern auswachsen? Aber Daunen sind auch gut. Lamartine war sensitiv und Musset sensuell, aber Rostand ist nur sensibel.

Er hat indessen das grosse Verdienst, den Vers aufs neue auf dem französischen Theater eingeführt zu haben.

Den jungen, feinen, poetischen Vers mit den hübschen, grossen blauen Augen, dies feine und reizende Kind, das seit der schönen Jugendzeit des Romantismus ganz verschwunden war. Rostand ist der junge Ritter der Schönheit selber.

Der Genius der Schönheit geht wieder durch die Welt unter einem blauen Morgenhimmel, und der bleiche Genius der Schwermut mit den weissen Rosen hat sein Antlitz abgewendet in den Schatten.

Noch ist es weit bis zu Mittagsbrand und Rosenglut der grossen Dichtung, die neue Poesie ist bleich von Morgensonne und Morgentau, aber die lange Nacht hat sie hinter sich.

Eines Tages wird der Genius der Schönheit sich an die Orgel der Völker setzen, die tausend weissen Marmorstufen hinaufsteigen und aufs neue, mächtig und tieftönend, hin über die verstummten Reihen der bestaubten Tangenten präludivieren.

Und die Töne werden den Menschen sagen:

«Hebt der Schönheit gebannte Verzauberung! Ihr sollt nach Schönheit trachten, Ihr sollt die Rosen lieben. Ihr sollt an die Schönheit glauben, an die goldenen Festtage des Lebens, an das Licht. Lasst das Leben auf Euch einströmen, mächtig brausend wie eine Springflut nach der Ebbe. Ihr sollt Euch eine Rosenstadt mit weissen Elfenbeintürmen bauen. Ihr sollt in dem schlummernden Walde die Prinzessin wachküssen. Lasst die Sprache von neuem tönen, orchestral und wildbrausend. Gebt jedem einzigen im Volke eine tiefrote Rose von der schlafenden Wälder schlafendem Rosenflor. Senkt Euch in des Frühlings goldengrünes Meer. Hängt reiche Tapeten auf unter grauen Himmeln. Immer sind die Himmel erfüllt von schwebenden Adlern, auf die seien Eure Augen gerichtet. Hinter schwarzen Bergketten der Schmerzen liegen des Lebens unermessliche Wiesen, mit dem offenen Horizont weiter Ebenen — dort wohnen Eure Jugendträume.»

— — Alles dies wird in den tiefen Tönen liegen, und die blaue Blume wird duften und blauen.

Vielleicht dass der Duft zu jener Zeit auch bei uns zu spüren sein wird?

Nicht als ob es hier zu Hause gar nichts Blaues gäbe.

Denn zwei Drittel des Jahres kann man sehr wohl Gefahr laufen, vor Hundekälte über den ganzen Körper blau zu werden, und man sieht auch Menschen, die mit einem Gesicht blau von täglichen Aergernissen herumlaufen.

Es kommt auch vor, dass der eine das blaue Ordensband erhält und dass ein anderer, wenn er nach Hause kommt, einen Steuerzettel in einem blauen Umschlag auf seinem Tische findet.

Was die Musen betrifft, so halten die acht von ihnen ewig blauen Montag, und in Literatur und Politik gibt es wirklich mancherlei, das völlig sinnlos erscheint und ganz ins Blaue hinein.

Svend Leopold.



W. H. Bradley



Der Träumer.

Fernand Khnopff.

## Träumer

Und Taten gehn und Tage wie im Traum,  
und Worte rauschen, und die Herzen schlagen,  
und alle grausen Dinge um uns tragen  
den Wunderschleier, und wir atmen kaum.

Die Zeit wird weit, und reich wird uns der Raum,  
und alle Schatten, die begraben lagen,  
erstehn und bauschen breit und mit Behagen  
der alten Prachtgewänder Silbersaum.

Und winden sich in einem stillen Treiben.  
Und ist doch alles wie ein Bild und Bleiben,  
denn es geschieht wie hinter matten Scheiben.

Da tanzen manche ihre klaren Tage,  
und manche lächeln ihre alte Klage . . .  
und alles Leben wird wie eine Sage.

Jean Jacques Hegner.

# Die gotischen Zimmer

Familienschicksale vom Jahrhundertende

Das Versöhnungsfest

(Fragment)

**E**sther und Max gingen den Strandweg hinunter, um die Ausstellung zu besuchen, die sie noch nicht gesehn hatten. Da sie beide in Stockholm geboren waren, hatten sie ihre alte Tiergartenkontur so sicher im Auge, dass sie die im Dunkeln zeichnen konnten. Jetzt aber, wie sie, in ihr Gespräch vertieft und die Blicke nach innen gerichtet, dahingingen, blieben sie plötzlich stehn und sahn auf. Vor ihnen lag eine weisse, leuchtende Stadt, wie zum Fest gekleidet.

Max stand und sah vorwärts, aufwärts wie in einer Ekstase:  
— Das Licht ist wieder gekommen!

Und sie gingen vorwärts, während er sprach:

— Die Furcht vor dem Weissen ist verschwunden. Die Augen ertrugen weisse Häuser nicht, darum verbot die Hygiene den Kalkputz, und die Façaden unsrer Jugend waren mit Russ und Rost gestrichen; die Behörden verlangten Kienruss oder Eisenocker in der Tünche. Und das Grün, das Hoffnungsgrün, das die Aesthetik in den Bann getan hatte, darum und darum — das Grün hat seine Wiederkunft gefeiert; das Weisse grünt, und das Grüne vergoldet sich. Selbst die Nationalflagge ist heller geworden: der dumpfe Indigo ist in den milden Kobalt übergegangen, das schwere Eigelb ins bleiche Gold. Wir sind im Dunkel gewandert, aber es war nur eine Sonnenfinsternis, die einmal zu Ende gehn musste. Ich erinnere mich an meine Kindheit, als die kleinen Schwestern weisse Strümpfe trugen wie ihre Mütter; und ich erinnere mich, wie die schwarzen aufkamen; ich fand, sie glichen Dämonen, die aus Schornsteinen herunter kamen; das Weisse wurde schwarz, und es gab gewisse Frauen, die mit einem Trauerkleide kokettierten, obgleich sie keine Trauer hatten. Jetzt wird es wieder hell; der Strumpf hat Farbe bekommen, und der Stiefel hat seine Schwärze ver-

---

Anmerkung des Uebersetzers: Strindbergs neuester Roman «Die gotischen Zimmer», der im Herbst erscheint, schildert die menschliche Gesellschaft in dem Schweden der neunziger Jahre ebenso umfassend, wie sein erster Roman «Das rote Zimmer» die menschliche Gesellschaft in dem Schweden von 1880 schilderte.

loren; das Weib hat ihr langes Haar wieder bekommen, ihren Hals und Busen befreit — jetzt bekommen wir Mütter wieder — mit Kindern als Halsband!

Sie hatten den Brückenkopf erreicht und wanderten in die weisse Stadt hinein. Sie sahn die Menschen nicht; sie wurden von ihrer eignen schützenden Aura umgeben, die sie gleichsam unsichtbar machte. Die Gebäude und Gegenstände besah sie nicht, sondern behandelten sie wie Dekorationen zu ihren Gedankenbildern. Sie spielten dahin, an Maschinen, Mineralien, Möbeln und Waren vorbei. Sie warfen sich in Alt-Stockholm hinein; gediehn einen Augenblick in der Vergessenheit der Vorzeit, empfanden aber bald eine Beklommenheit und rafften sich zum Jetzt auf! Jetzt leben, nicht damals! Nicht einen Tag in der Zeit zurück, lieber in der Zukunft, sich selbst und seiner Zeit voraus!

Schliesslich setzten sie sich in die blaue Grotte. Max sprach immerfort:

— Jetzt denke ich blau, jetzt sehe ich blau; ich weiss wo ich bin, aber ich habe es vergessen, und ich bin nicht hier. Ich weiss, wie du heissest, aber ich will deinen Namen nicht nennen, denn du bist nicht die, die du bist. Weisst du, es soll eine geistige Verwandtschaft zwischen den Paten eines und desselben Kindes existieren. Ich glaube daran; ich glaube an das selbständige Dasein der Seelen ausserhalb der Körper, und an geistige Blutschande. Wir müssen auf irgend eine unbekannte Weise Geschwister sein, und darum bekommen wir kein Kind; darum tragen wir an einer Schuld, an einem Schamgefühl, das wir nicht erklären können. Du bist nicht die, die du bist, denn wenn du abwesend bist, und ich dich mir vorzustellen versuche, wirst du eine andre . . .

— Wer werde ich denn?

— Bald meine Mutter, bald meine Schwester, bald . . . Weisst du, ich glaube, die Seelen leben so unabhängig von den Körpern, dass sie einen Schössling in fremde Rinde senken und saprophytisch darauf leben können. Die Flechte, die auf Bäumen und Steinen wächst, ist ein Zusammenleben von einer Alge und einem Schwamm, eine Gesellschaft, die man Symbiose nennt. Das ist die Ehe, die geistige meine ich, und die Eheähnlichkeit ist die noch unerklärte Bildkraft der Seele, die Materie umzukneten. Ich hatte deinen Vater gesehn, aber niemals deine Mutter, als ich einmal im Theater, einige Reihen vor mir, den Nacken einer Dame sah, der meine Aufmerksamkeit erregte. Ich wandte mich an meine Begleitung und sagte: Der Nacken dieser Dame erinnert mich an Gustav Borg! —



Ja, es ist seine Frau! wurde mir geantwortet. — Wenns das Gesicht gewesen wäre, hätte man die Wirkung der Anpassung im Verkehr verstehn können, aber im Nacken? Das klingt ja wei Fabeln.

— Man wird allerdings als Zwillinge geboren, erwiderte Esther, man kann es aber auch werden. Meine Mutter hatte eine Zwillingsschwester, und als sich die einmal in die Hand schnitt, fühlte meine weit entfernte Mutter den Schmerz. Du und ich, wir sind Zwillinge geworden, wir müssen aber aufhören, es zu sein.

— Ich glaube, wir sterben im selben Augenblick, in dem das Band durchschnitten wird. Der Trennungsschmerz ist das grösste von allen Leiden, aber wir müssen dahin!

— Kannst du dir ein Ende denken?

— Nein! Und was man nicht denken kann — das gibt es nicht.

Sie gingen wieder, um den Platz zu wechseln, und sie kamen an die Kunsthalle.

— Siehst du? fing der Graf wieder an. Siehst du die Büste da in der Loggia?

— Das ist Arvid Falk!\* Lebt er noch?

— Ja, er lebt.

— Komm, wir wollen ihn uns ansehen

Sie gingen in die Veranda hinein, und Graf Max begann wieder:

— Das ist mir unerwartet, ihn hier zu sehn, aber er wird als tot und ungefährlich betrachtet.

— Wer hat die Büste gemacht?

— Eine Frau; das ist ja eigen.

— Nein, warum? Er hat ja immer mit Frau und Kind zusammen gelebt, antwortete Esther. — Aber was ist das auf dem Sockel?

— Es sieht aus wie Feuerflammen. Soll es der Schwefel sein, den er analysiert haben will, oder ist es das Inferno, das er jetzt \*\* durchmacht?

— Er sieht nicht bange aus, eher leuchtet der göttliche Uebermut aus ihm, den die Götter hassen.

— Hat irgendwer diesen Mann verstanden, glaubst du? Er behauptet, es habe niemand getan, weil er sich selber nicht verstanden habe; aber er scheint zuweilen sein Lebensrätsel zu

\* Anmerkung des Uebersetzers: Der Held des «Roten Zimmers», = August Strindberg selbst.

\*\* Anmerkung des Uebersetzers: 1897 war die Ausstellung in Stockholm.

ahnen, und er fasst sich als eine Aufgabe. Er ist für mich Balzacs Louis Lambert so ähnlich, der hier nicht zuhause ist. Seine Unzufriedenheit mit allem hierunten will er seinen latenten Erinnerungen an ein Besseres zuschreiben; er glaubt, alles sei eine schlechte Kopie vom Original, dessen er sich dunkel erinnert. Und sein Schwanken zwischen asketischer Frömmigkeit und sinnlicher Gottlosigkeit sagt, dass er das Erdenleben als eine Strafe betrachtet und dass er dann und wann ein Schlammbad als Pönitenz nehmen muss.

— Hast Du ihn gekannt.

— Nein, ich glaube, kein Mensch hat ihn gekannt. Er hat eine solche Fähigkeit, sich im Verkehr zu cachieren, indem er sich dem Sprechenden anpasst, dass sein Zuhörer nur den Eindruck bekommt, er habe sich gespiegelt oder zu sich selbst gesprochen. Darum hat man so viele sonderbare Charakteristiken von ihm, die den Anschein erwecken, als hätten die Porträtisten ihre eigenen Bilder, nicht seines wiedergegeben! Neulich hatte eine Frau in einem Essay versucht, ihn zu erklären, aber sie gesteht, dass sie gescheitert ist und dass sie nahe daran gewesen sei, den Verstand zu verlieren.

— Warum wird er denn so gehasst?

— Weil ihr nicht von dieser Welt seid, darum hasst die Welt euch!

In diesem Augenblick fühlte Graf Max etwas wie einen warmen Hauch auf seinem Rücken; und als er sich umdrehte, sah er einen Mann von unbestimmtem Alter vor der Büste stehn und sie mit einem ironischen, beinahe verächtlichen Lächeln betrachten.

Der Graf hätte beinahe einen Ausruf ausgestossen; er wandte sich zu Esther und sagte ihr was mit den Augen.

Der Unbekannte ging in die Halle hinein.

— War er das?

— Ich glaube es!

— Sahst du seine Miene. Er sah auf sich selbst herab und sagte mit dem Gesicht: Mit dem sind wir fertig!

— Was sollte das bedeuten?

— Er stand ja immer über sich selbst, und mit dem stärksten Selbstgefühl vereinigte er die aufrichtigste Selbstverachtung. Vielleicht ist er auf neuen Bahnen und sieht auf seine alte Reinkarnation herab!

— Glaubst du, dass er es war? Er ist ja in Paris!

— An Doppelgänger im Sinne des Pöbels glaube ich nicht; aber es hätte ja unsre Projektion der Büste sein können. Wir, du und ich, «sehn» einander ja zuweilen, und das sind

ja nur Projektionen, plus etwas, das ich noch nicht kenne. Die Theosophen haben die Tatsache beobachtet, können sie aber nicht erklären; nennen sie jedoch «gelegentliche Materialisierungen der Halbmaterie des Gedankens».

— Aber seine Schritte waren so schwer?

— Ja, er soll so schwer auftreten, als ob er sich am Boden festhielte, um nicht in die Lüfte gehoben zu werden. . . Weisst du, was Levitation ist?

— Ja! — Aber willst du nicht die Kunstwerke ansehen?

— Ich bin blind auf den Augen, ich kann äussere Dinge nicht sehn; ich will nur an deiner Seite gehn, denn dann ist es hell in mir — kannst du das erklären? Ob ich gleich oft finde, du bist vom Dunkel, wenn ich über dich nachdenke. Dann hasse ich dich wie das Böse; aber gleich wird es dunkel. Was ist das? — Nun, jetzt, wo die Zeit der Versöhnung da ist, glaubst du, dass Mann und Weib sich auch versöhnen werden und dass der Kampf der Geschlechter beigelegt werden wird?

— Nein, antwortete Esther, das glaube ich nicht, denn würden sie durch Differenzen nicht auseinander gehalten, würde die ganze Welt pervers werden. Du weisst ja, dass alle Freunde der Damen sonderbar sind. Sie besitzen Damenseelen, und darum ehren sie sich selbst im Weibe. Jünglinge, die ja sexuell noch unentschieden sind, die verehren ja das Weib. Aber hast du gehört, dass unsre Herren aufgehört haben, von ihren Verhältnissen zu sprechen. . .

— Ich habe nicht gehört, was du sagtest.

— Nein, du hast eine Fähigkeit, dich gegen fremde Einflüsse immun zu machen.

— Wenn sie herabziehen! — Jetzt wirst du wieder dunkel!

Sie gingen weiter, hielten sich aber weit von einander entfernt, und Max sah aus, als wolle er in die nächste Tür hineinlaufen und sich verbergen.

— Wir wollen uns auf eine Weile trennen, sagte Esther; wir treffen uns in einer Stunde am Ausgang.

— Hab Dank dafür, dass du so intelligent bist! antwortete Max; aber wir trennen uns als Freunde, sonst sind wir gleich hintereinander her.

— Als Freunde!

August Strindberg.



A. Weisgerber.



**Parodien**  
VON  
**Richard Schaukal**



**Stefan George**

In schweren fluten roter mantelfalten  
Geht meine Seele . dicker wanderstaub  
Wird sich auf sohlen welche schweben halten:  
Du bliebest bleiche fernem flehen taub.  
Im starken duffe dumper angstgeföhle  
Ersah ich hafenhelle jach dein bild  
Und neuer schweiß aus offnen poren quillt,  
Die wehen perse werden weich und schwüle.

**Hugo von Hoffmannsthal**

Gib mir aus weißem Samt und süßer Seide  
Die blasse Hand. Erlauchter Ahnen Blut  
Durchbebt in Wellenlinien uns beide.  
Genug an dem. Wir wissen, wie das tut.  
Von Deinen Lidern, wo verschlafen reichet,  
Schon ganz verdorbner Völker Schaffen kauern,  
Geht über mich, wie sag ich doch statt bleicher,  
Des hohen Lebens Hauch aus Kerkermauern.

## Richard Dehmel

Geh tief hinab ins dunkle Blut  
und horch.  
Wie wird Dir denn, o Du? Nicht gut?  
Das ist der Storch.  
  
O dass mich doch, o dass mich doch!  
— hinaus mit Dir, Erinnerung!  
Was willst Du noch?  
Du bist jetzt Doppelt-jung.  
  
Ich suche mir Beschäftigung . . . .  
horch! . . . . .  
Mit fürchten! Es ist nur der Storch.

## Richard Schaukal.

Mit einer blonden juwelenschweren Dame  
Ist — sah ichs doch mit diesen meinen Augen —  
der ganz lendenlahme  
Graf von Canaille ins schwüle Samtgemach  
Mühsam gehumpelt. Geh ihm, Kellner, nach  
Und sag es ihm in meinem Dichternamen:  
Geh auf, o Herr, bei diesem Zustand alle Damen.

Schlägt er Dich ins Gesicht,  
Erwidre, Esel, nicht  
Ein Wort und, Schurke, denk:  
Botengeschenk  
Sei dies von mir an Dich.  
Nun lauf, Lump, spüte Dich.



A. Weisgerber.

## Ein Attentat von Arno Holz.

Herr Arno Holz hat in der «Zukunft» vom 11. Juni eine wütende Philippika gegen mich von Stapel gelassen, und er schreckte dabei vor dem massiven Wort «Verleumder» nicht zurück. Herr Arno Holz besitzt, wie alle willensstarken Naturen, die Fähigkeit, Wutanfälle zur beliebigen Verfügung zu haben, sobald sie ihm aus taktischen Gründen in den Kram passen. So liess er mir, mit der Naivität des Genies, einen Tag vorher ganz harmlos sagen, dass er gegen mich persönlich nichts hätte, sondern dass es ihm auf prinzipielle Klarstellung ankäme. Er zog also mit einer offenbar nur fingierten Empörung gegen mich das Schwert und fuchtelte damit in der Luft herum und meinte Schlaf. Im Grunde hielt er mich für einen leidlich anständigen Menschen, den er aber aus taktischen Gründen vor der Oeffentlichkeit als Verleumder beschimpfen zu dürfen glaubte. Wahrhaftig, der ganze Arno Holz, wie er leibt und lebt. Diesem Gewaltigen sind wir kleinern Leute eben nur Kanonenfutter, nur Mittel zum Zweck, zum grossen Zweck, der Mitwelt und den kommenden Jahrtausenden die Ueberzeugung einzubläuen, dass Herr Arno Holz ganz allein der Schöpfer der «Familie Selicke» wäre. Ja wohl, darum allein Räuber und Mörder. Darum alle diese Beschimpfungen vor der Oeffentlichkeit, diese brutalen Drohungen mit Prozessen und Strafparagrafen. Wie er selbst mit zucker- und sauersüßem Lächeln zugeben muss, habe ich in meinem Buch «Bilanz der Moderne» seine Verdienste um die Schöpfung unsers Stils und unsrer modernen Literatur sehr energisch gewürdigt. Ja, das habe ich in der Tat, und sogar, wie ich hinzusetzen darf, mit Wärme und Eindringlichkeit. Das hilft mir jedoch alles blutwenig, denn ich habe seinen Anteil an der «Familie Selicke» — etwa bestritten? etwa verleugnet? Ach nein, nur auf das richtige und noch immer sehr beträchtliche Mass zurückgeführt. Aber ich behauptete und behaupte noch, dass für eine ästhetische Abschätzung das Hauptverdienst an dem Werk nicht bei ihm liegt, sondern bei Schlaf. Wohlgemerkt, es handelt sich nur um die «Familie Selicke», nicht etwa um die Theorie des Naturalismus oder um seine Gesamtstellung in der Literatur. Ebenso wenig

wird von mir bestritten, dass ohne ihn und seine Vorarbeit das naturalistische Drama überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Endlich war ich auch niemals der Meinung, dass ihm, dem Schöpfer des neuen Stils, nicht auch die theoretischen Konsequenzen, die dieser Stil zum Beispiel für das Drama haben konnte, klar geworden wären. Bewahre, an alle diese Siebensachen, auf die er mit sehr viel geräuschvollem Pathos Gewicht zu legen pflegt, habe ich auch im Traum nicht gerührt. Es handelt sich lediglich um seinen praktisch-dichterischen Anteil an dem ersten naturalistischen Drama, und da musste ich freilich nach meiner Ueberzeugung seinem Mitarbeiter Schlaf das grössere Recht vindizieren. Das aber schreit um Rache, da habe ich ihn der «Hochstapelei» beschuldigt — wenigstens tut er so —, und nun zerrt er die ganze Sache vor den Kadi und appelliert an die ästhetische Autorität der Schöffen, dass die es ihm schwarz auf weiss bescheinigen sollen, er, Holz, hätte hauptsächlich an der «Familie Selicke» herumgedichtet und Schlaf nur so nebenher. Ich nehme mir die Freiheit, dieses ganze Gebahren unsagbar grotesk und kleinlich zugleich zu finden, und es gemahnt mich an hysterische ältere Fräuleins. Vielleicht aber ist diese Hysterie auch nur Fiktion und Taktik, wer kann es wissen?

Natürlich ist Holz viel zu klug, um nicht den schlechten Eindruck vorauszusehn, den seine Kleinlichkeit machen müsste, wenn sie jedermann offen vor Augen läge. Schon darum also und ausserdem noch aus einem andern Grund hält er es für angebracht, seine wahren Motive zu maskieren und die Diskussion auf Seitenwege zu verschleppen. Er stellt also kühnlich die absolut unwahre Behauptung auf, ich hätte die langjährigen Ansprüche und Anklagen Schlags gegen ihn unbesehn übernommen und weiterverbreitet. Ich wiederhole, daran ist kein wahres Wort, und hier wird Holzens Taktik so durchsichtig, dass ich mir erlauben darf, sogar Schiller zu zitieren: ein verwünscht gescheiter Kniff, wohlausgesonnen Pater Lamormain.

Schlag hat die sehr positive Behauptung aufgestellt, dass er von Holz zwar starke und entscheidende Anregungen empfangen, sich dann aber sehr rasch von ihm emanzipiert hätte. Eigentlich nur die «Kleine Emmy» wäre ganz und gar unter dem Einfluss von Holz entstanden, während Schlag für die spätern Novellen der «Neuen Gleise» sich selbst schon eine grössere Selbständigkeit und für die «Familie Selicke» die eigentliche Urheberchaft zuspricht. Dieser Schlagschen Auffassung kann ich in diesem weiten Umfang nicht beistimmen, aber nur, wie ich betonen möchte, aus literarhistorisch-ästhetischen Gründen nicht, denn

die sogenannten Gegenbeweise und Dokumente in der Holzschen Broschüre sind entweder von einer entzückenden Belanglosigkeit, oder sie bestätigen eher Schlags Behauptungen. Doch ich will nicht abschweifen und kann mich ja ein anders Mal auch wegen dieser Frage mit Herrn Arno Holz recht nach Herzenslust raufen. Heute und hier möchte ich feststellen, dass meine Darstellung mit der von Schlaf nicht allzu viel gemeinsam hat und der Holzschen Auffassung beträchtlich näher steht.

Holz behauptet, dass er der eigentliche Autor der in den «Neuen Gleisen» gesammelten Novellen wäre — so habe ich es dargestellt.

Holz behauptet, dass er mit Schlaf den Plan zur «Familie Selicke» mündlich durchgesprochen hätte — ganz meine Meinung und Darstellung.

Holz bestätigt, dass Schlaf zunächst die «Familie Selicke» allein niedergeschrieben hätte. Diese Bestätigung gereicht mir zum grössten Vergnügen, denn sie ist ein sehr wichtiger und vielleicht der springende Punkt, und ich stimme ihm aus vollem Herzen bei.

Holz behauptet, dass er darnach die Niederschrift Schlags durchgesehen und derartig verbessert hätte, dass ihm der Hauptanteil an dem Werk gebührt. — Nun, hier beginnt unsre Differenz. Ich zweifle gar sehr, dass die Umarbeit von so eingreifender Art war, um so weitgehende Holzsche Präntensionen zu rechtfertigen.

Es ist klar, wie sehr meine Darstellung von der Schlafschen abweicht, und dass sich der Gegensatz zwischen mir und Holz eigentlich nur um die Tragweite der von ihm im Text der «Familie Selicke» angebrachten Korrekturen dreht. Warum verschweigt Holz diesen Tatbestand, warum will er meine und die Darstellung Schlags durchaus in einen Topf werfen? O es ist sehr einfach, es ist die Taktik des Sand in die Augen Streuens. Ich sage: Schlaf hat den Hauptanteil an der «Familie Selicke». — Sofort trumpft Holz grimmig auf: das ist nicht wahr, den Naturalismus habe ich geschaffen, nur ich. — Aber Verehrtester, erwidere ich ihm, es handelt sich nicht so im allgemeinen um den Naturalismus, sondern um die «Familie Selicke» im besondern. — Was, knirscht er auf, das ist alles Lüge; ich habe auch die Novellen der «Neuen Gleise» geschrieben, nicht Schlaf. — Ja aber die «Familie Selicke»? — Alles ist Lüge, ich bin der Erneuerer des Wortlautes der deutschen Sprache. — Gewiss, jedoch die Korrekturen im Text der «Familie Selicke» — ach was, Schlaf ist kein Lyriker, auch in der Lyrik habe ich



neue Bahnen gebrochen. — Wahrhaftig, so argumentiert Herr Arno Holz ohne Grazie, in infinitum, und am Hauptpunkt drückt er sich sacht vorbei, denn da ist es brenzlich.

Er hat in seiner Broschüre gegen Schlaf, auf deren Beweiskraft er Berge baut, nur einmal direkt von der «Familie Selicke» gesprochen. Bei dieser Gelegenheit — darunter tut er es nicht — brachte er zwei «dokumentarische» Belege bei: einen Brief, den er in jener Zeit an Schlaf schrieb, und Schlafs Antwort darauf. Diese famosen Schriftstücke, die jeder im «Notgedrungenen Kapitel» nachlesen mag, beweisen meines Erachtens noch nicht einmal, was er damit beweisen will: dass nämlich nur er allein, und nicht etwa auch Schlaf, die Wichtigkeit des naturalistischen Dialogs für das Drama erkannt hätte. In keinem Fall wird aber dadurch die Frage nach seiner praktischen Mitarbeiterchaft an der «Familie Selicke» berührt: hier liegen authentische Dokumente der Oeffentlichkeit überhaupt nicht vor, und es bleibt nur der ästhetische Indizienbeweis. Dagegen möchte ich doch noch Holzens widerwilliges und sehr verklausuliertes Geständnis ankreiden, dass Schlafs Leistungen, je mehr er «imprägniert» war, (ein höchst geistreicher Ausdruck!) desto wertvoller wurden, so dass Holz späterhin nicht mehr so radikale Abänderungen vorzunehmen brauchte, wie zu Anfang, wo von Schlafs Konzept kaum drei Sätze in der ursprünglichen Fassung stehn blieben. Nun gut, es sei dem so. Die «Familie Selicke» war aber die letzte Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit — was zum Teufel hindert mich, anzunehmen, dass Schlafs Selbständigkeit und das «Wertvolle» seiner Arbeit inzwischen so weit gediehn war — um die Korrekturen von Holz beträchtlich einzuschränken? Nichts hindert mich daran, und der «Meister Oelze», Schlafs erste selbständige Schöpfung, hat mich seiner Zeit, wie übrigens viel früher schon Alfred Kerr, zu der Meinung geführt, dass das eigentlich Dichterische der «Familie Selicke» von Schlaf stammt und nicht von Holz. Damit ist unser guter Arno nicht zufrieden, und während früher ein Autor, der sich zu Recht oder Unrecht über seinen Kritiker zu beklagen hatte, entweder schimpfte wie ein Rohrspatz oder zur Feder griff, scheint Holz neue Sitten einführen zu wollen. Das Gericht soll zum literarischen Forum werden; ästhetische Urteile sollen mit dem Verleumdungsparagraphen erdrosselt und dadurch gegen unbequeme Kritiker und literarische Nebenbuhler die Philisterinstinkte eines Spiessbürgertums aufgewühlt werden, das immer noch an die höhere Unfehlbarkeit der Gerichtshöfe glaubt. Dieses Attentat gegen die Geistesfreiheit und dieser Verrat an der Selbständigkeit der Literatur geht nicht von

irgend einem obskuren Lex-Heinze-Mann aus, sondern von Arno Holz, dessen wild gewordene Herrschsucht nicht mehr davor zurückschreckt, die Grundlagen seiner eigenen geistigen Existenz zu unterwühlen. Diese prinzipielle Seite der Sache zwingt mich, das Attentat vor der Öffentlichkeit zu denunzieren und zu brandmarken. Uebrigens bedroht dieser Rabiater alle Kritiker meines Buches, die meine Ansicht weiter verbreiten sollten, gleichfalls mit dem Verleumdungsparagraphen. Also Kritiker, die hinsichtlich der «Familie Selicke» zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie ich gelangen sollten, will Arno Holz durch terroristische Drohungen von vornherein zum Schweigen bringen. Ich bin neugierig, ob er damit Erfolg hat.

S. Lublinski.

## CHRONIK

### Die Scharfrichter in Berlin — Eysold in München — Lautensacks «Medusa» — Kanzelmoral

Die einzige **Marya Delvard** hat sich in gleissender Pose photographieren und im Depeschensaal des Lokalanzeigers ausstellen lassen. Sie erschien in der Galerie berühmter Staatsmänner, Raubmörder, Automobilfahrer, zweideutiger Damen unsrer illustrierten Weltblätter. Schillernde Ueberreife ward in dekorative Wucht gebracht — auf dem Reklamebild. Und sie singt «Ise». «Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren, ein reines, unschuldvolles Kind.» Das grüne Licht bewirkt etwas wie Morgue-stimmung. «... als ich zum erstenmal erfahren, wie süß der Liebe Freuden sind.» Long, long ago. Ich glaube nicht, dass Marya Delvard noch einen neuen Ton finden wird, sie verändert sich nicht wesentlich, sie wird nur reifer, ja, reifer. Die Berliner taten, als gefiele ihnen das schicksalreiche Alter ihrer Psyche nicht. Als wenn ihre Stimme nicht die «Sulamith» spräche. Diese «Sulamith» ist eine Entdeckung, gemacht im Untergeschoss der Vier Jahreszeiten<sup>3</sup> in München. Ganz spät, aus der Wehmut schwerer Weine, erhebt sich die Stimme eines Weibes und jubelt. Dann deckt die stumpfe Melancholie des lauten Bars<sup>3</sup> sie zu. Man mag ja dem Bild misstrauen, aber das Unbewusste derer, denen er es im Schlaf gibt, ist unendlich. In einen wüsten Traum läuten urplötzlich die Glocken eines byzantinischen Doms. Diese düstere Schönheit, weit fort von König Davids Tempeln und Harfen, gehört der einzigen Marya Delvard. Die Plätze kosteten 10 und 5 Mark. Nimmt man die Musik von Hannes Ruch und Leonhardt Bulmans dazu, so war dem Gerechten dafür genug getan. **Monsieur Henry** gehört pensioniert.

**Gumpfenberg**, Hans von Gumpfenberg setzte ins Feuilleton der «Münchner Neuesten Nachrichten»: Gertrud Eysold sei eine begabte Schauspielerin.

**Lautensack** ist eine typische Erscheinung der Münchner Bohème. Er hat ein drüber und drunter artistischer Vergnügen mitgemimt, wies nun eben ging. Vor zahlendem Volk und in intimen Zirkeln. Gemischten und ungemischten. Heut ist er von Valé engagiert, der das neueste Münchner Ueberbrett<sup>7</sup>l organisiert und etablierte. Früher hiess es Monachia.

Er kann halt doch etwas, die lieben Münchner «Freunde» mögen sagen, was sie wollen. Die «Medusa» aus den Papieren eines Mönchs bei «Axel Juncker in Stuttgart» ist mehr als eine Strindbergiade. Die Prologverse haben eine elegant verdorbene Schönheit, die Szenen mögen widerlich erscheinen. Die ganze Arbeit wird mancher nicht für ganz ehrlich halten können, für klebrig und aufdringlich — trotzdem. In einer Kleinstadt wohnt eine Jungfer, die keinen andern Verkehr findet als die Laufburschen und Domestiken ihres Kleinhandel treibenden Vaters. (Sie ist weder jung, noch schön, strenger Moralist!) Das ist nicht harmlos, sie benutzt sie zur Befriedigung ihrer fleischlichsten Sentimente. (Ein Schmerzensschrei, wie sie beichtet!) Nein, es geht nicht, lässt sich nicht in Prosa berichten, wie niederträchtig das Stück ist. Die ärmsten Schlucker reißen sich die Lumpen vom Leibe, weil sie brüllen vor — Sehnsucht. Die alte Jungfer lässt der geschlechtliche Wahnsinn nimmer los. Es ist nämlich eine traurige Geschichte, eine Kleinstadtgeschichte, eine Geschichte, armselig wie die Triebe dieser hilflos Einsamen und Verlassenen. Sie hat Träume, wenn der Flieder duftet, zitternd, erschütternd, ihr Leib zuckt, wenn plötzlich durch klaffende Wolken Riesenmassen Sonne niederstürzen, schreiendes Licht. Es peitscht ein Verlangen seit zwanzig Jahren durch ihr vollblütiges Leben. Altes Gift, verruchter Aufruhr im Blut. Ich glaube kein seltener Fall. Durch die Presse aber geht die Notiz: auf Anregung eines Superintendenten werden in Letschin von der Kanzel herab die Namen der «**gefallenen Mädchen**» genannt. Jedoch steht auf Kindsmord hohe Freiheitsstrafe. Es sind auch nur die allerärmsten Erdenwürmer, die sich soweit verfehlen, die Unerfahrenen, Ratlosen. Das heimliche Gewerbe weiser Frauen schützt die meisten. Moral? Wie mans nimmt. Man nenne Gummiwaren-Fabriken eine moralische Anstalt, Schutz und Schirm für Leute, die nicht mehr naiv genug sind, um sich vom unbequemem, aber immerhin die Seele beruhigenden Apparat der Palliative und Praeservative angeekelt zu fühlen. Sentimentalitäten das. Der Herr Superintendent tut recht damit, für Malthus und die Moral der biedern Leute einzutreten. Hoffentlich wird dieser Herr auf das Strafgesetzbuch aufmerksam gemacht. So frech treiben darf man es nun doch nicht, es ist ein kirchentaktlicher Fehler und betrifft ansserdem den **Staatsanwalt**.

Sascha.

## NOTIZEN

Das Bildnis d'Annunzios sowie die Gedichtprobe sind der demnächst bei Schuster & Löffler erscheinenden Gedichtsammlung von Gabriele d'Annunzio entnommen.

Aus dem Inhalt der nächsten zwei Hefte seien erwähnt: Hermann Hesse, Ein Knabenstreich, Georg Jacob Wolf, Pietro Aretino, Hermann Türck, Erich Schmidt, der Herr Literaturprofessor, Emile Zola, Ein Vorwort, Dr. O. Kiefer, Walt Whitman und das Sexualproblem, Richard Schaukal, G. O. Knoop, ein Einsamer, Johannes Schlaf, Die Bilanz der Moderne, Karl Hans Strobl, Der Student mit den zween Bräuten, Baudelaire — Uebersetzungen von Heinrich Horváth, Adele Schreiber, Heimliche Mütter, François Millet, Briefe und Aussprüche, Otto Flake, Renaissance-Dilettanten, bei Gelegenheit Wilhelm Weigands u. s. w.

---

Für die Redaktion verantwortlich René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, 1, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Das neue

73. Jahrg.

# Magazin



2

Berlin, den 9. Juli 1904

Heft 2

Erscheint jeden Sonnabend

als vierteljährlich 8 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29



SOEBEN ERSCHIEN IN SECHSTER AUFLAGE:

## WENN DIE MENSCHEN REIF ZUR LIEBE WERDEN

VON  
**EDWARD CARPENTER**

PREIS BROSCHE. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,—.

VON DEMSELBEN VERFASSER SIND FERNER ERSCHIENEN:  
**DIE CIVILISATION** PREIS BROSCHE. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,50 UND  
**DEMOKRATIE** PREIS BROSCHE. Mk. 2,—, GEB. Mk. 3,—.

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.



## Klavierschule von Professor Hans Wagner

macht jeden, Anfänger und Fortgeschrittene, mit einer glücklich vereinfachten Notenschrift, einer Erfindung Prof. Hans Wagners, über die sich die ersten Fachleute begeistert geäußert haben, vertraut und setzt ihn in die Lage, alles vom Blatt spielen zu können. Das Grundprinzip ist: **Weisse Noten — Weisse Tasten, Schwarze Noten — Schwarze Tasten.**

### Notenlernen, Notenlesen und Vomblattspielen

wird nun niemandem mehr eine Schwierigkeit machen. Die Schule, ein ungewöhnlich stattlicher Hochquartband von 236 Seiten Text und Noten kostet nur Mk. 2,—. Prospekte erhält man gratis und franko von

**Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin SW. II,  
Tempelhofer Ufer 29.**

## DIE GESCHICHTE DES PRINZEN BIRIBINKER

VON CHRISTOPH MARTIN WIELAND IST DAS KURZWEILIGSTE UND UNTERHALTENDSTE BUCH DER WELTLITERATUR. DR. CARL SCHUDDEKOPF, DER GOETHEARCHIVAR IN WEIMAR, HAT ES HERAUSGEGEBEN. ES IST NACH DER ALTEN, ÜBERAUS SELTENEN, AUSGABE MIT DEN ALTEN TYPEN GEDRUCKT UND KOSTET MK. 2,— BR., MK. 3,— GEB., MK. 4,— IN LEDER GEB. ZU BEZIEHN IST DAS BUCH DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN DEUTSCHLANDS UND OESTERREICHS.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 9. Juli 1904.

Heft 2.

## «Professors»

Das ist also alles: Sie haben Konfektionäre, Modistinnen, Weinhändler, Fuhrherrn angepumpt. Das machen doch auch andre Leute, als dieses Ehepaar mit dem schönen Namen «Professor Meyer.» Wieviel unbeglichne Konten mögen alle sie aufgetreten Zeugen in ihren Büchern haben! Aber — Meyers hatten nun mal das Pech, ein bischen zu stark von der Pumplust befallen zu werden. Und alle ihre schönen Hoffnungen auf grosse Verdienste wurden nicht erfüllt. Sonst könnten sie vielleicht jetzt auf den Zuschauerbänken zusehn, wie ein andres Ehepaar dort hilflos und schlecht = raffiniert sich aus der Anklage herausdrehn will.

Diese beiden Leute da — achten kann man sie gewiss nicht. Und bewundern auch nicht. Dazu war ihr «Verbrechen» doch zu erbärmlich und kleinlich. Sie hatten ja nicht mal den Mut, auf wirklich grossem Fuss zu hochstapeln, wie die Pariser Humberts. Sie waren eben Kleinbürger der Hochstapelei. Sie blieben das, was sie von Geburt waren: Kleinbürger.

Nur ein bischen Mitleid kann man mit ihnen haben. Sie waren doch nur zwei grosse Kinder, die in den Tag hineinlebten, die keinen Plan hatten, die vom Souperleben der westlichen Berliner angesteckt worden waren.

In ihr war eine kindliche Sucht nach «entzückenden» Kleidern und «anständigem» Essen — in der Art, wie es die

Zehn- und Zwanzigmarkmädchen lieben. Ganz wie die, hielt sie sich an einen alten Herrn. Die können ja am besten zahlen, die Alten.

Wer will ihr einen Vorwurf machen, dass sie sich verrechnet hat?

So kam sie dazu, all ihre kleinen Pumpereien und Schiebungen zu machen. Und so kam dieser langweilige, scheinbar nichtssagende Prozess zu stande. Dieser langweilige Prozess aber enthüllte, in welcher Langeweile und geistigen Dürftigkeit das Leben von Berlin W. verläuft. Seine Langeweile deckt sich mit der vom linken Kanalufer. Er hat eben doch einen tiefern kulturkritischen Wert. An Gerichtsstatt wird nun beschworen, wie unser gutes Bürgertum lebt — das in helle Entrüstung gerät, wenn man ihm sagt, auch andere haben das Recht zum Leben.

Auch andre. . . . Vor mehreren Monaten tagte in Berlin der Heimarbeiter-Kongress. Statistisch und gewissermassen amtlich wurde festgestellt, dass manche junge Mädchen in der Woche nur vier bis fünf Mark verdienen. Ich selbst suchte solche Heimarbeiterinnen auf. In sonnenlosen Kellerlöchern und engen Hofzimmern welkte dort manche Jugend, die nie an das Tageslicht, nie in Prachtgewänder kommen konnte, wie sie ihrer Schönheit gebühren.

Mit welcher Würde, mit welcher Ruhe wussten sie ihr Elend zu tragen! Stolz arbeiteten sie von früh bis spät, ja, oft auch Sonntags, um das Notwendigste zu haben. Und — mit welchen einfachen Mitteln sie Schönheit um sich zu verbreiten wussten. . . . Einige Blumen am Fenster, bunte Bänder an dem Küchengeschirr, eine gestickte Decke auf dem Tisch —

Hier war der Boden, auf dem Würde oder doch wenigstens etwas Aehnliches gedieh.

Aber — Frau Professor — haben Sie in Berlin W. ein wenig Würde gelernt?

Nein!

Wie kann man sich vor allen schadenfrohen Augen seiner früheren Weinstubengenossen so betragen? So wimmern und heulen? Es steht Ihnen garnicht. Ihr sonst ganz erträgliches Gesicht wird ja krebsrot dabei! Und wie Sie dann gleich darauf wieder ganz klar den Zeugen widersprechen und mit einem scharfen Gelächtnis aufwarten!

Na, schön mag es ja nicht sein, sechs Monate in Untersuchungshaft zu sitzen, niemals zu Kempinski gehn zu dürfen. . . . Und getrennt vom lieben Mann. . . .



Woher sollten Sie da ein wenig Würde hernehmen? Sie mit Ihrem schmalen, blonden Köpfchen? (Die Damen meinen, das Blond sei in der Untersuchungshaft bedenklich nachgedunkelt. Sonst wird's ja bei solchem Kummer immer weiss.)

Ja, in Berlin W. haben Sie so etwas nicht gelernt. . . . Da haben Sie nur gelernt, dass man seine Zeit zwischen den Besuchen von Modemagazinen, Wäschefabrikanten, Juwelieren und Weinstuben verbringen muss, um für voll zu gelten.

Sie erlauben, dass ich Sie für ein Opfer der Ihnen gegebenen Beispiele halte, dass ich Sie selbst für ein Beispiel halte, und dass ich glaube, eine kindliche, ach so rührende Sucht nach Chik, wie sie dem «Verhältnis» und ach so vielen anständigen Mädchen und Frauen eigen ist, hat Sie in einen Wirbel kindlicher Lügen gezerrt. Und Sie haben das Pech, dass Ihre Lügen ans Tageslicht kommen, während die Lügen jener dort im Dunklen bleiben. Aber jene lügen nicht weniger als Sie. . . .

Und Ihr Mann, dieser kleine rasierte Greis mit dem schlaffen Gesicht und der senilen Höflichkeit, der da neben Ihnen sitzt? Dem ging es so ähnlich wie Ihnen. Er gehört ausserdem zu jenen femininen Männern, die immer das sind, was ihre Frau ist. Wenn ihn eine tüchtige Hausfrau sich genommen hätte, wäre er ein braver Redakteur geblieben. Dann hätte ihn Geheimrat Lessing nicht Knall und Fall von der Tante Voss wegjagen müssen. Aber dann hätte er den Herrn Geheimrat an Gerichtsstelle auch nicht ins Gesicht sagen können: «Ja, die Vossische Zeitung hatte ja selbst Inserate der Rheinisch-Westfälischen Bank gebracht! Da glaubte ich, gegen meine Instruktion, auch die Papiere empfehlen zu dürfen!»

Auf diese Dinge erwiderte Geheimrat Lessing nichts. Den Widerspruch zwischen Inseratenkasse und Redaktionsehre liess er unangetastet. . . .

Wer die Geschichte dieses Ehepaares genau verfolgt, kann beinah glauben, es wollte wirklich alle die guten Sachen, die es auf Pump nahm, auch bezahlen. Pläne und Aussichten waren genug da.

Z. B. das Ueberbrettl. Warum sollte die kleine Professorfrau nicht glauben, auch ihr Talent reiche dafür aus? Auch sie werde 2—3000 Mark Monatsgage einheimsen. Waren denn die andern Talente des Ueberbrettl's grösser? Und wurden sie nicht noch höher bezahlt?

Damals hat so mancher das «chike» Leben gelernt, dem es jetzt schwer fällt, davon los zu kommen.

Meyers, die schon immer drin gesteckt hatten, kamen damals um so tiefer hinein.

Und so zeigt denn dieser Prozess, wie man es machen muss, wenn man sich nach den kleinen Luxus-Dingen sehnt — und doch so schwach ist, wie dieser Professor, der so dumm war, nicht mal gelegentlich zur Pommernbank oder ähnlichen Instituten zu gehn und sich dort 20—30000 Mark zu holen. Nein, so ein rechter Hochstapler war er gar nicht. Er war nur ein Kind, das grössere Ladendiebstähle ausführte. Er ging auf Mundraub aus; nur war seine Bedürftigkeit ein wenig verwöhnter, als die eines hungernden Heimarbeiters.

Wie es so ein Heimarbeiter machen müsste, um nicht gleich beim Mundraub erwischt zu werden, hat dieser Prozess gezeigt.

Schmeisst ihn sein Hauswirt in Berlin O. hinaus aus der Mansarde, miete er sich in Berlin W. eine Wohnung von sechs Zimmern. Nimmt man ihm sein letztes Bett, entnehme er gegen Wechsel die neuesten von Künstlern entworfenen Salon-, Wohn-, Schlaf-, Speise-, Damen- und Herren-Zimmer-Einrichtungen. Wein bekommt er dann so viel er will. Die gebratenen Tauben schmeisst ihm ein Traiteur ins Maul — und noch Fürst Pückler hinterdrein. Seidene Wäsche zieht man ihm an, Stickereikleider darüber — in Goldschube muss er seine Füsse stecken, die Juweliere kommen und schmücken ihn mit Geschmeide und Edelgestein — der Sekt fliesst ihm in Strömen ins Haus, Equipagen warten auf ihn vor seiner Haustür, um ihm auf Gummirädern zum Korso zu fahren . . . Es ist das reine Schlaraffenland.

Ja, wenn recht viele dieser Heimarbeiter sich Professors zum Beispiel nähmen, würde es vielleicht endlich einmal anders werden in diesen grauen Hinterhäusern von Berlin O. und den mit Gipsstuck überladenen «Prachtbauten» von Berlin W.

Berlin.

Hans Ostwald.



S. v. Sallwürk.

## Das neue Weib

Frau Selma Knolle liebte die Einsamkeit und schwärmte vom völligen Abgeschlossensein von der Welt. Deshalb veranstaltete sie jede Woche einen Empfangsabend, an dem sich über ein halbes Hundert Menschen in ihrem Hause zusammenfanden. Sie betete die Wahrheit an, und ihre Busenfreundin war eine — Spiritistin; sie stellte die höchsten Anforderungen an die Sittenreinheit des Weibes, und ihre Abgötterei galt einer vierzigjährigen Dame, die noch vor Torschluss das Jungfernkranzchen abgelegt hatte, um die interessanten Umstände kennen zu lernen.

Frau Selma Knolle hatte als Mädchen immer für das Cölibat geschwärmt, deshalb heiratete sie einen athletisch gebauten Mann, der schon von zwei Gattinnen geschieden war. Sie bekam vier Kinder von ihm. Er war ein verteuftet schlauer Bursche, der Doktor. Dem Zug seiner Zeit folgend, hatte er viele Reisen gemacht, sechsmal seinen Beruf gewechselt, sein Vermögen verloren, wieder erworben, abermals verloren, sich durch gute Partien wieder rangiert, aber, zu vielseitig begabt für einen Ehemann, schlechten Erfolg mit seinen Gattinnen gehabt. Zum Schluss war ihm die grosse, blonde Frau mit dem weichen Fleisch begegnet, die ihm resolut sagte: «Deine andern Gattinnen verstanden dich nicht, ich aber verstehe dich und bin die Richtige für dich.» Da hatte er zum drittenmal eingewilligt, einer schönen Frau zu einem Irrtum zu verhelfen. In den ersten vier Jahren war sie beständig schwanger und konnte sich seiner nicht so erfreuen, wie sie es gewünscht hätte. Dann musste er — er behauptete es wenigstens — eine Reise um die Welt machen. Als er wiederkehrte, hatte er allerlei Marotten mitgebracht.

Er zog z. B. ihre langen Nachthemden an und setzte sich in diesem Aufzug in ein künstlich verdunkeltes Zimmer, um «nachzudenken». Er behauptete dann, erhabene Gesichte zu haben, die er nach seinem Tod aufzeichnen wollte. Manchmal verschmähte er sogar ihre Nachthemden, und sie fand ihn als Adam verkleidet. Schliesslich fing sie an, an seinem Verstand zu zweifeln und eilte, einen Nervenarzt zu holen. Der blieb sehr lange bei Knolle, und als er dessen Zimmer verliess, machte er ein sehr vergnügliches Gesicht, drückte ihr beruhigend die Hand, erkundigte sich teilnahmsvoll nach ihrem Gesundheitszustand und verschrieb ihr Pillen. Sie verstand das alles zwar nicht sich zusammenzureimen, doch war sie zufrieden, dass ihrem Bibibi, wie sie den Athleten nannte, nichts Ernsthaftes fehle. Sie überlegte, zu welchem Beruf sie ihm raten sollte.

Und da sie im Grunde doch an seinem gesunden Verstand zweifelte, kaufte sie ihm eine Zeitung, deren Leitung er zugleich übernehmen sollte.

Sie kalkulierte ganz richtig, dass es für einen Mann von seiner Begabung keine passendere Beschäftigung geben konnte. Bibibi, der Bibibi, der drei strenge Jungfrauen zum Altar geführt hatte — nicht alle seine Jungfrauen hatte er zum Altar geführt! —, kehrte glücklich das Unterste

seiner Ueberzeugungen nach oben. Er nahm nur Ehebruchsromane für seine Zeitung an und lehnte kaltblütig alle andern literarischen Anerbieten ab. Der Ehebruch musste natürlich in einer verdeckten Schüssel und mit Gewürz aus den Beeten der Romantik serviert sein. Ferner nahm er nur von Damen Arbeiten an. Diese Damen durften indes nicht das vierundzwanzigste Jahr überschritten haben, um noch «ihre ganze Frische» dem Publikum bieten zu können. Zum Schluss pflegte er mit jeder Verfasserin, von der er eine Arbeit akzeptierte, die letzten Abmachungen in einem Hotel zu treffen, «weil er da ungestörter sei, als in den unruhigen Redaktionsräumen.»

Sein Lesekomitee, d. h. die jede eingelaufene Arbeit Prüfenden, bestand aus ihm geistig verwandten Weibern in Männerröcken. Daneben hatte er unter andern Kritikern besonders zwei engagiert, die eine gewisse Berühmtheit genossen. Der eine machte alles nieder, was er las, der andre war ein Genie; der machte sogar das nieder, was er nicht gelesen hatte.

Und der Verleger gedieh, und die Mitarbeiter gediehn, und die Zeitung gedieh. Bibibi machte einen Ableger von ihr und gründete eine kleine illustrierte Zeitschrift. Das Genie schimpfte diese neue Zeitschrift in Grund und Boden nieder, so dass Bibibi sofort eine zweite, die besser sein sollte, erscheinen liess. Die Schimpferei war natürlich nur ein Trick gewesen, um zwei neuen Zeitschriften zum Dasein zu verhelfen. Bibibi war eben ein grosser Schlaukopf und wusste genau, wie man das Zeug anfasste. Frau Selma schwamm in Wonne. Sie erkannte jetzt, dass ihres Mannes anscheinende Verrücktheit nur Schlaueit war. Sowie er sich auf den richtigen Platz gestellt sah, waren alle in ihm schlummernden Fähigkeiten erwacht.

Er schmeichelte der verkappten Lüsterheit des Publikums, und gab ihr fette Bissen, aber nur von der langen Sauce scheinheiliger Frömmelei begossen. Ohne diese nie, denn er war sehr für die Moral seiner Leser besorgt. Man sündigte hier nur in verdunkelten Ecken. Die Sonne durfte es nicht sehn. Nackt zu gehn, war verboten, die Röckchen zu lüpfen erlaubt. Wo sich in einem Roman eine Gestalt fand, die gegen Anfechtungen kämpfte, wurde der Roman zurückgewiesen. Anständige, d. h. kluge Leute haben keine Anfechtungen, entschied der Chefredakteur; denn wenn sie solche haben, kommt es nicht an den Tag. Wird aber ein Mensch mit Anfechtungen geschildert, so muss er gleich als niederträchtiger Kerl hingestellt werden. Frau Selma und das Publikum glaubten an die strenge Moral des grossen Bibibi. Nur eins konnte Selma nicht recht verstehn: diese Kontraktabschlüsse im Hotel.

Einmal brachte sie es durch Schlaueit und Türenhorcherei dahin, in Erfahrung zu bringen, wann er seine nächsten Abmachungen mit einem neuen literarischen Stern im Hotel haben würde. Eine Stunde vorher fuhr sie dicht verschleiert, eine Handtasche tragend, und liess sich die Stube neben dem vereinbarten Zimmer geben. Nach einer geraumen Zeit hörte sie endlich die beiden eintreten. Sie vernahm Bibibis Stimme und eine schüchterne zweite, die der Frau A. B., einer jung verheirateten Dame, angehörte.

Selma legte hochaufhorchend das Ohr an die Tür. Zuerst hörte sie nur ein vergnügliches Grunzen, wie Bibibi es von sich gab, wenn er glücklich küsste. Dann kamen wohlbekannte Laute, wie sie ihr von Anfang ihrer Ehe her vertraut waren.

Selma hatte sich behutsam auf den Boden niedergelassen, denn das Stehn wurde ihr unbequem. Später hörte sie eine pipsende Stimme jammern: «O Gott, mein armer Mann, mein armer Mann! Was wird er bloss sagen, wenn das Essen um Eins nicht fertig ist; o ich muss nach Hause!» . . .

Man hörte allerlei rauschen, dann Wassergeriesel, dann flüsterte Bibibi: «Lass mich zuerst hinab, Kindchen, ich mache alles beim Portier ab, ich habe fürchterliche Eile. Die Fahnen müssen um 12 Uhr nach der Druckerei und jetzt ist dreiviertel auf Zwölf. Den Kontrakt erhältst du morgen. Der Roman erscheint in sechs Wochen, wir bringen dein Vollbild, und du bekommst dreitausend Mark Honorar für den Erstabdruck. Hab vielen Dank, mein Herz. Adieu!»

Frau Selma erhob sich von ihrem Lauscherposten. War das ein Rückfall in seine Verrücktheit gewesen? Gewiss, nur das konnte es sein! Sie sah ihn grübelnd, forschend beim Mittagessen an und gab ihm drei Abende hindurch keinen Gutenachtkuss. Aber sie horchte von nun an viel an der Tür, die in das Redaktionszimmer führte, in dem er allein arbeitete.

Sie brachte allerlei in Erfahrung. Wie Schriftstellerinnen oft zu ihrem Ruhm kamen. Wie andre abgewiesen wurden, weil sie bei gewissen Zumutungen hochmütig aufgefahren waren. Wie dem Publikum eine Geschmacksrichtung aufgedrängt wurde, die nur von der jeweiligen Appetitsverschiedenheit des Chefredakteurs abhing. Wie die Guillotine der Kritik ohne Hirn und Vernunft arbeitete. Wie immer weniger ernsthafte Männer auf dem schöngeistigen Arbeitsfeld mitkämpfen wollten . . .

Sie verwunderte sich über manches, aber sie war zu sehr Weib, um ihre persönliche Sache nicht als Hauptsache zu empfinden. Sie horchte weiter, und sie vernahm noch verschiedene «Vereinbarungen». Nur um ihr schlecht wiedergegebenes Bild in eine Tageszeitung zu lancieren, ergaben sich manche dieser jungen Frauen den Launen Bibibis.

Nein, Bibibi, kein Verrückter bist du, eine menschliche Bestie bist du, schluchzte die arme Frau Selma im Nebenzimmer. Aber warte, ich will mich an dir rächen, dass du wirklich verrückt werden sollst. Vor allem dafür, dass du mich in Bezug auf deine eheliche Treue irre geführt hast. Oder hast du mich überhaupt nie an sie glauben machen wollen und — ich selbst habe mich im Glauben an sie bestärkt? Dann sollst du es doppelt büßen, denn was man selbst Dummes begeht, daran ist immer der andre Schuld . . . Und Selma, bis zum Rand mit Wut und Erbitterung gefüllt, vergass ihren Stolz, stellte sich mit andern weiblichen Federvieh auf eine Stufe und schrieb ein Buch. Sie nannte es: «Das seid Ihr!» Schon das erste Wort, mit dem wir empfangen werden, begann sie, ist ein geringschätziges. Nur ein Mädchen! Oder heisst es in den meisten Fällen nicht so, wenn die sage femme uns in die Arme des Vaters legt? Dann später werden wir von unsern uns an Kraft überlegenen Brüdern gefoppt, überverteilt, misshandelt. Die öden Jahre der Bleichsucht beginnen. Unlustig, von einem Gefühl der Dumpfheit und Schwere gequält, schleppen wir uns dahin, bis ein Tag uns das mit mancherlei körperlichen Leiden erkaufte Siegel aufdrückt, dass wir nun zum Gebären reif sind. Haben wir Geld und ein hübsches Gesicht, so ist bald der Freier da, der um uns wirbt. Nach einer unnatürlich verlebten Verlobungszeit, in der wir unser erwachendes Temperament verleugnen und Komödie spielen müssen, werden wir endlich zum Traualtar geführt. Die heimlich tausendmal ersehnte Hochzeitsnacht ist da. Anstatt der werbenden Zärtlichkeit des Geliebten zu begegnen, werden wir von einem keuchenden, brünstigen Gewalthaber genötigt, der vom Priester und unsern Eltern das Recht dazu empfangen hat. Nach Schmerzen und Demütigungen mancherlei Art werden wir endlich schwanger. Fast ein Jahr widriger Verunstaltung, widriger Krankheitszustände, dann kommt die Stunde, wo unsrer Schamhaftigkeit der letzte Schleier entrissen wird. Nackt wie ein Tier, in Bewusstlosigkeit versetzt, oder im Krampf verzerrt, ruhn wir hilflos vor den Augen eines fremden Mannes, des Arztes, der oft noch Kollegen an der Seite hat. Man

wühlt in unserm Körper, verspritzt unser Blut und legt sorgsam Verbände und Salben zurück fürs «nächste» Mal. Noch kaum von unsern Wunden geheilt, findet uns die neu aufflammende Gier des Mannes. Nach elf Monaten machen wir die Schlachtszene aufs neue durch. Und so weiter. Eines Tages aber harren wir vergebens der Liebkosungen unsres Gatten. Er ist unsrer satt geworden. Die Liebeskunststücke, die er uns gelehrt hat, besitzen keinen Reiz mehr für ihn. Nun geht er zu andern Frauen, um neue einzutüben. Aber die können wir nicht mehr erlernen, denn unser Körper, von ihm gebrochen und zerstört, hat keine Kraft mehr in seinen Muskeln. Wir sind schlaff geworden. Wenn er ehrlich ist, sagt er uns die Wahrheit mit offenem Viesier; wenn er feig ist, betrügt er uns hinter unserm Rücken . . .

Und nun begann die feurige Anklage gegen den einen. Das ganze Buch war so persönlich gehalten, dass jeder sofort wusste, Bibibi sei hier in die Hände einer Ueberlegenen geraten, die ihn durchschaute. Die Frauen alle, die geknechteten, geopferten, misshandelten, umringten ihre mutige Schwester, das neue Weib, die erste, die es gewagt hatte, ihren Tyrannen offen an den Pranger zu stellen. Sie drückten ihr die Hände, wenn sie sie auf der Strasse trafen, sie schrieben ihr danküberströmende Briefe.

Sie war mit einem Male die Heldin der unterdrücktern Hälfte der Menschheit geworden. Man war aufs höchste darauf gespannt, wie sie nun ihre edeln revolutionären Ideen in Taten umsetzen würde; denn nach diesem unerhörten Buch musste sie mit einem verächtlichen Fahrwohl von ihm, dem Knechter ihrer Individualität und Frauenwürde, scheiden. Einsame Arbeit in stolzer Unabhängigkeit würde ihr Märtyrerlos werden. Man bereitete sich vor, ihre Apotheose zu erleben.

Bibibi machte ein langes und immer längeres Gesicht. Alle Wetter! War er trotz aller Vorsichtsmassregeln doch noch so unvorsichtig gewesen? Hatte sie Verdacht geschöpft? Hatte ihn eine seiner Freundinnen verraten? Ihm, dem Verfechter der öffentlichen Moral, war die Sache höchst unangenehm. Hauptsächlich jedoch deshalb, weil er sich als — unschlau erwiesen hatte. Wer wollte nicht lieber für einen Schurken als für einen dummen Kerl gelten? Nun, er hatte jetzt festen Boden unter seinen Füßen, mochte sie ihn schliesslich verlassen. Er liess doppelt empörte Tiraden gegen alle los, die einen Schritt vom Wege der breiten, fetten Moral taten. Ja, er begann sich gegen das Weib zu wenden, dem die heiligsten Bande nicht zu ehrwürdig wären, um mit ihnen sein Spiel zu treiben. Er hing nicht so sehr an Selma, um eine Trennung von ihr als zu schweren Schicksalsschlag zu empfinden, aber den Skandal hasste er.

Seit sie wusste, dass er ihr Buch gelesen hatte, und das ungeheure Aufsehen ermass, das es erregte, ging sie ihm scheu aus dem Wege. Sie kannte seine herkulischen Kräfte, dazu seine Gerechtigkeit; wer weiss, was geschah. Auch ihre Bekannten dachten ähnlich und sahn sie schon als Opfer ihres Mutes, als Märtyrerin ihrer Ideen. Man erwartete bang die letzte Katastrophe.

Da kam das, was die Wenigsten vorausgesetzt hatten . . .

Eines Abends, als sie von einem Gang heimkam, trat ihr Bibibi in den Weg.

«Magst du einen Augenblick bei mir eintreten?» fragte er mit eisiger Höflichkeit. Sie folgte ihm und blieb mit schlotternden Knien an der Tür stehn. Er schritt gleichgiltig auf und nieder.

«Ich habe also den Scheidungsprozess eingeleitet,» log er, «denn nach deinem persönlichen Angriff auf mich durfte ich unmöglich anders handeln. Ich ersuche dich nun, die Kinder so schonend wie möglich auf

die Sache vorzubereiten. Das Gericht wird entscheiden, ob sie vater- oder mütterlos ihr junges Leben weiterführen sollen. Was mich betrifft, ich bin ein Mann der Arbeit, der Tätigkeit, mein Beruf wird mich über mein —, er stockte, «über mein unverdientes Schicksal erheben. Und wenn —,» er stockte wieder, «wenn ich es nicht ertragen sollte, dann —»

In diesem Augenblick nahm die alte Eva, die alte Eva, die niemals auch aus dem «neuesten» Weibe auszutreiben ist, wieder Besitz von Frau Selma. Sie sank auf die Kniee und ergriff die Hände ihres Gatten.

«Bibibi, kannst du mir das Buch verzeihn?»

Er verstand sofort die Situation, die er als Menschenkenner vorausgeahnt hatte, und richtete sich auf.

«Nein!»

«Bibibi, bedenke, welche Qualen du mir verursacht hast; ich war toll geworden, ich seh es jetzt ein, aber — verraten hast du mich doch, das kannst du nicht leugnen, denn ich war Zeugin.»

«Horcherin!» Er stiess sie verächtlich von sich und tat einige Schritte.

Sie rutschte ihm auf den Knieen nach.

«Bibibi, schlage mich, aber verstosse mich nicht; ich liebe dich, auch wenn du mich mit Füssen trittst, mir andre vorziehst; lass mich nur neben dir sein! Dir habe ich meine Kinder geboren, meine Jugend hingegeben, ich kann ja nicht von dir fort, verzeih mir . . .!»

Und Bibibi blickte auf sie herab. Das war also das neue Weib. Was war nun eigentlich das neue an ihm? War es mehr als seine gesteigerte — Redseligkeit, die sich in anklagenden Romanen, stürmischen Versammlungen, kampflustigen Vorträgen offenbarte? Er fürchte die Stirne und hiess grossmütig Selma aufstehn . . . . .

Bei sich aber beschloss er, noch gründlichere Frauenstudien zu treiben . . . . .

München.

Maria Janitscheck.



Gino von Finetti

# Drei Gedichte von Charles Baudelaire

Übersetzt von Heinrich Moráť

## I. Herbstgedicht

Du willst mich mit kristallinen Augen fragen:  
— Seltsamer Freund, wodurch bin ich dir wert? —  
Sei hold und schweig; — mein Herz ist so verseht  
Dass es nur Tieres Unschuld kann erfragen.

Sein höllisches Geheimnis war dir Last  
— Einwolegerin! Du Frau der Ruhehände! . . .  
Und seine dunkle, flammende Legende . . .  
Mir ist so Geist wie Leidenschaft verhasst.

Lass sanft uns lieben, — sieh den Gott Amur,  
Wie er die Pfeile schmiedet unsrer Qual,  
Ich kenne wohl sein altes Arsenal:

Verbrechen, Graun und Wahn! oh bleiche Blüte  
Du bist wie ich das Licht der Herbstesflur . . .  
Du weisse, meine kalte Marguerite.

## II. Semper Eadem

Was macht, dass dieser schweren Traurigkeiten  
Ciesgründiger Strom dich stets aufs neu erfasst?  
Sind schon vorbei des Herzens Erntezelten,  
Ist Leben Qual und eine schwere Last —

Ein Schmerz sehr einfach und geheimnisarm,  
Verständlich wie dein Jauchzen ist sein Klagen;  
Drum klingt auch deine Stimme weich und warm,  
Du neugiervolle Schöne, lass das Fragen.



Schweig Cörin! Deinen Kindermund umschweben  
Des Frohsinns Lichter. Stärker als das Leben  
lockt off der Tod mit unsichtbarer Macht. —

Oh lass mich Trost in einer Lüge finden,  
Den Rausch in deiner Augen Traumegründen —  
Lass lang mich ruhn in deiner Wimpern Nacht. —

### III. Das Ideal

Dignettenhafte matte Zierlichkeiten,  
Ihr Kinder des Jahrhunderts schal und weich,  
Oh Fächerhändchen! Füßchen leicht im Gleiten,  
Wie füllet ihr ein Herz, das meinem gleich?

Garbarni! Dichter du der säffelosen  
Blufarmer Frau, in deinem Hospital  
Ist keine unter all den bleichen Rosen,  
Die gleichkommt meinem roten Ideal!

Du hast die Sehnsucht mächtig mir entfacht  
Oh Lady Macbeth, starke Reuelose —  
Reschilos-Traum, oh Königin der Sünden;

Kind Michelangelos, Du grosse Nacht!  
Die in der trägen sonderbaren Pose  
Titanen mag verlocken und entzündend!



Fidus.

# Heimliche Mütter

In der Fülle von Material, das auf dem Internationalen Frauenkongress behandelt worden ist, ist so manche wertvolle Einzelheit nicht zur Geltung gekommen. Im kleinsten der Säle, vor einer nur geringen Zuhörerschaft wurde über das Thema «Mütterheime» gesprochen, es blieben nur wenige Minuten zur Diskussion. Dennoch liegt hier ein Problem vor, das es verdienen würde, vor der breitesten Oeffentlichkeit behandelt zu werden, da es alle Frauen ohne Unterschied des Standes und Ranges interessieren müsste. In seiner Lösung spricht sich die Achtung oder Missachtung dessen aus, was für alle Zeiten zugleich die schwerste Last und die grösste Würde der Frauen bleiben wird — der Mutterschaft. Unter mancherlei erfreulichen Wendungen, die sich in der modernen Frauenbewegung konstatieren lassen, ist es sicherlich eine der erfreulichsten, dass sie das mütterliche Element so stark betont. Gerade die jüngern und radikaleren Elemente stellen es noch mehr in den Vordergrund, als die ältern, sie sind erfüllt von dem Gefühl der grossen Naturbestimmung des Weibes, und völlig überwunden ist jene Geringschätzung des Mutterberufes, die zu den Anfangszeiten der Frauenbewegung oft missverständlich auftauchte und aus der Empfindung der Knechtschaft erklärlich wird, die eine erzwungene Beschränkung auf das ausschliessliche Gebiet von Küche und Kinderstube hervorrief. Es genügt aber nicht immer von der Verehrung der Mutter zu sprechen, wenn nicht mit aller Macht gleichzeitig an der Abänderung gesetzlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen gearbeitet wird, die eine ganze Kategorie von Müttern der Missachtung, oft dem Untergang ausliefern, die grosse Zahl der Unverehelichten. Dass weder Missachtung, noch gesellschaftliche Achtung, noch Mangel an materieller Fürsorge imstande sind, den wenig klügelnden Naturtrieb so zu bezähmen, dass illegitime Mutterschaft nur ausnahmsweise vorkommt, beweist die Statistik. 14 Proz. aller Kinder in Berlin sind unehelich, und ein Stand, der am schwersten zu leiden hat, weil Mutterschaft für ihn gleichzeitig zumeist Verlust von Heim und Brot bedeutet, keine Kasse für die Lasten aufkommt, der Dienstbotenstand, stellt hierzu verhältnismässig den höchsten Prozentsatz. Niemals hat die schiefe und ungerechtfertigte Verurteilung der unehelichen Mutter eine grössere Einhaltung der gesetzlichen Schranken erzeugt, wohl aber führt sie immer und immer wieder zu Selbstmord, Kindesmord, Verbrechen, Prostitution, vor allem aber hat sie eine Institution geschaffen, die zu den naturwidrigsten Erscheinungen gehört — die heimliche Mutterschaft! In Frankreich ist vor kurzem sogar eine Frauenorganisation ins Leben getreten, unter dem Namen «la mère», die sich als «patriotisches» und «humanitäres» Werk brüstet und deren Auf-

gabe es ist, Frauen aus allen Teilen Frankreichs völlig verschwiegene Unterkunft für 3 Monate gegen eine geringe Pension zu vermitteln, das absolute Geheimnis zu garantieren, die Kinder der öffentlichen Armenverwaltung zu übergeben, damit, wie die Ankündigung sagt, «jede Frau ohne Schädigung ihrer Ehre die Mutterschaft durchmachen kann». Solche Erscheinungen bezeugen einen jammervollen Verfall. In dem Bestreben, die Zahl der Bürger zu vermehren, will man offenbar die uneheliche Mutterschaft auch in Kreisen, die sie bisher scheuten, erleichtern. Aber anstatt in ehrlichem Kampf gegen die Moralorthodoxie aufzutreten, schafft man ein Prinzip der Verheimlichung und Heuchelei, ein Pharisäertum, in dem die grösste Herabwürdigung der Mutterschaft liegt. Sicht man sich in unsern Ländern um, so muss man bekennen, dass auch hier hundertfach stillschweigend besteht, was in Frankreich öffentlich angepriesen wurde. Der Unterschied ist nur der, dass dort das Programm unverhüllt auf die Fahne geschrieben ist, während man sich hier auf der einen Seite darüber entrüstet, dabei jedoch genau weiss, dass die herrschende Moral die heimliche Mutterschaft propagiert. Als Beweis dessen genügt ein einziger Blick in den Inseratenteil der Tagespresse und in die Rubrik: Gerichtssaal. Alle wissen, dass alljährlich hunderte und hunderte von Verbrechen wider das keimende Leben, in Selbstmorden und Kindesmorden begangen werden, aus Angst vor «Schande», dass hunderte von Müttern gezwungen werden ihre Kinder zu verleugnen. Man weiss recht wohl, wie die Zustände in unserm «monogamen» Staat liegen, aber eine Scheinsittlichkeit wird aufrecht erhalten aus Furcht, dass mit dem Schein zugleich das Dogma zusammenbrechen könnte. Gleichviel welche Stellung man einnehmen mag, ob man an eine ewige Fortdauer der heute herrschenden Eheform glaubt, ob man grosse Umwälzungen, neue Formen des Gemeinwesens, neue, auf Höherem, denn auf Gesetzeszwang fussende Beziehungen zwischen Mann und Weib ahnt, hier gibt es dennoch einen Boden zu gemeinsamer Arbeit für alle. Es gilt nicht zu moralisieren, es gilt nicht sich theoretisch auseinanderzusetzen, es gilt zu helfen, damit Not und Scham niemals eine Mutter dazu treiben, sich ihres Kindes zu entledigen, auf das Vaterlose nicht auch noch mutterlos gemacht werden, und so stets aufs neue die Saat emporblüht zu den Tragödien der Illegitimen. Der Weg für die Zukunft ist vorgezeichnet, von einsichtigen Sozialpolitikern in seinen grossen Umrissen erkannt worden: Verbesserung der Stellung illegitimer Kinder im Gesetz, Verbesserung der Ansprüche der Mütter, Staatsfürsorge durch Krankenversicherung, Mutterschaftskassen, Gewährung von Erziehungsbeiträgen u. s. w. Lange aber wird es noch währen, ehe solche Gesetze verwirklicht werden. Und dabei klopft tagtäglich die Not an die Türen, erzählt uns tagtäglich die Zeitung eine Fülle von Elend, das hätte vermieden werden können. Das Heute erfordert es als Aufgabe der Frauen, die vielhundertjährigen Ungerechtigkeiten der Gesellschaft gegen Frauen auszugleichen, Eines der Heilmittel, die sich vorläufig darbieten, heisst: «Schafft Mütterheime!» Gewiss auch die Kummernisse vieler verheirateter Proletarierinnen sollen nicht unterschätzt werden, aber vor allem ist es erforderlich, dort zu helfen, wo materielle Notlage sich mit Seelennöten verbindet. Man könnte kaum etwas Bezeichnenderes für das Wesen gewisser Wohltätigkeit und «christlicher» Nächstenliebe anführen, als den Umstand, dass die Mehrzahl der deutschen

Wöchnerinnenheime unehelichen Müttern die Türen schliesst. Nur sechs Heime haben wir in ganz Deutschland, die ihre Tätigkeit speziell den Verlassenen und Heimatlosen zuwenden, und sie haben, wieder bezeichnend genug, schwere Anfeindungen zu bestehn gehabt. Dennoch dringt dieser Gedanke durch. Auch die Berichte der Ausländerinnen zeigen, dass man allenthalben die Notwendigkeit solcher Anstalten erkennt. Mit den Anstalten allein ist es aber nicht getan, auch der Geist, der dort herrscht, muss frei sein von Entwürdigung und Erniedrigung für die Aufgenommenen. Am besten erscheint dies bisnun gelungen in der neusten Berliner Gründung, dem «Säuglingsheim» in Schöneberg. Wer dort die jungen Mütter beobachtet, mit welcher Zärtlichkeit sie ihre Kinder nähren, mit welcher Liebe sie an ihnen hängen, wie sie nach dreimonatlichem Aufenthalt gern bereit sind, jede Arbeit und Mühe auf sich zu nehmen, um auch in Zukunft sich nicht von ihren Kindern zu trennen, und wer dies Bild mit dem Elend derer vergleicht, die fallen müssen, weil man sie von vornherein zu «Gefallenen» stempelt, mag entscheiden, wo die wirkliche Moral, die wahre Sittlichkeit gefördert wird.

«Macht die Menschen glücklich, und wir werden bessere Menschen haben,» nun denn — «lasset jede Mutter ihrer Mutterschaft froh werden, und es wird nur noch gute Mütter geben.»

Berlin.

Adele Schreiber.



Fidus

## Gedanken über Pietro Aretino

Die Reihe der erotischen Schriften ist unabsehbar. Von Aristophanes angefangen bis herunter zu den sattsam bekannten Büchern mit der roten Bauchbinde und der verlockend-pikanten Anpreisung.

Aber so viel Bücher so viel Arten pornographischer Schriften. Jede hat ihre eigne Note, ihren eignen Reiz, ihren eignen Wert, ihren eignen Kitzel — je nachdem. Wer näher zusieht, wer sondert, ordnet, zusammenfasst und scheidet, der wird sich zuletzt auf drei Gattungen festlegen. Die, die nur für niedrige Instinkte berechnet sind, wird der Literaturkritiker ohne weiteres übergehn, er wird sie als nicht unwillkommenes Material dem Sexual-Pathologen überlassen. Jene, die einen gewissen Kuriositätenwert haben, wie zahlreiche französische Memoirenwerke, wird er wohl des kulturhistorischen Interesses wegen genauer anschauen, aber er wird sie keinesfalls auf eine Stufe stellen mit jenen erotischen Werken, die einen unveränderlichen, unbestreitbaren literarischen Wert haben. Die Namen Aristophanes, Lukian, Martial, Petronius, Boccaccio, Bibbiena, Rabelais, Fischart, Casanova, Crébillon, Marquis de Sade bedeuten in dem breiten Fluss erotischer Literatur sozusagen die Blöcke, die imposant aus den quirlenden, sprudelnden Wassern hervorragen.

Der Name Pietro Aretinos steht nicht in dieser Liste. Seine Werke sind, sieht man von seinen frommen Erbauungsschriften ab, nicht weniger erotisch als die seines ungefähren Zeitgenossen Bibbiena. Aber doch darf man ihn nicht mit der grossen Reihe zusammen nennen. Aretino ist eine Welt für sich. Wie das Venedig der Renaissance, die farbige, bunte, goldne Stadt, nichts mit dem übrigen Italien der Renaissance zu tun hatte, sondern seine eignen blumigen Wege ging. Will man Aretino verstehn, so muss man das Treiben verstehn, das ihn rings umgab. Man muss das Erinnern wachrufen an die Tizianstadt, an das Spiel von Kunst und Sonne und Meer, das Venedigs Schönheit ausmacht. Man muss sich auf den Markusplatz versetzt denken: Männer schreiten gravitatisch im schwarzen feierlichen Gewand des Nobile. Hinter der schwarzen Larve, die ihr Gesicht deckt, brennt heisse Begierde nach Frauenliebe. Die Patrizierin senkt den Kopf züchtig und verschämt, aber aus den Larvenschlitzten sprühen Blicke zuckend, zitternd und be-

gehend. Auf den Augenlidern spielt der Kohlenglanz früher und heimlicher Liebe. In diese getragene Pracht mischt sich das muntre Künstlervolk. Heiter, immer aufgelegt zu tollen Faschingsstreichen, ungeniert eine schöne Courtisane verliebt um den Leib fassend — zügellos und genial.

Der Schatten Giorgiones steigt auf. Der heitere, grosse Mensch und Künstler, dem ein Weib lachend alles zerbrach und dessen Tod so froh und doch so traurig, so unendlich traurig erscheint. Im Louvre hängt ein Bild von Giorgiones Hand. Eine muntre Gesellschaft sitzt in der prächtigsten Landschaft. Schöne nackte Frauen neigen sich in Liebe zu schönen Jünglingen, die zur Zither verliebte Lieder singen:

«Komm, liebe mich und leb mit mir  
und alles Glück geniessen wir — —»

Es ist die Zeit, die geniessst und zu geniessen weiss.

Die Villen und Weingärten sind die Stätten holdester Lustbarkeit. An der Quelle erzählt einer, dem die Musen die süsse Stimme der Poesie verliehn haben, mit den graziösesten Worten eine Ruchlosigkeit um die andre. Eine Gemeinheit, aber ein Kunstwerk. Und die Zuhörer und Zuhörerinnen klatschen Beifall. Warum soll die Zote nicht ein Kunstwerk werden bei Leuten, die die Organisation ihres Staates, ihr Leben, alles zum Kunstwerk gemacht haben? Warum soll man nicht auch einmal in der Courtisane eine ganz besonders liebevolle Schöpfung, ein Kunstwerk, sehn? Dem Renaissancecemenschen scheint das kein eitles Tun, das gegen Moral und Sitte verstösst. Das scheint ihm nur natürlich und gerecht. — Aretino war ein Kind dieser Zeit und ihrer Sitten. In seinen erotischen Schriften hält er nirgends zurück mit seinen leichten Anschauungen über Liebe und «Ehrbarkeit». Es geht alles dahin in einem farbenfrohen, üppigen, wollüstigen Rausch. Und ein Philister wird Aretinos Bücher zornesmutig zur Erde werfen und nach der Polizei schreien.

Wenn sich der gute Philister nur eins vorhielte und fragte: Haben denn wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ein Recht, die moralischen Anschauungen des sechzehnten Jahrhunderts vor den moralischen Richtstuhl unsrer Zeit zu zitieren? Und muss es um die moralische Festigkeit unsrer Zeit nicht verdammt schlecht stehn, wenn ein Buch, das reichlich dreihundert Jahre früher geschrieben wurde als das Bürgerliche Gesetzbuch und das Reichsstrafgesetzbuch, unsre ganze vielgerühmte sittliche Weltordnung ins Wackeln bringt?

Ich will Aretino nicht «retten». Ich will es nicht machen wie man es sonst wohl beliebt, und sagen, Aretino sei es nur

um eine so peinliche Ausmalung des Lasters zu tun gewesen, damit er dadurch abschreckend wirke. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, dass der deutsche Professor Casper von Barth um die Mitte des 17. Jahrhunderts das dritte der Courtisanengespräche ins Lateinische übersetzte «zur Erbauung der deutschen Jugend», wie er ausdrücklich bemerkte. Denn Aretino sei ein «ingeniosissimus et fere incomparabilis virtutum et vitiorum demonstrator».

Der gute Professor mag wohl ein ähnlicher freigeistiger Pädagog gewesen sein wie der Magister Humbrecht in Heinrich Leopold Wagners «Kindsmörderin». Der sagt auch: «Wenn ich einen Zögling hätte, so würde ich ihn an alle Stätten des Lasters führen. Der empfänglichen Seele des Jünglings würde sich ein Abscheu bemächtigen, dass er nie mehr nach einem solchen Ort sich sehnte.»

Ich glaube nun sicher, dass es Aretino nicht darum zu tun war, abschreckend zu wirken. Er scheint mir auch nicht die geeignete Lektüre zur Erbauung der deutschen Jugend. Aber wer so weit mit sich selber fertig ist, wer so viel künstlerische Reife besitzt, dass er nicht mehr stofflich liest, sondern hinter den Worten und Episoden und Agonien das Kunstwerk, die feinen Schwingungen der arbeitenden, schaffenden, aufbauenden Künstlerseele sieht, der wird sich aus der Lektüre des vielverlästerten Aretino goldne Schätze gewinnen.

Aretino ist ein Künstler, ein «Artist», wie kein gleichzeitiger Dichter Italiens. Mit einem fast brutalen Naturalismus der Anschauung verbindet sich eine Grazie der Darstellung und des Stils, ein schalkhafter Humor, eine schneidige Ironie, wie sie sich so schnell nicht wieder in einer Persönlichkeit vereinigen.

Er setzt die Unflätigkeiten und Gewagtheiten in seinen Gesprächen, die ich hier immer im Auge habe, breit und lachend hin. Er huscht nicht mit einer pikanten Andeutung über die «verschwiegenen Dinge» weg, wie es Macchiavelli in seinen Komödien tut, liebevoll und breitspurig malt er aus mit einer gewissen biderben Treuherzigkeit, die an die wuchtige Holzschnittmanier deutscher und niederländischer Meister dieser Zeit erinnert. Il veritiero, den Schilderer der Wahrheit, haben ihn seine Zeitgenossen genannt. Ein Naturalist würden wir sagen. Und den Naturalisten Aretino möchten wir gern mit Zola vergleichen. Wie uns der Franzose den Schmutz und Unrat, aber auch alle die geheimnisvollen kulturellen Unterströmungen des zweiten Kaiserreichs in seinen imposanten Rougon-Macquart-Romanen mit eminenter künstlerischer Meisterschaft geschildert

hat, so malt uns Aretino mit der Virtuosität des vom vollen Leben umbrauten, von Frauen umschwärmten Elegants Sitten und Unsitten seiner Zeit. Aber er tuts mit der souveränen Kunst eines Dichters, dem Apollos Sonnenblick gelacht hat. Ein grosser Heide, der ohne Wahl und lachend ins volle Leben greift und in dessen Händen selbst Unrat von den Strahlen goldner Dichterlaune übersontet wird.

Er schreibt ein Kunstwerk. Es ist nicht moralisch. Aber es ist ein Kunstwerk. Warum? Weil ein Kunstwerk überhaupt nicht moralisch sein muss, sondern schön. Schönheit und Moral aber haben nichts, was sie notwendig vereinigen müsste. Das soll beileibe nicht heissen, dass ein Dichter, um einen «würdigen», schönen Stoff zu finden, im Schmutz wühlen muss. Aber es soll heissen, dass man einen schönheitstrunknen, morallosen Dichter nicht ein für allemal in der Literaturgeschichte prüde und geschmackvoll — mehr oder minder umschrieben — einen «Schweinepriester» nennen darf.

Ueber Aretino den Stab zu brechen, ist den Moraltrumpetern unsrer Zeit und der dunkeln dreissig, vierzig Jahre vorher aufgespart geblieben. Seine Zeitgenossen haben Aretino hochgeschätzt. Wie Michelangelo gaben sie auch dem Aretino den Ehrentitel «il divino». Fürsten und Päpste waren ihm gut. Und um ein Kleines wäre er Kardinal geworden. Von einem Spottgedicht, das er gemacht hat, sagte man ähnlich wie von einem Brief des Macchiavelli, dass es gefährlicher sei als tausend Mann Reiterei. In Arezzo, wo er geboren, zeigte man sein Vaterhaus als eine Art Nationalheiligtum. Einen kleinen Fluss taufte man auf seinen Namen, ja sogar ein Schlag von Pferden wurde nach ihm genannt, wenn anders Jacob Burckhardt recht berichtet.

Das war freilich die zensurlose Zeit der Renaissance, die so handelte. Die Zeit, wo hinter Genialität und persönlicher Grösse regelmässig eine starke Sinnlichkeit stand, die sich kein heuchlerisches Mäntelchen umhängte, sondern mit offner Stirn einhertrat. Wo man das Natürlichste im Menschen offen eingestand und den Mut zur Wahrheit hatte und ein wahres, natürliches Buch nicht konfiszierte. —

Ganz von weitem sieht es so aus, als würden in unsern Tagen manche Ideale der Renaissance wieder wach. Sie kämpfen, ringen mit alt und stark gewordenen ungesunden Gewalten — mögen die Renaissanceideale siegen!

Und möge Aretino wieder zu seinem Recht kommen!

München.

Georg Jacob Wolf.





Immergrün.

Robert Burns.

## Erinnerungen an Oskar Wilde

Ein allerliebstes Gekläff ist erst jüngst wieder in München hinter Wildes «Salome» her erklungen, und es stammte von jener dunkler Meute von Kultur-Anarchisten, die hinter vertrauenerweckenden Embonpoints und glattrasierten Köpfen allerlei Dynamitgelüste gegen die moderne Welt nur schlecht verbergen. Aber lieb Vaterland, magst ruhig sein. Die werden an der Sache nichts ändern. Anders malt sich in bessern Köpfen die Welt, auch die Welt der Gegenwart, und gar liebenswürdig und sympatisch hebt sich vom Grunde des internationalen Klatsches über den bedauernswerten Prasser Oskar Wilde zumal das Bild ab, das André Gide in seinem jüngst erschienenen Essai «Préteches» von ihm entwirft. Es sind «persönliche Erinnerungen von einem, der ihm am eifrigsten angehört hat», wie der Verfasser in liebenswürdiger, von Pose nicht freier Zurückhaltung bemerkt. Die Zuverlässigkeit dieses Gedächtnisartikels ist hie und da angezweifelt worden, meines Erachtens ohne Grund. Gide ist kein sehr natürlicher Mensch; vielleicht, dass deshalb alles, was unter seine Hand gerät, etwas starr und sterilisiert erscheint, aber das reicht nicht hin, an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln.

Gides Bericht ist seinerzeit in der «Ermitage» erschienen und hat daselbst lebhaftes Aufsehen erregt. Ein feiner, nicht sehr tiefer Kopf, hat er darauf verzichtet, seinen interessanten Vorwurf mit einem zeitpsychologischen oder weltanschaulichen Hintergrund auszustatten. Desto besser ist Wilde selbst in diesem Berichte zu Wort gekommen, und man wird ihm bei der eminenten symptomatischen Bedeutung des Mannes dafür hohen Dank zollen müssen. Mit einer zartfühlenden Zurückhaltung geht er insbesondere über Wildes conträrsexuelle Verschuldungen hinweg, obschon ihm sicher das ganze Material des hierüber verbreiteten Klatsches zur Verfügung gestanden hat. Auf diese Weise malt er sein Wilde-Porträt fast nur mit lichten, sympatischen Farben, die immerhin eine interessante liebenswürdige Kontur ermöglichen.

«Wilde war kein grosser Schriftsteller», sagt er, «aber ein grosser «Viveur»; er plauderte und lebte seine Weisheit, er vertraute sie sorglos dem flüchtigen Gedächtnis der Menschen an und schrieb sie so gleichsam ins Wasser» und Wilde selbst pflegte von sich zu sagen: «All mein Genie liegt in meinem Leben, in meinen Werken liegt nur mein Talent». — 1891 begegnete Gide, der damals viel bei Stefan Mallarmé verkehrte und schon seinen Ruf als einer der elegantesten Stilisten des jungen Frankreich begründet hatte, Oskar Wilde zum ersten Male. «Es war im Restaurant. Wir waren vier Leute, aber Wilde allein redete. Wilde plauderte nicht: er erzählte. Während der ganzen Dauer des Diners erzählte er unaufhörlich, langsam, sachte: sogar seine Stimme war bezaubernd. Er sprach staunenswert gut französisch, aber doch gab er sich den Anschein, als müsse er die Worte ein wenig suchen, weil er dadurch die Erwartung spannen wollte». — «Sie hören mit den Augen zu», sagte er plötzlich zu Gide, «ich will Ihnen deswegen folgende Geschichte erzählen». Und er gab das prächtige kleine Narzissusmärchen zum besten, wo nach Narzissus Tod der Bach, in dem sich der Jüngling zu spiegeln pflegte, nicht einmal wusste, wie schön der Tote war und gestehn musste; er habe ihn nur deshalb so sehr geliebt,

weil er immer den Abglanz seiner Wellen in Narzissus Augen sehn konnte. Charakteristisch für Wildes Konversation erscheint es, wenn er ein andermal ganz ausser dem Zusammenhang zu dem ersten jungen Gide bemerkt: «Ihre Lippen gefallen mir nicht. Sie sind geradegestreckt wie bei einem Menschen, der niemals gelogen hat. Ich will Sie lügen lehren, damit ihre Lippen schön und geschwungen werden, wie die einer antiken Maske». Und es passt dazu ganz artig, wenn Rudolf Kassner in der Wiener Rundschau von 1901 André Gide persönlich als einen sanften, ersten Menschen einen sympatischen Träumer und Philosophen schildert und von ihm sagt: «Es ist viel deutsches in Gide, und Gide ist Protestant». Vielleicht dieses Gegensatzes halber ist Wilde so gern vor Gide aus sich herausgegangen; denn eine ganze Reihe von Wildes kleinen Menschenfabeln ist Gide in der Unterhaltung erzählt worden. Was übrigens die Entstehung dieser entzückenden, pointierten Geschichten anlangt, so sagte Wilde davon sehr hübsch: «Die Leute beglückwünschen mich zu der schönen Erfindungsgabe, die sich darin zeigt. Sie glauben, alle Gedanken kämen nackt zur Welt. Sie begreifen nicht, dass ich nur in Fabeln denken kann. Der Bildhauer sucht ja auch nicht seinen Gedanken in Marmor zu übersetzen: er denkt in Marmor».

Drei Jahre vergingen, ehe Gide dem Dichter wieder begegnete. Das geschah ganz zufällig, weit ab von den Treffpunkten der internationalen Literatur, in einer kleinen Stadt Algeriens. Gide weiss artig genug zu schildern, wie sich Wildes Wesen inzwischen verändert hatte, wie er jetzt eine schicksalsschwangere Atmosphäre um sich trug, aus der jeden Augenblick ein Blitz zucken konnte. «Ein dämonisches Geschick geleitete ihn; er könnte und mochte sich ihm nicht entziehen. Sein höchstes Bestreben schien darin zu liegen, sein Schicksal gleichsam anzufeuern und sogar zu verschlimmern. Er ging zum Vergnügen wie man sich zur Pflicht begibt». Er wollte nach London zurück, weil ein Marquis de Q . . . ihn mit Schmähungen verfolgte und ihn der Flucht bezichtigte. «Aber wissen Sie auch, was Sie dort erwartet?», warnte ihn Gide. — «Das soll man nie wissen! Meine Freunde sind seltsam: sie raten mir Vorsicht an. Vorsicht! Als ob ich vorsichtig sein dürfte! Das hiesse rückwärts gehn. Ich aber muss mich so weit vorwagen wie nur möglich. Gegenwärtig bin ich so weit, dass es kaum noch ein Vorwärts für mich gibt. Es muss irgend etwas kommen, etwas anders, Neues . . .». Dieses Neue, dieses andre war der «hard labour», die Zwangsarbeit, das Zuchthaus von Reading. —

Nach Wildes Entlassung aus dem Gefängnis traf Gide zum dritten Male mit ihm zusammen, diesmal in dem kleinen Dorf bei Dieppe, wo Wilde unter dem Namen Sebastian Melmoth Quartier genommen hatte. Er fand einen gänzlich veränderten Menschen vor: statt des dämonischen, unmenschlichen Schicksalsbeschleunigers einen sanften und wohl halb gebrochenen Prediger des Mitleids. Die Hülle des harten, feindlich kühlen Aestheten war geborsten und hatte eine ungewöhnlich weiche, mimosenhafte Seele blossgelegt. Es hatte wohl bei dieser Brust eines übermässig harten Schlages wider den Felsen bedurft, um die Quelle ungetrübter Menschlichkeit zum Sprudeln zu bringen. Nun war nicht mehr die Rede von einer fatalistischen Selbsterfleischung; nun war das Leben endlich in Gestalt einer schweren Leidenszeit an das halb vertrocknete Herz herangetreten und

hatte der apollinischen Erstarrung des Gemütes ein Ende gemacht. «Die russischen Dichter sind grossartig. Was ihre Bücher so gross macht, das ist das Mitleid, das sie hineingelegt haben. Nicht wahr, vorher verehrte ich «Madame Bovary» ausserordentlich. Aber Flaubert hat das liebende Erbarmen aus seinem Werke verbannt, und deshalb ist sein Horizont eng und beschränkt. Das Mitleid ist die Seite, nach der ein Werk zur Unendlichkeit hin offen ist. O dear, das Mitleid ist ein wunderbares Ding, und ich kannte es nicht!» Solche und ähnliche Worte sind in dieser Unterredung noch mehr verzeichnet; der Ton, den sie anschlagen, hat etwas Rührendes und scheint von Herzen zu kommen. Gleichwohl ist Gide mit seiner Auffassung von dieser Herzenswandlung Wildes wohl nicht ganz im Recht. Von Grund aus ändert sich ein Mensch wie Oskar Wilde nie, und so ist er wahrscheinlich dazu verdammt gewesen, sich sogar im Elend selbst zu bespiegeln und sein unglückliches Geschick möglichst für eine neue reizvolle Pose auszubeuten. Wilde ist im übrigen niemals Herr seines Elendes geworden, er hat nicht verstanden, die furchtbaren Jahre der Zwangsarbeit zu fruktifizieren, sondern er wurde jammervoll vom Leben zertreten, jammervoll wehrlos nahm ihn das blinkende Schicksalsrad unter seine breiten Felgen und löschte ihn aus. Dieser sein Ausgang spiegelt sich vortrefflich in Gides Schlussbericht. Wildes Leben ging aus wie das Hornberger Schiessen, es war und hörte auf, ausser der allerdings grossartigen Zuchtballade liegt nicht einmal ein gelungenes Werk als Siegel auf seinem abgeschlossenen Dasein. Zweimal noch traf ihn Gide in Paris, ohne die versprochenen alttestamentarischen Dramen, ohne Connex mit dem Leben, ja sogar ohne die notwendigsten Geldmittel. «Meine Erinnerung an diese Begegnung bleibt furchtbar schmerzhaft», sagt Gide. Kein Bonmot, kein hohnvolles Aperçu erleuchtet Gides letzte Unterredungen mit ihm; Wilde ist sich selber nichts mehr als «ein Mann, der entsetzlich geschlagen worden ist». Mit dem kleinen Leichenkondukt Oskar Wildes ward ein oft glänzendes im tiefsten Grunde stets bejammernswertes Dasein abgeschlossen. Es erinnert in seiner furchtbaren, dunklen Einsamkeit an jene mit Edelsteinen inkrustierte Riesenschildkröte des Herzogs Des Esseintes in Huysmans «A rebours». Widernatürlich in seiner Pracht, schön, aber frevelhaft und dem innersten Sinne des Lebenswillens heftig widerstrebend. Gewaltsamkeit und Hass gegen das Leben ist die Natur alles Aesthetentums. André Gide hat das Bild des grössten Aestheten der Gegenwart sympatisch umrissen. Möchte seine Arbeit einen Berufenen zur kräftigen Ausgestaltung dieses funkelnden, vermessenen Menschenlebens anregen können! Denn es enthält viel dichterisch bedeutendes, menschlich rührendes und ist ein richtiger Beitrag zu einer Haha-Psychologie der modernen Zeit, die sich in ihren verstümmelten Opfern nicht weniger spiegelt als in ihren berufenen Bannerträgern. —

München.

Wilhelm Michel.

# Die Bilanz der Moderne

Die deutsche Moderne hat bis daher noch keinen Kritiker gehabt; keinen Kritiker, der für sie das gewesen wäre, was Lessing für die klassische Periode, was neuerdings Taine für die Franzosen und was Taines Schüler Brandes etwa für Scandinavien gewesen ist. Vielleicht könnte man sagen, dass Brandes Wirksamkeit nach Deutschland herüber einen solchen Mangel ersetzt hätte; aber das würde doch nur für einen kleinen Teil zutreffend sein. Denn unmöglich ist Georg Brandes der Mann, das theoretische Gewissen der deutschen Moderne in ihrem ganzen Umfange zu bedeuten! Ich bin von meiner Generation nicht der einzige, der dieses Unvermögen von Brandes bald, und instinktiv vielleicht sogar von vornherein, empfunden hat; von demselben Augenblicke an, da wir uns von unsrer ersten „exakten“ und rationalistischen Periode zu emanzipieren und uns auf unser deutsches Rasse-temperament zu besinnen und zu verlassen begannen. Brandes ist zu rationalistisch; zu sehr blos Anempfänger; zu einseitig Aesthet und wohl auch zu bewusst geistreich; ein zu dürftiger und unselbständiger, wenn nicht geradezu flacher philosophischer Kopf, der mit den grossen Daseinsproblemen kaum etwas anzufangen weiss. Die gleichen Eigenschaften, die uns schliesslich auch von seinem ungleich bedeutenderen Meister Taine abgedrängt haben.

Wir hatten also eigentlich überhaupt keinen Kritiker. Hermann Bahr's Bedeutung nach solcher Richtung hin etwa hat sich längst erschöpft. Gerade das, was in jener Zeit unsrer Anfänge seine Tugend ausmachte: dass er Partei war und so prächtig einseitiges und stürmisches Temperament, verkürzt ja doch im übrigen gerade seine Bedeutung als Kritiker. Er war ein ausserordentlich wertvoller Anreger und Vermittler; und keine andre Bedeutung kommt ferner etwa der Wirksamkeit M. G. Conrads zu. Beide waren keine Kritiker, wie uns Deutschen dieser Begriff von unserm Lessing her, ein für allemal feststeht und hoffentlich feststehen wird, so lange überhaupt deutsche Geisteskultur noch Bestand hat. Wen aber haben wir nach Bahr und Conrad noch gehabt, der der Erwähnung wert wäre? Nietzsches Einfluss hat da zwar ein paar „geistvolle“ Schreibemännlein inspiriert; doch wir wollen um himmelswillen lieber von ihnen schweigen! —

Aber: es ist wirklich eine grosse und herzhafte Freude, zu konstatieren: endlich sind wir an einem Zeitpunkte angelangt, wo wir anfangen, wieder eine Kritik zu haben. Langsam und im Stillen hat sie sich mit, neben und an der Produktion entwickelt und beginnt soeben, nachdem sie vielleicht zu einem grossen und zum bessern Teil lange Zeit mit ihr eng verwachsen, wenn nicht gar identisch gewesen, von ihr loszulösen, hinwegzudifferenzieren und, zu ihrem Segen und Gedeihen über ihr, selbständig auszugestalten. Fürwahr, ein Segen, der nicht genug gepriesen werden

kann und ein freudiges und unmissverständliches Anzeichen! — Wieviel gesunde und treffliche Kraft der Entwicklung ist nicht durch die Lascheit, Saloppheit und Zerfahrenheit der bisherigen Pseudokritik niedergehalten, verkrüppelt, gemordet, in falsche Bahnen gelenkt, wieviel Talmigut, seichter und charakterloser Kompromiss, wieviel Halbaturen sind nicht — ärgste Sünde gegen den heiligen Geist! — durch die infame Interessen- und Klikenwirtschaft eines literarischen Maklertums, durch famose sogenannte „persönliche Beziehungen“, ein sehr bedenklicher Begriff, der vor Jahren, in den Anfängen unserer neuen Bewegung, gelegentlich aufgestellt und durch allerlei sophistische Triks ethisch gefüllt wurde, in die Höhe gebracht und über ihren wahren Wert hinaus aufgebauscht worden! —

Aber da erscheint also soeben im Verlage von Siegfried Cronbach (Berlin) vom Verfasser der in der Sammlung „Am Ende des Jahrhunderts“ erschienenen „Literatur und Gesellschaft im XIX. Jahrhundert“ (Bad. XII, XIII, XVI, XVII), die ihrerzeit bereits Aufsehen machten, eine „Bilanz der Moderne“. Dieses vortreffliche Werk ist Kritik, und S. Lublinski, sein Verfasser, ist Kritiker; der erste wohl, der, solange die deutsche Moderne besteht, mit des Wortes Vollwert so bezeichnet zu werden verdient.

Wenn wir nach den notwendigen Eigenschaften einer literarischen Kritik fragen, oder sie uns etwa im Hinblick auf Lessing vergegenwärtigen, so sind es wohl im wesentlichen folgende. Ein umfangreiches und solides Wissen, eine sehr sichere, und ihr weites und vielseitiges Stoffgebiet absolut beherrschende Gelehrsamkeit; ein fester Instinkt für die Seele einer Entwicklung und ihren Grundtrieb, der literarischen vor allem, dann aber auch all der Nebengebiete, mit denen sie verknüpft ist, die sie beeinflussen oder bedingen; also ein Instinkt für die Seele einer Kultur in ihrer Gesamtheit. Ferner gerade in Zeitpunkten wie der gegenwärtige wieder einmal, ein männlich streitbares, rüstiges, schlagfertiges und gelegentlich wohl auch bis zur Grobheit robustes Temperament auf der einen Seite, und auf der andern doch auch wieder eine „Temperamentlosigkeit“, die sich von keiner Seite her bestricken und einseitig engagieren lässt, sondern mit unbeirrbarer Sicherheit auf das Wesen einer Entwicklung gerichtet ist und ihren innersten Willen und Trieb zu erfassen und darzustellen trachtet. Und noch mehr gehört dazu: zugleich allen die Sensibilität, mit der sich gerade der moderne Aesthet in die Dichterseele zu versenken vermag und schliesslich wohl auch gar die Fähigkeit eigener Produktion. Erst wer alle diese Eigenschaften besitzt und in sich vereint, ist im besten Sinne ein literarischer Kritiker. Wer ist ihrer bis daher im Bereich der deutschen Moderne teilhaftig gewesen? Niemand in diesem Sinne und Umfang. — Aber hier, in S. Lublinski, haben wir endlich einen Kritiker in diesem bestem Gehalt des Begriffes; im Verfasser dieser «Bilanz der Moderne»; und wir werden seinem Namen und seiner Persönlichkeit von jetzt ab unsre Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Es ist nicht uninteressant, dass Lublinski ein Ostpreusse ist. — Ich weiss nicht: ich hatte es von jeher im Gefühl, dass unserer deutschen Moderne aus diesem Landstrich ein Kritiker kommen müsste. Der Schlag

hat die Art dazu. Und alle schärferen intellektuellen Eigenschaften, sowie eine gewisse Dosis von Rationalismus, mit denen die Kritik sich von der Produktion loslöst und selbständig neben und über ihren mannigfachen Strebungen und Richtungen ausbildet; gerade dieser ostpreussischen Rasse sind und waren sie von jeher eigen; hat sie doch den grössten Kritiker der germanischen Kultur seit dem frühesten Mittelalter hervorgebracht. — Nun hat uns denn Ostpreussen schliesslich auch doch noch einen rechtschaffenen und vollwertigen Kritiker geschenkt; und vielleicht könnte unsere literarische Moderne in ihm überhaupt ihren Kritiker bekommen, wenn er, wie zu hoffen steht, das hält, was er mit dieser «Bilanz der Moderne» verspricht? —

Der moderne Kritiker nun ferner von Beruf und Rasse wird nicht umhin können, Soziolog und Sozialpsycholog zu sein. Lublinski ist es; und zwar mit aller Bewusstheit; und als der erste bei uns, der vollwertig nach solcher Richtung in Betracht kommt. Mit würdiger Bewusstheit spricht er in der trefflichen Vorrede, die er seinem Buch vorangestellt, von dieser seiner Eigenschaft; und mit ihr erkennt er klar seine Aufgabe, die er etwa mit folgenden prächtigen Sätzen zum Ausdruck bringt: «Zugleich steht es dem Verfasser völlig fest, dass die ganze Entwicklung ihr reines Gesetz bisher noch nicht vollständig herausgearbeitet hat, sondern dass sie in vielen und vielleicht den meisten Fällen stark von dieser Linie abirrt. Es wird die Hoffnung, ja sogar der ziemlich dringende Wunsch ausgesprochen, die Moderne möchte zur Selbstbesinnung gelangen, sich ihres Grundproblems bewusst werden». Mit solch sicheren Erkenntnis dessen, worauf es — und gerade in diesem Augenblicke wie sehr! — ankommt, könnte Lublinski der Mann sein, den wir vonnöten haben, und könnte er, wieviel Klarheit, Ermutigung und Segen bringen! — Und das wirkt er auch bereits in dieser «Bilanz der Moderne», die wirklich in jeder Hinsicht bis daher die Bilanz der Moderne ist. So recht ist dieses treffliche Buch das Symptom eines ausserordentlich wichtigen kritischen Wendepunktes in der Entwicklung der deutschen Moderne; und das beste und hoffnungsvollste, das man sich nur wünschen kann, in einer Zeit, wo schulmeisterliche papierene und pseudonationalistische Dilettantenkritik Publikum und Produktion wieder gründlich zu verderben und in die Irre zu führen droht.

Das Werk, das an die 400 Seiten zählt, zerfällt in drei Abschnitte. Der erste betitelt sich «Die Moderne» und hat vier Kapitel: «Geistige Struktur um 1890», «Der Naturalismus», «Impressionismus und Neuromantik I, Kulturpolitik», «Impressionismus und Neuromantik II, Symbolismus und Lyrik». Der zweite Teil betitelt sich: «Literatur und Publikum». Er hat gleichfalls vier Kapitel: «Das Publikum», «Die Erzählung», «Gerhart Hauptmann», «Die Reaktion». Der dritte Teil betitelt sich: «Anfang und Ausblick». Er hat zwei Kapitel: «Moderne Religion», das namentlich eine interessante und meisterliche Abhandlung über Nietzsche bietet und «Allerlei Anfänge». — Das erste Kapitel, das zum Eingang einen Grundriss der «geistigen Struktur um 1890» gibt und von dem so folgenreichen Sturz Bismarcks und der Aufhebung des Sozialistengesetzes ausgeht, gibt eine

politische und soziologische Ueberschau von einer Reife des Urteils, einem Umfange des Wissens und einer Treffsicherheit für die grossen und wesentlichen Züge der Entwicklung, denen alle Ehre zu teil werden muss. Vor hundert Jahren handelte ein Aesthet und Literaturkritiker noch nicht von Sozialistengesetz, Antisemitismus, Rassenfrage, Schutzzoll, Industrie, Statistik, Nationalökonomie, Junkertum, Branntweinbrennerei und Zionismus; heute gehört das alles dazu, gehört es wie zur Physiognomie der komplizierten zeitgenössischen Kultur und Zivilisation, deren Unterschiede Lublinski sehr fruchtbar betont — überhaupt, so auch zu der des Kritikers. Ich wüsste aber keinen, der bis daher alle diese Gebiete — neben einem reichen philosophischen und anderweitigen Wissen — so ruhig und sicher beherrscht hätte und dessen Urteil die gleiche unmittelbare Impression selbstsicherer Männlichkeit gäbe, wie Lublinski. Das alles gehört ja aber heute umso mehr dazu, als die ganze literarische Bewegung so recht aus all diesen sozialen Zuständen heraus geworden und gewachsen ist. — Wie klassisch ferner und mit wie klarer und scharfer, reinlicher Einsicht der wesentliche Entwicklungsnerv des Naturalismus, des Impressionismus und der Neuromantik — wie fruchtbare und zutreffende Begriffe und Merkworte Lublinski hier zu prägen weiss, das möge z. B. der einer «physiologischen Romantik» dartin — dargestellt ist, dafür mag hier nur ein Zeichen sein, dass ich, der ich einer der Urheber des deutschen Naturalismus bin und zugleich derjenige, dessen feinere Arbeiten für den Uebergang vom Naturalismus zur Neuromantik kennzeichnend sind, all diese Ausführungen Lublinskis, einige wenige Kleinigkeiten ausgenommen, völlig zu unterschreiben in der Lage bin. — Nicht weniger trefflich sind die vier Kapitel des zweiten Abschnittes, in denen gezeigt wird, wie die Moderne sich das Publilum und die Oeffentlichkeit eroberte, wie sie wuchs und sich ausbreitete, wie sie eine neue Frauendichtung zeitigte, das Niveau der Erzählung hob und einen neuen Erzählerstil schuf; in der ferner der Entwicklungsgang G. Hauptmanns eine Würdigung erfährt, die wohl die reifste, vollendetste und gerechteste ist, die ihm bis daher zu teil geworden. Ein geradezu meisterhaftes Kapitel aber, ein Kapitel durchaus eines Lessing würdig, ist das Kapitel «Reaktion». Nirgends im Buche wird die ganze Situation der Moderne so überzeugend ins Licht gerückt, nirgends ihre innerste treibende Seele und Triebrichtung so deutlich und einleuchtend gezeigt und mit solch reifer Schneidigkeit und Sicherheit der Polemik, die sich gegen die neue schulmeisterliche dilettantisch-nationalistische Kritik mit geradezu vernichtenden Waffen wendet, verfochten wie in diesem vortrefflichen Kapitel, das im schönsten und segensreichsten Sinne des Wortes Kritik ist . . . .

Auch der dritte Abschnitt mit seinen Ausblicken auf die Zukunft eines in seiner Ausbildung begriffenen neuen Stiles ist ein sehr braves Kapitel, wenschon ich im einzelnen Lublinski hier nicht immer zu folgen vermag. Es ist doch fraglich, ob etwas Neues nun gerade etwa von dem Kreise und der Richtung der George und Hoffmannsthal ausgehen wird, wie Lublinski anzunehmen scheint. Freilich: ein Zeichen seiner gesund verständigen Besonnenheit: er schränkt sich hier selbst ein und stellt seine trefflichen Vorbehalte.

Alles in allem aber also ist ihm seine Aufgabe, eine Bilanz der Moderne zu ziehen, geradezu meisterhaft gelungen; in einer



Weise, die so segensreich wie möglich sein dürfte! — Ich muss gestehen, dass mir das Buch eine grosse und helle Freude bereitet hat. — Es ist für einen Schaffenden heute so wohltuend, auf einen wirklichen Kritiker zu stossen. — Und wie reich und feinfühlig ohne jeden Femininismus und in durchaus männlicher Art; wie knapp und doch mit einer gewissen herzhaften Anmut und einem anziehenden Kolorit; von welcher durchgebildeten intellektuellen Reife ist sein Stil; wie schlagfertig zeigt sich und sicher seine Polemik; wie keusch, rein, klar und sachlich gegenüber den selbstgefällig gaukelnden schwächlichen Geistreicheleien, die heute unsere modernen kritischen Narzisse zum besten geben! —

Man kann dem ausgezeichneten Werk nicht genug Glück auf den Weg wünschen; und wir können uns freuen: die Moderne erwacht wieder, sammelt sich, reift ihre Bewusstheit; gewinnt Rückgrat, Konzentration und Stete; sie beginnt endlich eine Kritik zu haben; und das mag und wird ein Anzeichen von bevorstehenden Erfüllungen sein. —

Berlin-Wilmersdorf.

Johannes Schlaf.

---

## Dr. Leon Leipziger und Freiherr von Mirbach

(Eine Glosse)

Dr. Leon Leipziger vom «Roland von Berlin». Einer Duodez-«Zukunft» Berliner Stils, für die Berliner Strasse geschrieben und gekauft von jener Aristokratie des Geistes, die allabendlich im Schlenderschritt die Friedrichstrasse hinauf und hinab lächelt. Wahrscheinlich ist dieser «Roland» nichts weiter als eine mehr oder minder vorsichtig kalkulierte Spekulation des frühern Besitzers des Kleinen Journals. Ist genügend Sensationsstoff da, geht das Blättchen an hundert grinsenden Gesichtern vorüber, so nicht, entschliesst man sich zu einem vielleicht glücklichern populären Unternehmen. Dr. Leipziger schreibt einen elendigen Stil, aber er scheint nur den Ehrgeiz zu haben, seinen Ruf als Kaufmann zu wahren, und so ertretet sich denn fast jede Nummer des Rolands irgend einer politischen oder andern Zweideutigkeit. Ueber die stolze Linie der Friedrichstrasse hinaus reicht sein Horizont nicht. Dafür lehrt der verkümmerte Boulevard eindringliche, leicht zu erfassende Philosophie.

Das letzte war der Artikel, worin der Herausgeber sich über seine Beziehungen zum Freiherrn von Mirbach ausliess. Dr. Leipziger ist zu klug, um nicht gemerkt zu haben, wie gefährlich ihm sein Thema werden konnte; dass es unmöglich war, die Angelegenheit in ein Licht zu rücken, worin alles Dunkel zerging. Aber die Sensation war da, der Artikel musste des Titels wegen um jeden Preis geschrieben werden. Und der Roland erlebte es, von den grössten Blättern mit Wohlbehagen zitiert zu werden, ohne dass es aufgefallen wäre (vielleicht, weil es für die Mirbachfrage gleichgiltig war), dass der Artikel die Beichte eines modernen Grossstadtkribenten war, der mit liebenswürdigem, gewinnenden Cynismus vom Geschäft sprach. «Mein Geschäft mit Frh. von Mirbach.» Ein schlechtes Geschäft? Er lässt es glauben. Der Oberhofmeister liess sein Elaborat über die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina auf Leipzigers Kosten drucken, der auf höhern Wunsch eine Prachtausgabe veranstaltete, in sehr kostbare weisse Seide gebunden, die in der Mitte das Jerusalemkreuz in Email trug. Er musste ihrer immer mehr stiften. Gewiss, Kosten zu Kosten. Aber Herr Leipziger hat das Geschäft mit grosser Kühle entriert, er musste es doch machen. Weil er die Tätigkeit des Sammlers von heutigen Petruspfennigen mit Ironie glossiert hatte, war es geschehn, dass er vom Frh. von Mirbach ins Schloss geladen wurde. Zur «wohlwollenden Belehrung». Damals war der Pakt geschlossen worden. «Von nun an entsprach meine Haltung den freundnachbarlichen Beziehungen». Zum Glück war er grade damals vom furor patrioticus besessen. Der hatte ihn genau in der Stunde ergriffen, als die «freundnachbarlichen Beziehungen» ihn bewogen hatten, einen andern, recht kaiserlichen Ton zu wählen. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Aber begreiflich; denn es geschah mit Ueberzeugung. Mit derselben Ueberzeugung, die ihm kurz darauf, nachdem er eingesehn hatte, dass mit dem Patriotismus «kein Geschäft zu machen» sei, nahelegte, gegen Sanden loszuskandalieren und dem Gottesmann, der für seine Herrin Kirchen à tout prix bauen zu müssen glaubte, nicht zu folgen, obwohl der ihm einen Kanzleibeamten in die Wohnung schickte, mit der Bitte, die Schwindeleien schön auf sich beruhen zu lassen. Das heisst, der Freiherr bat nicht, er wünschte. Der Wunsch war gewiss nicht mehr chokierend, als die frühere «wohlwollende Belehrung». Da die Zeiten sich jedoch geändert hatten und der Kaufmannsgeist sich zum neuen und immer guten besann, fiel der Wunsch dem stolzen Dr. Leipziger unangenehm auf. Man soll ihn mit dem Hirn in der Hand grüssen!

Mir scheint, das Geschäft ist also trotzdem gemacht. Trotz den teuern Seidenbänden, trotz dem Tausendmarkschein, die dem Freiherrn eine edle Lüge des Rolands von Berlin in die Hand drückte: denn unterdessen, zwischen der Palästina-reise und Sanden, waren 50000 in die Kasse des Kleinen Journals geflossen, ein höflicher Segen von oben. Das machte

doch vieles gut, wenn auch damit das Geschäft für abgeschlossen zu gelten hatte.

Ich wundre mich, ich wundre mich. Geschäft ist Geschäft. Hie Mirbach, hie Leipziger! Natürlich, der Artikel musste geschrieben werden; man erwartete ihn, man würde sich am Anblick des Strickes weiden, den der Literaturkaufmann dem spekulativ nicht schlecht begabten Kirchenpatron drehte. Und wieder einmal ist das Geschäft gemacht. Punktum. Bis zur nächsten Nummer, die dem Börsianer für seinen Profit zu ziehn vergönnt ist. Aufregung ist das weiter nicht wert. Asket und Kaufmann sind gleich ehrenwert. Nur hätte mir etwas offener Cynismus aufrichtig imponierend geschienen. Dr. Leipziger sollte sich weniger versteckt, recht keck und lebensstüchtig über sein Publikum lustig machen. Als rechter Kyniker. Zur Zeit scheinen Naivität und Ueberzeugung gangbare Artikel zu sein, denn der Roland von Berlin hält auf ihre Gründlichkeit. In der Friedrichstrasse ist das kein gutes Zeichen. .

Berlin.

R, Sch.

## Prinzenspiele

Die alte, prachtvolle Residenz an der Havel wärmt sich im Julisonnenschein. Das Barockschloß möchte alle seine Fenster und Türen öffnen und träumen von Reifrod und Perücken . . .

Aber da kommen in Carrière acht junge Männer angeradelt. Ganz England, ganz Sport. Prinzen, Grafen, Freiherrnsöhne. Poloschläger in den Händen . . . Die Kugel liegt auf der Erde. Und nun treiben die Parteien sie.

Weit herum auf dem nackten Paradeplatz steht das Sonntagspublikum, bunt, beglückt, lächelnd — und voll Angst: Wird er gewinnen? Er, unser Kronprinz? Dort, jener hochbeinige junge Mann in Blaulainen?

Wie sie durcheinandersfahren mit den blanten, blitzenden Maschinen. Sehnige, prächtige Jugend mit den unabhängigen stolzen Nacken der zwanziger Jahre. Nie ein Zusammenstoß. Verblüffende Wendungen. Und immer in Haltung. Vor dem Volk, vor den Hunderten . . .

Und — was?

Dieser stolze, edelste Nacken sollte sich beugen können?

Der Kronprinz lacht und hebt seinen Polostab so hoch, daß jener junge Edle sich bücken muß, will er nicht seinen Weg abbrechen.

Und — er beugt sich. Und fährt hindurch unter das Joch . . .

Ja, fast ist es, als beselige ihn diese Auszeichnung . . .

Ja, wenn man mit solchen Gegnern spielt, muß man wohl gewinnen. Und er gewinnt auch, unser Kronprinz.

Plötzlich ist es, als könnte die Gegenpartei nicht mehr fahren. Als könnte sie nicht mehr ihren Polostab schwingen. Als seien alle ihre Muskeln und Sehnen erlahmt.

Mit gemüthlichen Schlägen rollt der große Prinz die Kugel über das Mal hinaus.

Und diese Gegner jubeln! Bejubeln unsern Kronprinzen.

Und er schlägt ihnen nicht den Stab um die Ohren und schreit nicht verzweifelt:

„Wenn ich doch nur mal einen ehrlichen Gegner hätte! Mit dem ich mich richtig messen muß! An dem ich zeigen kann, daß ich wirklich stärker, gewandter, flüger — prinziplicher bin . . .“

Potsdam, am 3. Juli 1904.

S. D.

## CHRONIK

### •Her zu mir! — Zwei Damen hinausgewiesen — Mirbach macht Schule

•Her zu mir! Herr Adolf Brand, der Begründer und Leiter der •Gemeinschaft der Eigenen, Philosophische Gesellschaft für Sittenverbesserung und Lebenskunst• bemächtigt sich des Falles Dasbach in einem Artikel •Kaplan Dasbach und die Freundesliebenden er in knallrotem auffallendem Umschlag in den Strassen Berlins für 20 Pfennige verkaufen läßt. Herr Brand bekennt darin offen, dass er, ebenso wie die •Eigenen, •homosexuell veranlagt, sei — freilich mit der Einschränkung, dass er •nach dieser Richtung höchstens das nur thue, was das Reichsgericht erlaubt. — (ein minder einschränkendes Bekenntnis wäre auch zu gefährlich und würde wohl den Staatsanwalt mehr interessieren, als Herrn Brand lieb ist!) und giebt seiner Ueberzeugung Ausdruck, dass auch Kaplan Dasbach zu jener Gemeinschaft gehöre, die homosexuell •veranlagt ist. Man denke nur: ein katholischer Priester sexuell veranlagt. Und noch dazu homo . . . ! Trotzdem Herr Brand offiziell betont, dass er von der Tatsache fest überzeugt sei, dass der Kaplan sich niemals gegen das Gesetz vergangen habe, spricht er doch von vielen kompromittierenden Briefen und schreibt in seinem Artikel ausdrücklich: •Ich habe eine ganze Liste von jungen Burschen, denen gegenüber Dasbach sehr vertraut gestanden hat und denen er in seiner rührenden Fürsorge mehr als Freund und Vater war! Das Alles sähe einem Erpressungsversuche vertheilt ähnlich, wenn Herr Brand sich nicht ein Hintertürchen offen gelassen hätte: Er bemüht sich nämlich in seiner Schrift krampfhaft, dem Kaplane homosexuelle Veranlagung nachzuweisen, homosexuelle Veranlagung im guten Sinne natürlich, und versucht, ihn zur Gemeinschaft der Eigenen hinüberzuziehen. Der Vorwurf, den er gegen Dasbach erhebt und in dem der ganze Artikel gipfelt, ist der: Dass Dasbach als Volksvertreter seine Schuldigkeit nicht tut und es unterlässt, für die Abschaffung des § 175 einzutreten. Herr Kaplan Dasbach, der sich gegen die Anschuldigung der Päderastie im Gerichtssaale förmlich zu verantworten hatte, habe doch selbst unter der Unbill dieses Paragraphen zu leiden gehabt und sei daher verpflichtet, dessen Abschaffung energisch zu befürworten. Diese Schlussfolgerung des Herrn Brand ist zumindest sonderbar und ihre logische Fortführung müsste notgedrungen zur Abschaffung der ganzen Strafgesetzgebung führen. Denn jeder unschuldig Verdächtigte hat ja unter der Unbill der betreffenden Strafbestimmung zu leiden, so lange seine Unschuld nicht vor Gericht erwiesen ist. Herr Brand ist wohl nicht so naiv, daran zu glauben, dass diese Scheintendenz seines Artikels ernstgenommen wird. Es bleiben also nur zwei Möglichkeiten der Genesis jener Schrift: Entweder eine ungeschickte Propaganda zur gezwungenen Werbung eines •Eigenen• oder ein geschickter Erpressungsversuch. Herr Brand wähle selbst!

Flanqar.<sup>3</sup>

Jug 1904: Im Ausstellungspark hat man zwei Damen hinausgewiesen. Die Zeitungen schreiben: wie Dirnen. Das ist nicht wahr. Wer da sagt, dass Dirnen aus unsern noblen Vergnügungs- oder Kunststätten hinausgewiesen werden, kennt sowohl jene als diese nicht. •Hoffähig• hat eben nicht umsonst zweifachen Sinn. — Pikanter noch wird die Ausweisung dadurch, dass es sich um zwei Teilnehmerinnen des Frauenkongresses, eine Hauptführerin und eine Hauptmännin, gehandelt hat. So ein Kellner hat Menschenverstand. Er soll nur anständige Menschen bedienen. Hm —

Umgang färbt ab. — Die Damen waren übrigens, wie ich höre, eben von einigen Empfängen gekommen, bei denen sie vor Graf Bülow einen Hofknix machen konnten und Freiherrn von Mirbach hatten begrüssen können . . .

Catulus.

**Mirbach macht Schule.** Gleich ihm im Pommernprozess wünschen jetzt im Meyer-Prozess eine ganze Menge Geschäftsleute (nicht Kirchenbauhändler) vernommen zu werden. Ein sehr bekannter Geschäftsinhaber der Friedrichstadt hat nämlich die Reklame, die ihm durch die Vernehmung in diesem Prozess gemacht worden ist, für geradezu inkommensurabel erklärt. «Man» weiss eben, wo «man» kaufen muss (oder pumpen), um «was» zu sein.

Catulus.

Für die Redaktion verantwortlich René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

Soeben erschien:

## Die Bilanz der Moderne

von S. Lublinski.

1 Band, 880 Seiten Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt:

Erster Teil: **Die Moderne.**

Geistige Struktur um 1890

Der Naturalismus

Impressionismus u. Neu-Romantik

I. Kulturpolitik

Impressionismus u. Neu-Romantik

II. Symbolismus und Lyrik

Zweiter Teil: **Literatur und Publikum.**

Das Publikum

Die Erzählung

Gerhart Hauptmann

Die Reaktion.

Dritter Teil: **Anfang und Ausblick.**

Moderne Religion — Allerlei Anfänge.

Das Buch gilt zugleich als Supplement zu des Autors grossem Werk:

### Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert

I. Die Frühzeit der Romantik.	II. Romantik und Historizismus.
III. Das junge Deutschland.	IV. Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt.

4 Bände Preis 10 Mk., geb. 12 Mk.

Die Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie direkt vom Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W.

## • • Zum Thema des Alkoholismus • •

Sobien erschien:

# Der Deutsche Durst

von

**Max Bauer.** Preis brosch. M. 4,—,  
eleg. geb. M. 5,50.

„Der Verfasser, der schon verschiedene Gebiete der Kulturgeschichte erfolgreich bearbeitet hat, gibt hier eine umfassende und auf das Studium zahlreicher Quellen begründete Gesamtbarstellung des „deutschen Durstes“. Er behandelt seinen Stoff breitartig, indem er das Was und Wo und Wie des Trinkens gesondert bearbeitet. Met, Bier, Wein und Schnaps werden in ihren geschichtlichen und sozialen Wesenszügen geschildert, Wirtshäuser und all die andern Stätten und Gelegenheiten der Trinkerwollust finden eine immer fesselnde Charakterisierung. Wir sehen die menschliche Bestie von einer scheinbar liebenswürdigen und geselligen Seite, im Grunde aber in völliger Verrohung, indem wir an einer Fülle von Beispielen Kenntnis davon nehmen, wie Abel und Bürger, Gelstlichkeit und Frauen, Professoren und Studenten vereinst einer Begierde fröhnten, die sich euphemistisch „Durst“ nennt. Im Interesse der Volkswohlfaht weitere Besserung herbeizuführen, ist nichts geeigneter, als ein solches Buch, das uns den abschreckenden Spiegel der Wahrheit vorhält.“

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“.

## **Dr. Theodor Herzl** ❖

Die Volksausgabe von Dr. Theodor Herzls literarischem Lebenswerk, dem Roman

### Altneuland,

erschien sobien in 6. Auflage und kostet brosch. M. 2,—, gebunden M. 3,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Brautstandsmoral** von Dr. Robert Michels erschien sobien in 7. Auflage im **Magazin-Verlag, Berlin SW. 11.** Preis 30 Pf.

Sämtliche Artikel zur Krankenpflege und Hygiene.

**Gummiwarenhau Leopold Schüssler, Berlin, K 98**

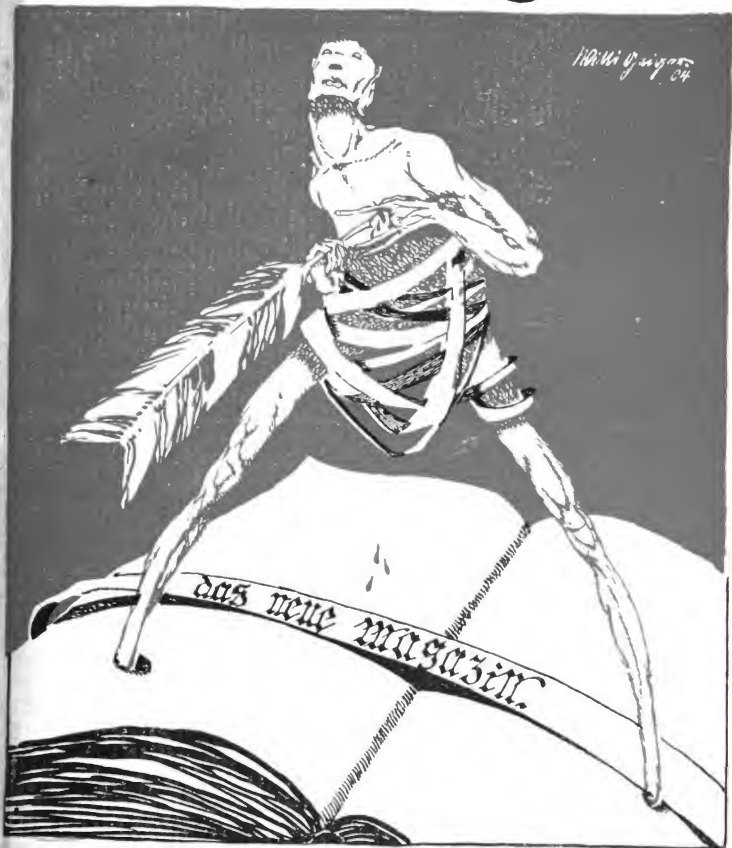
Anhaltstrasse 5. — Preisliste gratis und franko.

**Abschriften** mit der Schreibmaschine! **Neisser & Schwedler**  
Berlin W., Bohrenstr. 7 pt. Telefon Amt I, 1749.

Das neue

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 3

Berlin, den 16. Juli 1904

Heft 3

Erscheint jeden Sonnabend  
jährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.  
ues Hegner in Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer 29

# Das neue Magazin,



früher Das Magazin für Literatur, möchte nach einer neuerlichen Umwandlung in seinem dreiundsiebzigsten Jahrgang alles das geben und sein, was eine Zeitschrift von der Art den jungen und einer künstlerischen Betrachtungsweise ganz geneigten, den beweglichen Geistern überhaupt, geben und sein kann. Es dient keiner Richtung in Kunst, Literatur und Leben, es sei denn der des freien, wenn auch zuweilen übermütigen, oft verwegenen Geschmacks und will den lieben und nicht-lieben Leuten vor allem vor Augen führen, dass und wie sehr Kunstgeschehnisse und -Fragen Geschehnisse und Fragen wertvollsten Lebens sind. Aber auch andre Gebiete werden mit Lust und in Treue gepflogen, und nichts Menschliches soll dem neuen Magazin fremd, manches

Menschliche ihm verhasst und viel Menschliches ihm teuer sein. Das Wort aber hat sowohl das Verhasste als auch das Teure. Denn wir sind keine Schulmeister (wie sollten wir auch!) und werden nur die am Reden hindern, die nichts zu sagen haben. Alle andern aber laden wir zu erspriesslicher Mitarbeit ein, die Leute des Worts und des Griffels, und sie werden uns willkommen sein, und wir wünschen, dass sie unsre Freunde werden. So hoffen wir, dass sich das neue Magazin unter Leuten, die süsser Kulturen voll sind, einbürgern wird und bitten sehr, dass sie ihre Neigung nicht nur dadurch beweisen, dass sie dem neuen Magazin zugetan sind, sondern es auch abonnieren und den Bekannten zum Abonnieren weiterempfehlen. Je mehr Abonnenten, desto mehr können und werden wir uns allen zur Freude bieten. Und dankbar wären wir jedem für Adressen, an die Probenummern zu senden von Vorteil wäre.

Das neue Magazin erscheint wöchentlich, jeden Sonnabend,  
in Berlin.

Es kostet vierteljährlich 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf.  
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie die  
Geschäftsstelle des neuen Magazins, Berlin SW. 11,  
Tempelhofer Ufer 29.





# Das neue Magazin

Heft 3

1904

<i>Akademische Sittlichkeit</i>	René Schickele
<i>Die Pocken unter der Pickelhaube</i>	Caramussel
<i>Eva</i>	Carl Seffner
<i>Der Student mit den zween Bräuten</i>	Karl <sup>†</sup> Hans Strobl
<i>Grausame Schöne</i>	Chaucer
<i>Widmungsblatt</i>	Melchior Lechter
<i>Ein Einsamer</i>	Richard Schaukal
<i>Ein Knabenstreich</i>	Hermann Hesse
<i>Programmatische Vorrede.</i>	Emile Zola
<i>Replik — Contrereplik</i>	Holz — Schlaf — Lublinski
<i>Universität — Knute</i>	Catulus
<i>Ex Libris Elsa Asentjeff</i>	Max Klinger
<i>Chronik — Notisen.</i>	

C. M. von Dongen .

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alter Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11.

**Sezession**

IX. Ausstellung 

Mai—September 1904

Berlin-Charlottenburg, Kantstrasse 12

Geöffnet täglich 9—7 Uhr — Eintritt 1.— Mk.

Sonntag 50 Pf.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 16. Juli 1904.

Heft 3.

## Akademische Sittlichkeit zu Berlin gegründet anno 1904

Im Auftrag des Akademischen Bundes «Ethos» schreibt Herr Hermann Hadlich an die Redaktion des neuen Magazins, wie folgt:

Sehr geehrter Herr.

In dem beherzigenswerten Artikel der jüngsten Nummer des neuen Magazins über Sexualethik im russischen Kadettenkorps (unterzeichnet Miles) erwähnen Sie unsern Bund in einer durchaus falschen Beziehung. Da es Ihnen daran liegen muss, auch unter den Studierenden Leser und Abonnenten zu bekommen, und unser Bund an allen Berliner Hochschulen in mächtigem Wachstum begriffen ist, wäre eine Richtigstellung in einer der nächsten Nummern, eventuell eine Besprechung unserer Bestrebungen ausserordentlich am Platze. Dieselbe könnte folgende Form haben:

Wir werden darüber orientiert, dass unsre Erwähnung des deutsch-akademischen Keuschheitsvereins nicht ganz das Richtige trifft. Derselbe nennt sich vielmehr Akademischer Bund «Ethos» und ist seinen Bestrebungen und Ueberzeugungen gemäss ganz und gar nicht mit der Tolstoischen Richtung in irgend welche Parallele zu bringen. Vielmehr will er grade das,

von dem wir behaupteten, dass es uns Menschen von heute zerstört sei, wiedererringen: Die herrliche Fähigkeit zu lieben. Freudige Daseinslust schreibt er auf seine Fahne und die Wahrheit, die in der Mitte zwischen Tolstoi und der russischen Junkerschule liegt, schwebt ihm als Ideal vor. Zur Erreichung desselben hält er es allerdings für unbedingt notwendig, dass der Einzelne, um die Gesamtheit aus dem Sumpfe der Gefühlsschwachheit zu reissen, sich in Selbstzucht nimmt und allein den Geschlechtsverkehr in der Ehe für edel und liebefördernd hält. Man wird sagen, das ist Prinzipienreiterei, und macht damit doch nur einen schwächlichen Einwandsversuch, denn ohne feste Normen existiert nichts in der Welt, und selbst wer dies bestreitet, hat die Norm, das zu tun, und bestätigt den Satz wider Willen.

Da Sie, sehr geehrter Herr, nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Mitarbeiten, wenigstens zum Meinungs-Aeussern in den Eingangsworten Ihres neuen Jahrganges aufforderten, erlaubt sich diese Richtigstellung, die jeder akademische Bürger, der von unserm Bunde gehört hat, erwartet,

ergebenst . . . .

\*

Dazu einen Auszug aus den Statuten des Akademischen Bundes «Ethos».

### § 1.

Der Akademische Bund «Ethos» bezweckt die Förderung einer vertieften und veredelten Auffassung des Geschlechtslebens, die Läuterung der sittlichen Ehrbegriffe und den Kampf gegen die geschlechtliche Ausschweifung.

Von jeder politischen, konfessionellen und partei-studentischen Bestrebung hält sich der Bund fern.

### § 2.

Die Mitglieder des Bundes betrachten es als ihre Aufgabe:

- a) für die Keuschheit durch ihr Leben und Wirken einzustehen,
- b) den Grundsatz der gleichen Moral für beide Geschlechter zu vertreten,
- c) ihre Kameraden vor schlechtem Einfluss zu bewahren und Frauen und Mädchen nach Möglichkeit vor Belästigungen zu beschützen,
- d) rohe, zweideutige Spässe und gemeine Reden zu unterlassen und ihnen tunlichst entgegenzutreten,
- e) nach besten Kräften aufklärend zu wirken.

§ 7, Anmerkung 1. Will ein Mitglied nicht mehr nach den Grundsätzen des Bundes leben, so ist es verpflichtet, seinen Austritt zu erklären.

\* \* \*

Schön. Also reservatio mentalis gilt nicht im Akademischen Bund «Ethos». Er will den Jüngling, der, von den Zähnen umgiert, im Rachen des Ungeheuers sitzt, recht sauber und appetitlich erhalten. Erkiest er in soliden Verhältnissen ein ebenbürtiges Weib, wird der historische Jungfernkranz beiden gewunden, jedoch was hat das mit Normen zu tun? Selbst, wenn Windelband Ehrenmitglied würde. Herr Hadlich ist eben stud. phil. Ich liebe das asketische Griechentum des «Ethos», die von deutschem Vergissmeinnicht geschmückte Jungfernschaft. Ich liebe die Tugend, wenn ich mir vorstelle, wie die Kavaliers, die am Arm von Mädchen und Frauen lustwandeln und unantastbar Tüchtiges reden, beim Arzt die Mienen schmerzhaft verziehn, der Seligkeit sanfter Frauenmienen ganz verloren. Die Statistik, die herrliche Mathematik des Lebens, vermag Mönche und Missionare zu werben. Recht so, schützt Deutschlands Gretchenschar vor verurtheter Gewissenlosigkeit, schützt die Kinder elend gewordener Mütter, schliesst die Häuser mit dem peinlichen Namen, bestraft die Prostitution mit Verbannung in heftiges Pfefferklima, erlöst endlich den Staat vom Belagerungszustand, in den die sittliche «Kontrolle» ihn versetzt hat, säubert das Land. Säubert es, säubert es. Aber zuvor müssen die Jammergehalten mit dem bläulichen Augenaufschlag verschwinden, muss das Laster der «guten Sitte» gemordet werden. Und nun bedenke man gefälligst die Pädagogik der geistlichen Väter und Mütter, die den Töchtern nur zwei Wege freilassen: die Heirat mit einem zweifelhaften Ehrenmann zweifelhafterer Lebensanschauung — oder die Strasse. Die «Schande». Das Mädchen, das sich dem Mann, den sie inbrünstig und aus ganzer Seele liebt, nicht freudig hingibt, ist ein Krüppel oder ein Gänschen. Die Maklerliebe der Eltern droht ihr mit dem Greulichsten, der Schande. Dabei heissen sie Akademiker, Professoren, Kulturmenschen. Gerade die. Sie forschen ihr Leben lang um Griechentum und Bibel herum, bei welcher zeitausfüllenden Beschäftigung ihre Dummheit ebenso unverwundlich bleibt wie ihre «Moral».

Die Bestrebungen ähnlicher Vereine wie «Ethos» führen zur Gründung von Himmelstädten, die etwas jenseits liegen. Ein Vorbild tut es bekanntlich nicht. Die Vorbilder haben nie

geholfen, trotz ihrem hohen Plural, weil sie nur den Abstand, die Kluft weiter rissen, nur Engel und Teufel gelten liessen. Was hat das Volk davon, wenn irgend ein Winkel voll Leute in Demut und Tugendhaftigkeit verstaubt? Man pflegt unsaubere Gegenden zu sanieren, indem man Moräste und Sümpfe austrocknet, nicht, indem man mit allen Mitteln ein schönes reines Fleckchen in der Mitte zu halten versucht. Dies Bild ist gewöhnlich wie die Gemeinplätze, die die Moral tüchtiger Leute für Anarchismus und Verkommenheit hält, und die nun wieder einmal einer vorbringen zu müssen glaubte. Ich empfehle dem Akademischen Bunde «Ethos», dafür zu sorgen, dass die Mitglieder es von sich weisen, ihre Schwestern und Frauen als Haremsweiber zu behandeln, die man einsperrt, um ihren Geist und ihren Leib in Gemütsruhe zu brutalisieren. Ihnen Selbstbestimmung und Aufrichtigkeit illusorisch zu machen. Man sperrt das Weib in den Käfig zu einem Mann, den es nicht kennt, und es bleibt nichts andres übrig, als ihr die Kleider vom Leib zu reissen und es als Geschlechtswesen zu traktieren. Wenn das Tier Gemüt hat, wird es noch dazu vor der Mutter Achtung zu haben belieben. Et c'est tout.

Berlin.

René Schickele.



Louis Moß.

## Die Pocken unter der Pickelhaube

Berlin kann ruhig sein, es besteht gar keine Gefahr! Wenn die Sache vor Friedrich dem Grossen gespielt hätte, als «Gazetten» noch «geniert» werden durften — was bekanntlich jetzt nicht mehr geschehn darf — hätte man nicht erst beruhigen müssen, weil man weit einfacher vertuschen konnte. Das ist jetzt allerdings schwieriger geworden, und der behördliche Zopf muss modern, wenn auch nicht sezessionistisch, umgeflochten werden, um stilgerecht über der inoffiziellen nationalen Kultur baumeln zu können. Also wie gesagt, Berlin mag ganz ruhig sein, der Pockenfall in der Gartenstrasse ist bereits hinter Schloss und Riegel gebracht. Von der Nachsicht der Behörde, die man so oft als hart verleumdet, zeugt der Umstand, dass man nur den Kranken und seine Umgebung abgesperrt, die zwei behandelnden Aerzte aber noch nicht eingesperrt hat. Der kleine Fritz hatte einen Ausschlag acht Wochen lang und fristete sein junges Leben damit schlecht und recht weiter. Es wäre auch weiter zu keiner Katastrophe gekommen, wenn er nicht auch die erwähnten zwei Aerzte gehabt hätte, von denen einer nach den gleichfalls erwähnten acht Wochen auf den verhängnisvollen Gedanken kam, Mutter und Kind am letzten Montag nach dem Kaiser und Kaiserin Friedrich Kinderkrankenhaus zu schicken, damit dort einmal nachgesehen werde, was denn der Ausschlag des kleinen Fritz für ein Ausschlag sei. Damit war das Unglück fertig. Der kleine Fritz hatte nämlich die Pocken, die gefürchteter sind, wenn man sie unvorsichtigerweise Blattern nennt. Er wurde sogleich sammt der Mutter und seinen beiden kleinsten Geschwistern in die Charitébaracke überführt, dann aber ging das grosse Impfen, Isolieren und Desinfizieren los. Ministerium und Sanitätspolizei wurden über die Erkrankung unterrichtet. Auch die Zwangsgewalt des Staates musste sich in Bewegung setzen, denn zwei Hausgenossen wollten sich durchaus nicht impfen lassen. Sie waren offenbar der Ansicht, dass die staatliche Lanzette eine unnötige Quälerei sei, nachdem sie acht Wochen lang ungeimpft neben dem Pockenkranken gesund geblieben waren. Vielleicht neigen sie auch zu der medizinischen Ansicht, dass die Impfung besser vorher als zur Zeit wahrscheinlicher Ansteckung vollzogen werden soll, weil die Fieberscheinungen bei der Impfung den Kranken nur schwächen und für das Gift empfänglicher machen. Da so obstinaten Untertanen mit der Hygiene nicht beizukommen war, wurde jene Behörde requiriert, die bei uns im Bedarfsfall alle Wissenschaften und Künste zu substituieren hat: die Polizei. Sie konnten nur einen Krankheitsaufschub bewirken, geimpft werden sie doch. Aber später; weil der Zwang in einem geordneten

Staatswesen natürlich nur auf dem «gesetzlich vorgeschriebenen Wege» ausgeübt werden darf. Das ist ein langwieriger und ein umständlicher Weg, aber er ist ganz sicher, die beiden Leuten werden geimpft, darauf können sie Gift nehmen!

Die Geschichte ist nur so heiter, weil die Pocken des kleinen Fritz von geradezu humoristischer Harmlosigkeit zu sein scheinen. Acht Wochen lang gefährden sie weder ihn, noch seine Umgebung. Zwei Aerzte haben sie nicht erkannt und mussten noch zu einem dritten schicken, damit sie erst konstatiert wurden. Es ist also wohl mit Sicherheit zu erwarten, dass die behördlichen Massnahmen dieses Pocken-Idyll nicht zerstören und aus dem chronischen Ausschlag des kleinen Fritz keine acute Sorge für die Epidemie-Freiheit Berlins machen werden. Aber der Fall in der Gartenstrasse hat auch seine ernste Seite, dem nicht durch Impfung, sondern höchstens durch eine Art geistiger Desinfektion beizukommen ist. Er ist ein Schulbeispiel dafür, wie bei uns die blinde Götzenanbetung des Bureaokratismus eingedrillt wird. Die kleine Notiz in den Tagesblättern, die den Pockenfall in der Gartenstrasse der Oeffentlichkeit mitteilt, wurde in einer Form verlautbart, in der sie eine Reklame für die Umsicht der kompetenten Behörden bildet. Acht Wochen konnte sich der geheimnisvolle Ausschlag des kleinen Fritz unter der Aufsicht zweier Aerzte ausleben, ohne dass eine Anzeige erstattet, eine Vorkehrung zur Absonderung seiner sechs Geschwister getroffen worden wäre. Das tut nichts, wenn nur nachher ein Schutzmann dazugestellt wird. Dem wohlgesinnten Untertanen muss es genügen, wenn eine Pickelhaube vor ihm aufgepflanzt wird. Das ist der Gesslerhut unsrer Verwaltungskunst. Wer ein loyaler Staatsbürger sein will, macht rasch seine devoteste Reverenz und dankt unserm Herrgott, dass es der hochweisen Obrigkeit gelungen ist, die vaterlandslosen Pocken so rasch unter die nationale Pickelhaube zu bringen. Berlin ist loyal und also ruhig. Indes imponieren die Pocken weder Obrigkeit noch Untertan. Die Charité beherbergt schon zwei neue Blatternkranke: eine Aufwärterin, die sich die Krankheit, wie triumphierend und beschwichtigend versichert wird, durch Unreinlichkeit und zarte Beziehungen zu einem Russen (!) zugezogen hat, — der kleine Fritz aus der Gartenstrasse ist also unschuldig daran — und ein obdachloser Arbeiter, der seine nackten, pockenbesäten Beine lange in Berlin spazieren führte, ehe er selbst auf den gesunden Einfall kam, in das Epidemehospital zu wandern. Beide haben sich lediglich «aus eigenem Antrieb» zur Aufnahme gemeldet. Jetzt ist die Geschichte wirklich nicht mehr lustig. Wie wird man denn die Hausgenossen des Obdachlosen isolieren und impfen?! — Und in dem denkfaulsten Untertan dämmert der Zweifel darüber auf, ob der Drill zur Anbetung der heiligen Pickelhaube wirklich den Inbegriff aller staatlichen Einsicht und Voraussicht bildet?

Caramussel.



## Der Student mit den zween Bräuten

Aus des Karl Hans Strobl doppeltem Spiegel der Liebe und Freundschaft oder wohlriechenden Blumensträussen auff jeden Tag dieses Jahres 1745.

Indem dass ich diese Geschichte auff den 215<sup>ten</sup> Tag zu schreiben beginne, bin ich mir wohl bewusst, sowohl der Grösse meines Unterfangens als auch der mehreren Schwierigkeit, die den Schriftstellern heutigen Tages in allen würdigen Unternehmungen entgegengesetzt ist. Denn ist es schon gantz ausser aller Möglichkeit, dass etwas gantz Neues geschrieben würde, welches weder bei den Alten, noch bei denen Schriftstellern, die sich nach dem erhabenen Beispiel dieser Poeten gehalten, zu finden, so ist es auch über die Massen schwierig, auch nur etwas, dass doch ohngefähr vergnügliche Neuigkeiten vorbringe, zu ersinnen. Indem ich also fast traurig mich dessen begeben, auff jeden Tag dieses Jahres 1745 etwas Ungehörtes vorzubringen, habe ich dennoch, aus Begierde, meinen schönen Leserinnen zu gefallen, mit allem Fleiss und möglicher Kunstfertigkeit alles zusammengetragen, was ich von ehrwürdigen Leuten über die Begebenheiten ihrer Jugend-Zeit in Erfahrung bringen können.

So habe ich also auch diese Geschichte von dem Studenten mit den zween Bräuten erfahren und setze sie hieher zum Genusse meinen schönen Leserinnen und denen schmetterlingshaften und ungetreuen Lesern, so nach männlicher Art ihre Geliebten des öfteren verändern, zur Warnung. Habe auch hier noch nichts angelegners anzumerken, als dass diese Geschichte wirklich und wahrhaftig sich so zugetragen, wie ich sie nach der Erzählung meines ehrwürdigen Greisen niedergeschrieben.

In der berühmten und weit bekannten Universität P. lebte vor einiger Zeit ein Student, der sich des Rechtes weniger annahm, als er sich für den Maasskrug und dessen Vergnüglichkeiten einzufinden pflog und sich sodann vor dem Tore mit den Mäden erlustierte. Wenn er mit seinem breiten Degen über den nassen Wirtstisch hinschlug, dass das Bier denen Gästen ins Gesicht spritzte, lachte er mit seinem breiten lügnischen Maul und schrye: Was kostet diese Welt? Eine Handvoll Pffiferling für eine goldene Krone und wer mir nicht aus dem Wege geht, dem reisse ich seine verd . . . Ohren aus und nagele sie mit meinem Spiesse an die Wand, wie die Fledermäuse über denen verm . . . Scheunthoren der stinkenden Bauren. So dass sich alles gewaltig über so viel Unflat aus einem Munde verwunderte und lieber schwieg, als diesem Bramarbas und Eisenfresser zu mehrerem Wüten verhalf. Dieser Franz Wilhelm Burmann, dem Vorgeben nach Rechts Hörer, in Wahrheit aber Rechtsverkehrer und teuflischer Anstifter, war, so sehr er mit dem Maule prahlte und schrye, von Herzen ein Hase und voll von Aengsten, wenn er in ernsthafte Händel kommen sollte. Also dass er lieber so laut und unchristlich wütete, damit niemand sich ihn anzufassen vermessen konnte.

Nun — so sehr auch einer in schandhafter Besessenheit über Gott und die Welt fluchen mag, so kommt sicher einmahl seine Stunde, in der seine unseelige Verfassung gebessert wird. Und es geschah, dass unser Franz

Wilhelm Burmann an einem Abende, als er eben zu seinem scheusslichen und wüsten Gelage hinzugehen in Absicht hatte, am Fenster eines ordentlichen Hauses ein Mädchen erblickte, dass in seinem Herzen einen Feuerbrand entzündete. O, sprach er bei sich, so viel anmutige Keuschheit und sanfte, klugheitvolle Schönheit musst du vorübergehen als ein Tölpel, Schreyer und Raufbold, der du bist. Was ist alle leichtfertige und ungezierte Freundlichkeit und die heftige Zärtlichkeit der Mädchen, die deinem Wunsche zu willig sind? O, dass ich doch niemals von der Mutter weggekommen wäre, damit ich dieser ohne erröthende Scham unter die Augen treten könnte.

Da er dieses unter Seufzern und Thränen bei sich gesprochen hatte und sich auch des öfteren mit der Hand die nassen Augen trocknete, kam sein Freund des Weges, mit dem er sich schon häufig beim Biere und den Mädchen vergnügt hatte. Ey, rief dieser treffliche Pylades, wie siehst du aus, mein Theurer. Hat dir irgend einer der Unterirdischen deinen Geist, von der Natur zur Freude geschaffen, in Verdruss gekehrt oder irgend ein abscheulicher heydnischer Zauberer und Hexenmeister dich in eine stählerne oder hölzerne Maschine verwandelt, dass du nur mehr gehen oder stehen, aber nicht mehr die Offenbarungen der Liebe und Freundschaft empfinden mögest?

Ach, erwiderte hierauff der Student, indem er in ein noch ärgeres Seufzen und Wehklagen verfiel, freilich hat mich ein grausamer Erzzauberer und Malefizkerl angerührt. Gott Amor hat meinen Busen mit seinem rosigen Pfeil in Brand geschossen, also dass ich jetzt zugleich die süssen Wonnen und die heimtückischen Schmerzen der Liebe empfinde.

Auf die Frage des Freundes, welche Doryllis oder Daphne sein Herz also in Flammen gesetzt, zeigte der Student nach dem Fenster und rief: «Diese ist es». Er hatte noch nicht ausgesprochen, da erhob der Freund ein Lachen, dass der Student fast zornig ward und schrye: «Nimm dich in Acht und lass das Lachen, sonst schlage ich dir dein schändliches Lästermaul inzwey.» Bis dieser Pylades unter immerwährendem Lachen rief: Freund, dieses Mädchen heisset Mariegen, ist meine Schwester und für deinesgleichen nicht feil. Worauff unser Student mit Schimpffen aufhörte und seinen Freund um Gotteswillen bat, ihme zu verzeyen, da er bei besserem Bewusstsein dieser Sachen sich solches Schreyens nicht unterfangen. Er wolle auch nicht mehr die Schänke für die Kirchen halten und den Tanzboden für den Hörsaal, oder die Mädchen anstelle der Pandekten studieren, sondern fürsorglich und mit Verschwörung aller Lasterhaftigkeit denen studiis obliegen, damit er nach Besorgung seiner Obliegenheit sich und einer lieben Frauen einen ahngenehmen Hausstand begründen könnte. Solches und noch mehreres sprach er mit grosser Zerknirschung und schien dem Pylades wirklich gantz von Reue über seinen Wandel durchdrungen. Kurtz — unser Pylades war auch nicht von Steine und hatte die Liebe des öfteren schon am eigenen Leibe empfunden — er führte diesen Studenten dem Schwestergen zu, indem er ihn als ein grosses lumen pries und seine Fähigkeit und Gelahrtheit auff Zinsen für die Zukunft zog.

Dem Mariegen gefiel der stattliche Kerl gar wohl und nachdem er einigemahl gekommen war, sich auch mit Hände-Küssen und süssen Reden nicht genug thun konnte, ihr auch zuweilen Geschänke von schalkhaften



Eva.

Carl Seffner.

Sprüchlein auf Bändern oder kleinen Gemälden darbrachte, begann sie nach ihm zu verlangen; wenn er einmahl ausblieb. So dass sie den Bruder, diesen Pylades unseres Studenten, angien und um sein Befinden befragte: ob er nicht etwa gar krank geworden oder in denen studiis zu viel gethan, dass nun das Fieber über ihn Gewalt gewonnen. Und ruhte nicht eher, als biss der Student wieder gekommen war, worauff sie ihn fast aus jugendlicher Uebermüthigkeit umarmt hätte.

Was aber das Wunderbarste darbey war, worüber sich alle Welt vor Erstaunen kaum lassen konnte: dieser heillose Sauffer und Raufer, dieser Märgenverführer und Säumagen, dieser Erzschreyer und Venusknecht hatte von dem Tage an alle unanständige Liebschaften an den Nagel gehängt, alle schandvolle Stücklein in den Brunnen geworffen, allen gräulichen Blasphemien abgeschworen und sass nur von Kopf zu Fuss, ausgenommen die Zeit, die er bei seinem Mariegen zubrachte, in das Ertz der Wissenschaft gepanzert wie ein anderer Aristoteles oder Demokrit über denen Bibeln der Rechtsgelahrtheit. So dass ihm jetzt vor interdictum uti possiditis und interdictum utrobi ebenso Grün und Gelbe vor den Augen ward, wie vordem von Bier-saufen und Tobackrauchen.

Ey, schryen die sauberen Freunde, ist unser Burmann ein heiliger Mann worden! Potz Tausent! Nach seiner eigenen Erfindung sollte er jetzt nur der Hieronymus im Gehäuse genannt werden, so ein trauriger Kerl ist er worden. Der aber kehrte sich nicht an den Lärmen dieser Schelmenzunft und ging seines Wegs dahin, indem er sich seinen Trost bei seiner Getrösteten holte. Am Ende aber konnte er über alle lachen, da er mit grossem Lobe seine Examina überstand und für einen fürnehmen und trefflichen Geist, scharff und bewandert in allen juristischen Wissenschaften von allen Professoren erklärt worden, welches er sich, wie berichtet, doch in der aller kürzesten Zeit, so zu sagen spielend ahngeeignet.

Woraus man denn nun wieder siehet, dass die Liebe nicht immer Verdruß und Kümmernis, sondern bei guter Behandlung, auch irgend Freude und Gloria bringt.

Noch war die Stadt des Gerüchtes voll, also dass sich die sauberen Freunde von der Schelmenzunft fast geschämt hätten, wenn die Tugend der Schamhaftigkeit nicht in ihren Busen schon vor Zeiten ausgebrannt gewesen wäre, als schon unser Franz Wilhelm Burmann mit seinem Feiertagsrocke angetan, einen Strauss von Veilchen, Liljen und Rosmarin in der Hand zu seinem Märgen schritt, so freudigen Antlitzes und so grosser Hoffnung voll, dass man allenthalben stehen blieb und ihm nachschauend sprach: Seht, da geht dieser Franz Wilhelm Burmann ein vormahliger Raufer und Benezebubsknecht, der ein ehrlicher Mann worden. Er aber trat vor seine keusche Lucretia, und indem er sein Knie vor ihr zur Erde neigte, stammelte er mehr, als er sprach das Geständnis seiner Liebe, mit allem Fleisse dazu sprechend:

Wie dieser kleine Blumenstrauss  
Also sieht mein Herze aus,  
Wie das Veilgen keusch bescheiden,  
Rein wie liljenweisse Seiden,  
Und der grüne Rosmarin  
Ist die ew'ge Treue drinn.

Den Augenblick darauf fiel ihm auch schon sein Mariegen um den Hals und küsste ihn unter Thränen, indem sie darzu rief: Oh du mein Geliebtester, du mein Franz Wilhelm, ich bin dein für ewig. Jetzt aber kam der Bruder herein und da er die Schwester in den Armen seines Orest erblickte, wollte er erst seinen Degen zücken, liess aber sogleich davon ab, als er aus dem Doppelmund dieses glücklichen Paares erfuhr, dass Mariegen ein liebes Bräutgen sei und dass dieser Orest seinen Augengetrost heyrathen wolle.

Wie aber das Glück niemalen duldet, dass ein liebendes Paar im gegenseitigen Anschauen lange verloren gehe und im Bunde mit einem übelwilligen Schicksal die schmackhafte Kost der Verliebten unterbricht, so traf auch die eherne Hand des Verhängnisses dieses Pärchen und riss es aus dem Elysium seiner überaus wohlthuenden Träumereyen.

Hast du schon, oh schöne Leserin, einmahl die traurige Feierlichkeit eines Abschiedes erlebt? Ach, ich wünsche dir nicht, dass du jemals so weit kommen solltest, das Licht deiner Augen, den Stern deiner Nächte verlassen zu müssen. Aber stelle dir diese betrübende Angelegenheit so recht im Geiste vor, damit du einen kleinen Theil dessen empfindest, was sich jetzt mit Franz Wilhelm und seinem Mariegen zutrug. Nachdem sich der Student so zur baldigen Erlangung eines Amtes gedrängt und umgethan, auff dass er bald sein Mariegen heyrathen könne, ward er jetzt über Nacht durch die Vermittelung eines weitläufigen Verwandten zu dem Gerichte in N . . . berufen. Das war ein grosses Wehklagen und Weinen und der Student fuhr mit neun Steinen im Busen davon und liess sein Mädchen mit vielleicht noch mehreren zurück, so dass ihnen nichts von einander blieb als je ein sauber mit dem Farbstifte ausgeführtes und kunstvoll gemaltes Konterfei, welches aber ihre bitteren Thränen bald verlöschten.

Während dieses Mädgen mit Weinen und Jammern nicht nachliess und jede neue Aurora mit thränenfeuchten Lidern begrüßte, sann unser Burmann nur darauf, wie er sich unmässig ahngenehm machen und seiner Obrigkeit seinen Eifer recht zu Gesichte bringen könnte, damit ihm schon bald sein schönes Bräutgen folgen möchte. Derselbe weitläufige Onkel aber, der den Burmann ins Amt gebracht, sann anderes, da er dieses doch nicht um Christi willen oder seinem Verwandten zu Liebe, sondern sich selbst und dem Vorstande dieses Amtes zu Gefallen gethan hatte. Diesem königlichen geheimen Rathe und Richter lebte nähmlich zu Hause eine Tochter, die schon so manchen Sommer hatte hingehen sehen, so dass von ihren ersten Knospen schon der grössere Theil abgesprungen war. Gott Amor hatte ihr auch nicht besondere Anmuth verliehen, item hatte sich Venus bei ihrer Gebuhrt abgewandt und auch die Grazien von der Wiegen fortgeschickt. Wer um sie freyte, der riss aus, sobald sie das erstemal mit ihrem groben Munde läutete. Darum gedachte der besagte Onkel dem Vater dieses Weibstückes seinen Franz Wilhelm Burmann zu besonderem Danke zum Freyer zu verschaffen, auff dass er ihn wohl anschreibe und zu höherem Gehalte befördere.

Tratt auch nach kurtzer Zeit seinem so genannten Neffen mit diesem Ansinnen unter die Augen. Da er aber von diesem mit grosser Entrüstung zurückgeschlagen wurde, erneuerte er seinen Angriff mit so viel unerhörten Listen und teuflischen Anpreisungen, mit Sturmleitern und Minen und

Contreminen, nicht anders als ein Wallenstein, Gustav Adolf oder Alexander, bis der so vielen Stürmens und Anreitens Ungewohnte den neuen Dingen sein Gesicht veränderte und ins Schwanken verfiel. Während er noch so überlegte und seinen Vortheil gegen die Liebe setzte, rückte dieser leibhaftige Teufel und satanische Verführer immer mehr an ihn, indem er einmahl über das anderemahl ausrief: Oh, welche Unvorsichtigkeit, welcher jugendliche leichte Sinn führt heutzutage oft die jungen Leute zusammen, da sie doch bedenken sollten, dass einzig das Geld und die Ehren der Welt dem Verständigen das Leben wohl einrichten. Das springt und hüpf't nur so zusammen, als ob sich noch niemals aus einer Ehe, mangelnden Geldes halber, später die Liebe verlohren hätte. Es kann nicht jeder ein Erzplutus, ein Krösus oder Mäcenas sein, aber wisse, mein guter Franz Wilhelm, dass diese Amalie doch ein Tausent Thaler wohl in das Brautgemach bringen wird.

Unser Student, der wankelmüthigste Mensch, verspürte, dass ihm nach diesen Thalern im Munde wässerte und war schon bereit diese unvermeidliche Amalia mit zu nehmen. Darauf gingen sie für den Vater des Mädgens und der Onkel bat für seinen Neffen in den submissesten Ausdrücken um die Hand der Amalia, worauff sich auch der Vater nicht lange spreizte, vielmehr, als ob er in Furcht gewesen wäre, dass sich unser Student anders besinnen könnte, schnell seine Tochter herbeirief und das Pactum beschloss.

So schien alles gantz wohl geordnet, die Amalia hieng an ihrem Bräutigam wie eine Klette, der sie auch sonst als ein borstiges und widerhaariges Weibsbild zu vergleichen war, und der Student bemühte sich sein verrathenes Mariegen zu vergessen. Aber gerade, wenn alles so gut geordnet und gänzlich befriedigt scheint, steht schon ein Ohngefähr hinter der Thüre und hat die Hand auff der Klinke.

Aber um in meiner Erzählung fortzufahren, der geschwätzige Mund der Leute ruhete nicht, der Bäcker sagt' es dem Schuster, der Schuster dem Schneider, der Schneider hinterbracht' es dem Messerschmied und Einer, der zwischen N . . . und P . . . Handlung trieb, bracht' es vor die Ohren des verlassenen Mariegens. Diese fiel unmächtig von ihrem Stuhl zur Erde und ihr Bruder, anstatt ihr mit Wasser beyzuspringen, schrye wie besessen, er wolle seinen gewesenen Orest umbringen. Tags darauff reiste er mit Extrapost gen N . . . und tratt mit funkelnden Augen für den Vater der Amalia. Wo ist, schrye er, wo ist die Gerechtigkeit auff dieser Erden, dass ein reiches Mädgen darf einem armen ehrsamem Ding ihren Bräutigam nehmen. Und schrye mit Fluchen und dann wieder Weinen so toll und gotteslästerlich, setzte auch dem Vater so gewaltig zu, dass dieser aus Furcht vor mehrerem und öffentlichem Spektakel den unglückseligen Bräutigam seines Wortes entliess und ihn aus dem Amte warff.

Der Student wunderte sich nicht wenig über diese plötzliche Verkehrung aller Freundlichkeit, war aber zum Theil auch froh, da er sein Mariegen noch immer nicht hatte vergessen können und reiste noch am selben Tage nach P . . . zurück. Er kam in die Kammer und traf da sein Mädgen mit rotgeweinten Augen und Lippen, die man hätte für eine übertünchte Wand halten können. Endlich, rief er aus einem überquellenden Busen, bin ich aus meinem Traum und meiner Bezauberung erwacht, meine Nerve sind wieder frei und tüchtig und mein Geist steigt aus einer langen

Nacht empor. Aber das Mariegen blieb kalt und that, als kenne sie den Studenten nicht, indem sie sich zu ihren Blumen auf dem Fensterbrette abwandte. Unter immerwährender Beschwörung und Anrufung aller Götter der Liebe warff sich dieser unglückseelige Liebhaber auf die Kniee, als plötzlich die Thüre aufsprang und der Bruder, der unterdessen dem gewesenen Freunde nachgereist war, mit einem fürchterlichen Getummel hereingesprungen kam, indem er die Augen wie ein anderer Ajax oder Achill aus dem Kopfe wälzte, mit den Zähnen gleich einem losgerissenen Kettenhunde fletschte und darzu mit dem blanken Degen auf dem Fussboden wetzte, alles unter dem Geschrey: Weiche meiner Raserey oder ich stille meinen Blutdurst, indem ich dich durchbohre, gehe, so geschwind als du kannst, davon.

Der Student, der wie ich eingangs anzumerken nicht vergessen habe, von Natur ebenso hasenherzig als sein ehemahliger Pylades zornig war, sahe sich, vom blossen Entsetzen schon fast getödet im Zimmer um und da er kein anderes Loch bemerkte, durch das er hätte entfliehen können, als das Fenster, nachdem sein wüthender Feind mit dem Degen die Thüre verstellte hatte, sprang er durch dieses schleunig in den Garten hinunter und brach ein Bein, wozu ihm noch ein Topf mit Rosmarin, den er in seiner Eile umgeworfen hatte, auf den Kopf fiel.

Hier ist meine Geschichte zu Ende. Doch will ich nicht unterlassen, meinen schönen Leserinnen zu einiger Befriedigung hinzuzufügen, dass das verlassene Mariegen sich später mit einem anderen jungen Mann voller Liebenswürdigkeit und Anstand tröstete, der sie als sein liebes Bräutgen heyrathete, während die Amalia noch heutigentags auf einen wartet, der sich auf sie getrauen würde. Franz Wilhelm Burmann blieb bis an sein Ende ein Junggeselle und seufzete oft, wenn er andere fröhliche Eheleute sah: Oh, dass ich damahls mein Mariegen verlassen habe.

Dieses ist das Schicksal derer, die sich nicht nach dem Herzen, sondern nach dem Geldbeutel wenden, denen alle armen Mädchen zu gering sind und die am Schlusse wie die Esel zwischen zwei Heubündeln stehen oder als die Erznarren, die sie zu Recht heissen mögen, zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommen.

Brünn.

Karl Hans Strobl.



Paul Woodroffe.

CHAUCER (ca. 1330):

## Merciles Beauté

. . . Your yen two wol slee me sodenly . . . . .

. . . . . *In den erbarmungslos wuchtig tönenden Rhythmen liegt etwas von dem stahlharten einer alten angelsächsischen Rüstung, eines langen blauen Schwertes, — und vor einem Gobelin ein Weib in einem weissen langen Kleide, — und hellgrüne Wiesen und ein weissblauer Himmel . . . . .*



## Grausame Schöne

Dein Augen zween werden plötzlich mich erschlagen  
Ich kann ihre Schöne nicht ertragen:  
So schneidet sie verwundend mir ins Herz.

Und heilt nicht schnell ein Wort aus Deinem Munde  
— So lang sie blutet — meine Herzenswunde,  
Werden Dein zween Augen plötzlich mich erschlagen;  
Ich kann ihre Schöne nicht ertragen.

Bei meiner Treu ich sag Dir ohne Scherz:  
Du bist die Königin mir über Tod und Leben,  
Und meinen Worten wird mein Tod die Wahrheit geben.

Dein Augen zween werden plötzlich mich erschlagen;  
Ich kann ihre Schöne nicht ertragen.  
So hat zum Tod verwundet sie mein Herz.

Uebertragen von Hugo Lang-Danoli.







Widmungsblatt an den  
Komponisten Conrad Ansoerge.

Melchior Lechter.

## Ein Einsamer

Gerhard Ouckama Knoop ist eine im besten Sinne ungewöhnliche literarische Erscheinung. Man wird nicht neugierig zu ihm gerufen durch lautes Wesen oder den Funkenregen eines weithin sichtbaren Feuerwerkes. Seine verhaltene, gedämpfte, fast tonlose Kunst verweigert sich geradezu, gibt sich jedenfalls nicht gleich her, fordert den Tribut anhaltender Aufmerksamkeit. Ist man aber einmal in diese gleichsam menschenleeren Pfade abgelenkt unter hohen dunklen Bäumen, sucht man wie einen Ort der Erbauung jene gut gehegte «Solitude» immer wieder auf. Wohlerzogenheit und Anständigkeit fesseln den unwillig vor den vielen Gauklern sich Flüchtenden, Ernst und lautere Innigkeit, wenn auch nicht gerade Herzlichkeit, erheben diese Lektüre zur stärkenden, einem reichen Studium vergleichbaren geistigen Beschäftigung. Wird der durch gewandte Technik Verwöhnte die Einfachheit der Mittel, die Ungelenkigkeit schwerfälliger Glieder manchmal als hemmend bezeichnen müssen, dürfte der Liebhaber bald in jenen Unzulänglichkeiten, zumal des Ausdrucks, fast einen seltsamen Reiz finden.

Man wähle den Weg von der «Karburg» (1897) zum «Element» (1901), genieße dann geübt «die erlösende Wahrheit» (1897), weiche den «Dekadenten» (1898), einem im Ganzen schwächeren Produkte nicht aus («Outsider» (1901), Skizzen-Abfälle, Studien, mag man durchblättern) und vertiefe sich in «Sebald Soekers Pilgerfahrt» (1903) («Karburg», «Erlösende Wahrheit» und «Dekadenten» Piloty & Loehle, München, «Element» und «Soeker» — «Grenzen. I. Teil» — Insel-Verlag Leipzig). Man darf es dem Willigen verraten, dass Knoop durchaus kein Jüngling mehr ist — er ist 1861 geboren —, dass er als reifer Mann erst in die Literatur kam, die ihm Bedürfnis ward, Regulativ zitternder Nerven, Labsal unruhiger geistiger Fiebern, Medizin.

Der kleine, schmale, ein wenig scheue Mann mit dem eigentümlich starren Blick der Kurzsichtigen, der, in seiner Kindheit ein eifriger — Reiter und Turner, aus Bremen, seiner Heimat, vor Jahren nach Moskau verschlagen ward, wo er, glücklicher Vater, als Chemiker einer grossen Fabrik lebt, ist ein Gemisch von vorsichtigem Verstand, kindlich-drängender Zielstürmerei, müd lächelnder Skepsis und bewusst betonter Prinzipientreue. Es gefällt ihm, als ein Reaktionär zu gelten, er nennt sich «etwas von einem Asketen», und seine bodenlose Verachtung gilt dem Nivellierungsprinzip der Massen-Zeit und dem literarischen Gehaben der Mode-Jugend. Er verehrt Grillparzer, neigt sich vor Goethe, lehnt Kleist ab (!) und ähnelt nach meinem Dafürhalten auffallend Beyle-Stendhal. Seine Manier (sie ist als solche geboren) ist ein Mosaik von sorgfältig gelegten Beobachtungssteinchen, die spiegelblank geglättet die Welt reflektieren. Sein Typus (denn er hat ihn einmal fertig hingestellt und kommt nicht mehr von ihm los) ist der Dekadent, er selbst.

Jugend des Dekadenten: «Element», Nöte des täglichen Erlebens: «die Dekadenten», Ehe des Dekadenten: «Erlösende Wahrheit». Es wird hier nicht

unangebracht sein, den Typus zu umschreiben. Der Dekadent, wie ihn Knoop vorstellt und wiedergibt, ist der wurzellockere Abenteurer des Lebens. Einer, der nicht ruhig verankert ist, der erregt sucht, enttäuscht absteht, wieder sucht. Im «Sebald» hat Knoop den reinen Jüngling, das naive Gegenspiel des Dekadenten, seine verlorene Kindheit etwa, wohl Knoops eigene, zu gestalten unternommen. Nicht allzu glücklich: die Konstruktion, häufig Rekonstruktion, versagt. Der Organismus klappert, atmet nicht: eine Maschine.

Glänzend gelungen ist die Dichtung vom Flammentod des Exaltados («Element»). Hier ist Knoop über sich selbst hinausgestiegen, rast wie eine Feuergarbe ins Dionysische.

Aber solches emphatische Ermannen, *Ventre - à - Terre*-Reiten kann den Dekadenten nur den Hals kosten. Bügel weggeworfen galoppiert er in den Tod. Der «Sebald» sammelt Knochenstücke aus der Asche. Wieder ein Jüngling steht da, wachsbleich, ein Doktrinär der Naivität, ein bischen Tölpel, jedenfalls ungeschickt und häufig komisch. Er gerät an die Dinge, stößt sich auf der Menschensuche die langen Arme und die noch längeren deutschen Jünglingsbeine blau und blutig, verlobt sich und — wird fortgesetzt.

Man darf begierig sein, wie Knoop das Problem «Parcival von heute» vertieft. Reiche gehäufte, nicht eben leichte Kost bietet bereits der erste Teil. Aber es ist kein wohlbestellter Tisch, eher ein überladenes Büffet. Sättigen kann man sich, aber sich auch gründlich den Magen verderben. Ein gut komponiertes und rasch serviertes Diner, auch von ungewohnt vielen Gängen, verdirbt einem hingegen nie den Magen.

Solch ein erlesenes Speisenkunststück ist die «Karburg». Knoops erstes Werk. Wie von einem Weltweisen. Aus der Vogelperspektive. Ein beruhigt gebreiteter Herbsttag. Wie ein heiliges Triptychon jener edel gefestigten alten Maler. Sagen lässt sich aus dem Buche nicht viel. Oder zuviel. Es berichtet einfach, wie einer anderer Schicksale erlebt, ihnen zusieht, sie aufschreibt, kommentiert, beurteilt. Manchmal steht er mitten in ihnen. Aber immer wie ein Fremder. So ist es überhaupt mit uns, wenn wir die heißen Mäntel der Leidenschaften getauscht haben mit den kühlen Linnen-Gewändern besonnenen Verstehens. Nichts kann eigentlich ganz in uns hineinwachsen. Wie durch Schatten geht es durch uns.

Die «Erlösende Wahrheit» führt von den «Dekadenten», als einem turbulenten Konfessionsromane, der etwas liederlich allerlei kondensierte Präparate verpufft, noch in zitternden Wellenlinien, doch sicher eingefasst, wie eine schwankende schmale, aber elastische Brücke mit hüfthenhohem Geländer über Abgründe, die von Nebeln brodeln (sexuelle Erfahrungen, sexuelle Philosopheme, sexuelle Leiden Geistiger, besser die Leiden Geistiger am Sexuellen, das Ringen Geistiger mit heftiger Triebwelt), zu der ragenden smaragdgrünen, von blauleuchtendem Himmel schirmend überwölbten Insel des «Element»; hier ist Rhythmus, Kraft, wie eines gespannten kunstreich geformten Bogens, Farbe. Es ist Knoops Meisterstück, ein Meisterstück überhaupt unserer Literatur. So singt nur ein mächtiger Dichter seine Sehnsucht nach dem gewaltigen Tode, der alle Schlacken reinigend verzehrt, eine wallende majestätische Flamme.

Wien.

Richard Schaukal.

# Ein Knabenstreich

Der Sammetwedel war Besitzer eines stattlichen Kramladens in der Ledergasse. Die Entstehung seines Kosenamens ist von ethymologischem Interesse. Er hiess ursprünglich Samuel und aus diesem Vornamen, den unser Dialekt sehr langsam und nasal ausspricht, und aus der salbungsvoll weichlichen Sanftmut seines Trägers erwuchs diesem der endgiltige Spitzname Sammetwedel. Er handelte mit Wein, dessen Qualität der Sage nach mit dem neben seinem Hause laufenden Brunnen in kausalem Zusammenhang stand. Er handelte ferner mit Cigarren. Und mit Kolonialwaren. Und mit Kleiderstoffen, und sonst noch mit den verschiedensten nützlichen und gewinnbringenden Artikeln.

Der Sammetwedel war unheimlich fromm. Er besuchte nicht nur regelmässig die Kirche — das taten alle anständigen und klugen Geschäftsleute — sondern er lief auch fleissig in die Versammlungen und Betstunden der Pietisten in Gerbersau und auf dem Lande. Beim Sprechen rieb er stets demütig und weichlich die blassen Hände ineinander, blickte öfters mit schmelzend virtuosem Augenaufschlag nach oben, servierte die gangbarsten erbaulichen Redensarten und pries mit lächelnd selbstloser Geberde seine Weine an. Auch seine Kleidung hatte etwas demütig Frommes, war immer altmodisch im Schnitt, dunkelgrau oder schwarz, und hielt sich meistens auf der Grenze zwischen sparsam und schäbig. Seine Kinder sahen kränklich aus und verkehrten wenig mit den Kindern andrer Häuser.

Der unglückliche Mann war die Zielscheibe unaufhörlicher Neckereien. Wir zwölfjährigen läuteten an seiner Haustür, schrieben ihm ulkige Briefchen, grüssten ihn mit ironischer Hochachtung und belagerten oft ganze Abende lang seine Ladentreppe.

Eines Sommerabends bummelte ich mit drei Kameraden auf dem Marktplatz. Es fing an, ein wenig langweilig zu werden. Wir hatten schon den Polizeidiener gehänselt, an allen Ecken und Haustüren spioniert, den Messner mit Knallerbsen erschreckt und dem nervösen Apotheker an die Fenster gepocht, nun wussten wir nichts Neues mehr anzufangen.

«Ich geh heim», erklärte der Philipp gelangweilt.

«Nein, halt doch!» riefen wir und zogen ihn mit uns die schmale, steile Kronengaase hinab. Da kam mir ein Gedanke.

«Zum Sammetwedel!» rief ich begeistert. «Wir sind eine Ewigkeit nicht mehr bei ihm gewesen.»

Gesagt, getan. Mit wenigen Sätzen hatten wir im Sturm seinen Kaufladen erreicht. Vor dem Schaufenster hielten wir

Kriegsrat, und es wurde beschlossen, die Intrigue durch einen schlichten Ladenbesuch einzuleiten. Drei Pfennig wurden zusammengeschossen und mich traf das Los, die Fehde zu eröffnen. Ich sollte in den Laden gehn und nach allerlei Dingen im Preis von drei Pfennig fragen, das Geld aber nur im schlimmsten Notfall ausgeben.

Die Klingel ertönte, und mit freundlichem Grusse trat ich in den Laden. Misstrauisch empfing mich der hinter Bonbon-gläsern, Zuckerhüten und Kaffeebüchsen fast unsichtbare Sammetwedel. Er ahnte gewiss meine feindlichen Absichten, aber Frömmigkeit und kaufmännische Diplomatie nötigten ihn zum Höflichkeitsein. Ich pflegte für Mama manches Pfund Zucker, Salz, Gries oder Reis bei ihm zu holen.

«Was willst Du haben, Bub?»

«Ich weiss noch nicht bestimmt. — Haben Sie Schneeberger Schnupftabak?»

Während der Krämer nach seiner Schublade ging, sah ich an der Ladentür meine Kameraden lauern — drei vorsichtig emporgereckte, indianerschlaue Gesichter mit pffiffigen Spionsaugen. Ich zwinkerte ihnen heimlich zu.

Indessen kehrte der Sammetwedel mit leeren Händen zurück. Das Glück war mir hold — es gab keinen Schneeberger mehr!

«Aber bis in vier, fünf Tagen hab ich wieder, dann kannst Du ja wieder kommen,» sagte Samuel.

Ich stellte mich entrüstet.

«Das ist aber schade! Gar keinen Schneeberger mehr? — Aber haben Sie andern Schnupftabak?»

«Ja wohl, vier oder fünferlei Sorten.»

Und er stellte mehrere Büchsen vor mir auf. Ich fragte eingehend nach Preis und Güte jeder Sorte, schwankte endlich zwischen zweien, konnte mich nicht entschliessen und nahm schliesslich eine kleine Prise zum Probieren. Ein vehementes Lachen, das auf der Gasse draussen ausbrach, machte mich besorgt. Ich beschloss, mich zurückzuziehn.

«Also danke schön. Ich komme dieser Tage dann nochmals her, wenn es wieder Schneeberger gibt. Ich wollte doch eigentlich Schneeberger haben.»

Mit höflichem Grusse verliess ich den Laden und erstattete meinen Kameraden Bericht, gab ihnen auch ihre zwei Pfennige wieder. Der dritte hatte mir gehört. Auf dem Heimwege lachten wir noch viel und berieten uns eifrig, dann war unser Schlachtplan entworfen.

\*

Am folgenden Tage erschienen, mit angemessenen Pausen natürlich, etwa dreissig Schuljungen hintereinander beim Sammetwedel, die alle Schneeberger Schnupftabak verlangten. Am zweiten Tage wiederholte und verdoppelte sich dieses Spiel. Der sanftmütige Kaufmann schnitt anfänglich

saure Gesichter, dann wurde er grimmig und schliesslich rasend und schrie «Hinaus!», sobald er das Wort Schneeberger hörte. Vor der Ladentür aber standen wir alle selig wartend und begrüßten jeden seiner Zornausbrüche mit lauter Wonne.

Am Abend des dritten Tages gelüstete es mich mächtig, selber noch einmal beim Sammetwedel vorzusprechen. Es war doch noch ganz anders, drinnen zu stehn und seine Wut zu sehn, als nur so vom Fenster oder von der Tür aus sich drüber zu freuen. Also ging ich hinein, sagte sittsam Grüss Gott und schwoll von verhaltenem Lachen.

«Wie ists nun mit dem Schneeberger?» fragte ich bescheiden.

Der Mann warf mir einen gesalzenen Zornesblick zu. Doch sagte er nichts, sondern stellte zu meinem peinlichsten Erstaunen eine Schachtel vor mich hin, die den soeben eingetroffenen Tabak enthielt. Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche und fing an, mich der Lage nicht mehr gewachsen zu fühlen. Vor der Tür brach das ganze Rudel der Kameraden in ein tolles Gelächter aus. Sie hatten jetzt den doppelten Genuss, den Sammetwedel im höchsten Aerger und mich in der Klemme zu sehen. Mir wurde eng ums Herz.

Ich nahm die Schachtel in die Hand, roch verlegen an dem Schneeberger und stellte sie dann wieder zurück.

«Es ist doch nicht der richtige,» sagte ich schliesslich frech und näherte mich eiligst dem Ausgang.

Da ereignete sich etwas Ausserordentliches. Der sanfte Samuel verlor den letzten Rest seiner Würde, sprang schnaubend hinter dem breiten Ladentische hervor und stürzte mir nach, mit fliegenden Rockschössen und klappernden Pantoffeln.

«Der Sammetwedel! Oha, der Sammetwedel!» schriean alle Jungen und rannten gassauf gassab davon. Ich aber hatte mich schon um die Ecke gedrückt und fühlte mich gerettet, während der Wütende meinen Kameraden nachjagte, von denen er natürlich keinen erwischte. Und nun geschah das Merkwürdige: Der Sammetwedel verlor im Rennen einen Pantoffel — ich wie der Blitz hinterher, raffte den Pantoffel auf und verschwinde. Und Samuel hinkte halbstrümpfig ins Haus zurück. Es war eine komplette Niederlage.

Ich habe für diesen Pantoffelraub zwei Trachten Prügel und drei Stunden Arrest bekommen, die eine Tracht zuhause, die zweite samt Arrest in der Schule. Unter meinen Kameraden aber hatte ich mir unsterblichen Rum erworben.

Eigentlich müsste ich jetzt auch noch erzählen, wie ich — vom Vater nach langem, zähem Trotz und Kampf gezwungen — dem Sammetwedel seinen Pantoffel wieder hintragen und selber überreichen musste. Aber das ist so beschämend.

Hermann Hesse.

# Eine programmatische Vorrede

von

Emile Zola

..... Ich habe mich zurückgezogen. Seit vier Monaten habe ich der Presse den Rücken gekehrt, und ich hoffe wohl, mich ihr nicht wieder zuzuwenden, ohne mich jedoch dazu mit feierlichem Eide zu verpflichten. Dieser Verzicht auf Aktualität, dieser geistige Frieden, der ganz allein dem einen Werk zugute kommt, ist ein tiefes Glücksgefühl, besonders nach sechzehn Jahren Tageskampf. Mir will scheinen, dass sich über meine Bücher und über meinen Namen schon ein wenig Frieden, auch wohl Gerechtigkeit breiten. Ohne Zweifel wird die lächerliche Legende meines Hochmuts und meiner Grausamkeit, wenn man mich einmal nicht mehr durch die Wut des Kampfes, wenn man mich einfach als den Arbeiter sehn wird, der sich in der einsamen Anstrengung seines Werkes einschliesst, vor den Tatsachen zu Fall kommen.

Diese Tatsachen, das heisst die Studien jeder Art, die ich seit 1865 geschrieben habe, wollte ich beim Verlassen der Kritik dem Publikum unterbreiten. Es sind dies die einzigen Dokumente, auf Grund deren man eines Tages den Polemiker in mir, den Mann von Ueberzeugung und den Kämpfer beurteilen wird. Ich habe diese Studien gesammelt und in Bände eingeteilt; heute ist es der letzte, der siebente der Bände: *Mes Haines, le Roman expérimental*,

---

**Ueber Kritik** ist in den letzten Monden des öfters geredet worden. Das Beste (und das bleibt) hat Alfred Kerr im «Tag» bei Gelegenheit der Bücher von Eloesser und Landsberg geschrieben. Obige Vorrede von Zola ist einige zwanzig Jahre alt. Das Schlusswort brennt als ein Kampfzeichen durch die merkwürdigen letzten 20 Jahre, der Zeit der Dekadenz und Rückenmarkschwindsucht, des Inceste und der Magenfäulnis. Temperament. Wir sind von der Narretei des militärischen Universum erschüttert, — trotzdem reisst uns ein altpreussischer Reitermarsch in steile verwegene Höhe. Temperament trotzdem. Man muss sich von diesem Fanatismus vergewaltigen lassen, der mit Feuerzungen redet. Der Uebersetzer war kein Antiquar.

les Romanciers naturalistes, Documentes littéraires, le Naturalisme au théâtre, Nos auteurs dramatiques, Une campagne. Sie umschliessen alles, ich habe keine Seite weggelassen, auch keine von denen, die den grössten Lärm verursachten. Wenn unparteiische Geister sich dazu verstehn wollen, meinen Fall zu prüfen, so wird ihnen die Sache dadurch leicht gemacht. Sie mögen lesen und das Urteil fällen. Die schrecklichen Akten sind in ihren Händen: sie haben meine Verbrechen, über die seit 16 Jahren alle Schmocks sich entrüsten oder spotten.

Eine Art von Hochmut will ich gern gelten lassen: seit 16 Jahren dieselben literarischen Ueberzeugungen bewahrt zu haben, meinen Weg immer geradeaus gegangen zu sein, einzig mit dem Bemühen, ihn immerfort zu erweitern. Ich bin weder nach rechts noch nach links gewichen. Ich brauche keine Zeile auszulöschen, keine Ansicht zu bereuen, keine Schlussfolgerung zurück zu nehmen. Man wird in meinen sieben Bänden Kritik nichts weiter als die unausgesetzte Entwicklung einer einzigen Idee finden, die sich mehr und mehr festigte. Der Mann, der im letzten Jahre mit einundvierzig Jahren die Artikel von Une campagne veröffentlichte, ist noch derselbe, der mit fünfundzwanzig Mes Haines schrieb. Die Methode ist dieselbe geblieben, auch das Ziel, auch die Ueberzeugung. Es ist nicht an mir zu entscheiden, ob ich Licht geschaffen habe, aber ich kann feststellen, dass ich immer die Klarheit gewollt habe, mit denselben Mitteln, aus demselben Wahrheitsbedürfnis.

Man wird das eines Tages entdecken. Ich schlafe ruhig. Wie ich das anderswo ausgesprochen habe, wollte ich nichts als der überzeugteste Kämpfer der Wahrheit sein. Ohne Zweifel hat man den Romancier und den Kritiker verwechseln können; man hat in meinen Studien ein persönliches Plaidoyer gesehen, wo ich mit viel mehr Bescheidenheit nur der Bannerträger einer Gruppe, oder besser noch der Schriftführer in einer Periode der Literaturgeschichte war. Aber ich wiederhole: alles wird mit den Jahren an seinen Platz rücken. Man wird den Kritiker vom Romancier scheiden; man wird feststellen, dass er die Wahrheit mit Leidenschaft, mit Hilfe der wissenschaftlichen Methoden, oft gegen seine eigenen Werke gesucht hat; man wird ihn



in seiner Entwicklung verfolgen, wie er dieselben Formeln an die Literatur, die Kunst, die Politik anwandte; endlich wird man sehn, wie er dem Impuls des Jahrhunderts folgte, vom Aufstand der Romantiker ausging, um zu einer naturalistischen Bewegung zu gelangen, zur Sehnsucht nach Ordnung und Ruhe in der Schriftwelt, zu einer neuen klassischen Periode, die auf dem immer festeren Boden der Wissenschaften die einfache Grösse des nationalen Genies wiederfand.

Man hat mir meine Leidenschaftlichkeit zum Vorwurf gemacht. Es ist wahr, ich bin leidenschaftlich, und ich muss oft ungerecht gewesen sein. Das ist mein Fehler, auch wenn meine Leidenschaftlichkeit frei von aller Gemeinheit, die man ihr zuschreibt, und erhaben ist. Aber ich spreche es noch einmal aus: nie tauschte ich meine Leidenschaftlichkeit gegen die liebenswürdige Schwachheit und die elende Niedrigkeit der andern. Ist denn flammende Leidenschaftlichkeit, die das Herz warm hält, nichts? O! in Entrüstung zu leben, in Wut gegen die lügenhaften Talente zu leben, gegen gestohlenen Ansehn, gegen die universelle Mittelmässigkeit! Keine Zeitung lesen zu können, ohne vor Zorn zu erbleichen. Die ewige unwiderstehliche Notwendigkeit zu verspüren, laut hinauszuschreien, was man denkt, und gar, wenn man der einzige ist, der so denkt, und auf die Gefahr hin, die Freuden seines Lebens zu verderben. Das war meine Leidenschaft, sie hat mich mit Blut bedeckt, aber ich liebe sie, und wenn ich etwas tauge, dann durch sie, allein durch sie!

Uebrigens ist sie die grosse Kraft. Trotz der Irrtümer, deren ich mich schuldig gemacht haben mag, hat man meine Stimme gehört, weil ich überzeugt war und in Erregung sprach. In dem schrecklichen zeitgenössischen Tohuwabohu ist es mir bisweilen gelungen, gehört zu werden. Sprecht mir alles ab, diskutiert und leugnet: ich habe der Literatur deshalb nicht weniger den Dienst geleistet, sie für einen Augenblick vom Schwarm und dummen Haufen Politik zu befreien, unter dem sie lebendig begraben röchelt. Wenn ich nur dazu gedient hätte, nur dafür gut genug gewesen wäre, literarische Streitfragen anzufachen, damit man mich mit Grobheiten überhäufe und so die Literatur durch meinen

Waffengang aus ihrer Schläfrigkeit zu schrecken — gut!, so meine ich, dass alle Schriftsteller, die jungen vor allem, mir ein dankbares Angedenken bewahren sollten. Man lebt wenigstens, wenn man sich schlägt. Leidenschaft weckt Leidenschaft. Lasst unsern literarischen Streit verschwinden, und ihr werdet die ungeschlachte Masse der Politik zurückfallen und sich gemeiner noch in den Zeitungen ausbreiten sehn und alles verstopfen, erdrücken, und so, dass man einmal wird suchen müssen, um die Knochen eines unverbesserlichen Romanciers oder die Haare des letzten Dichters zu finden!

Ich ziehe mich denn egoistisch in meine Ecke zurück, ein wenig angeekelt, ich gestehe, und ich habe nur noch einen Wunsch auszusprechen: dass wir leidenschaftliche Kritiker bekämen, auf dass man sie beschimpfe und dass sie uns in Atem hielten. In unsern getrübten Zeiten genügt der Wille zur Wahrheit nicht; Leidenschaft tut not, die übertreibt, die sich aber dafür aufzwingt. Wo ist der junge Kritiker, der uns von diesem kreischenden Waschweib Politik befreit, der ebenso laut wie sie spricht, der in die Trümmer das edle Banner der Literatur pflanzt, so kräftig, dass Frankreich wenigstens auf einen Tag die Obscönitäten der Parteien vergisst.

Medan, 15. Januar 1882.



Allan Wright.

# Holz — Schlaf — Lublinski

## Replik

Die «Attentat»-Fanfaronade des kleinen Herrn Lublinski in Heft Eins muss auf jeden, der meine angebliche «wütende Philippika» in der «Zukunft» gelesen hat, so ungewollt komisch wirken, dass ich glaube, eine Antwort mir sparen zu können.

Arno Holz.

## Contre-Replik

Bravo, Herr Arno Holz, der Hieb hat gesessen. Dass Sie kneifen würden, da Sie füglich nichts zu erwidern hatten, wusste ich im voraus. Dass Sie es aber so ungeschickt machen würden, Sie, der gewiegte Taktiker — darauf war ich nicht gefasst. Verstecken Sie sich doch, bitte, nicht hinter dem Artikel in der «Zukunft». Zwar auch der würde Ihnen höchstens bei solchen Leuten etwas helfen, die von Ihnen «imprägniert» sind. Immerhin gebrauchen Sie da abermals den veralteten taktischen Kniff, den Kernpunkt der Streitfrage zu verdunkeln. Merken Sie wirklich nicht, Verehrtester, dass Ihr Attentat in dem Versuch liegt, ästhetische Urteile, die Ihnen nicht passen, vom Kadi annullieren zu lassen?? Dass Sie einen solchen Versuch überhaupt wagen, kennzeichnet Sie. Und dass Sie, deswegen vor die Öffentlichkeit gestellt, schleunigst und unter massiven Redensarten kneifen — kennzeichnet Sie noch einmal.

S. Lublinski.

## Zur Vorgeschichte des Falles Arno Holz

möchte ich noch folgende nicht unwichtige Tatsachen festgestellt sehn:

1. Der Artikel von Schlaf über die «Bilanz» war an das «Magazin» geschickt worden, lange bevor\*) ich mich an die Redaktion wandte und sie bat, mir ihr Blatt zur Verfügung zu stellen, um das Holesche Attentat zu kennzeichnen.

2. Mit Schlaf stand ich, bevor ich ihm mein Buch einsandte, in fast gar keinem Verkehr und war im ganzen nur zweimal im Leben mit ihm zusammengekommen. Erst infolge des Eindrucks, den mein Buch auf ihn machte, entwickelten sich wärmere Beziehungen.

3. Gleichzeitig wie an Schlaf wurde von mir auch ein Exemplar der «Bilanz» an Arno Holz gesandt.

4. In den Briefen, die Schlaf mir über mein Buch schrieb, verwahrte er sich gegen meine Darstellung der Entstehung der «Familie Selicke», weil ich Holz ein zu grosses Anrecht auf das Stück eingeräumt hätte.

S. Lublinski.

\*) Wird bestätigt. Etwa vier Wochen vorher. D. Red.



Ex libris Elsa Asenijeff.

Max Klinger.

# Universität — Knete

Kulturhistorische Dokumente\*

Es war einem preussischen Könige — der geistesranke Friedrich Wilhelm IV. war es — vorbehalten, die Formel zu finden für das Verhältnis preussischen Gottesgnadentums und deutsch-helotenhafter Regierungstüchtigkeit zur zarischen Knuten-Weltallmacht. «Gestehen wir es: wir haben ja doch alle vor ihm auf dem Bauche gelegen!» sagte er in bezug auf Alexander III.

Die Welt macht Fortschritte. Auch die Kotaumacher und die Bauchrutschfabrikanten. Sie begnügten sich nicht mehr mit der passiven Rolle ihrer Vorbilder, die Bülow, Hammerstein und Richthofen, die munter drauflosschimpften und ehrsame arbeitseifrige Männer und Frauen vom Regierungstische verleumdeten; und da kein Georg Sand deutsche Schmach abzuwaschen erstand, konnten sie mit den brutalsten Mitteln ange — erber Herrschaft den grossen Kulturgedanken, der nationale Grenzen nicht kennt, in Deutschlands Namen schänden und vergewaltigen.

Diese Tage, die wir mit Ingrim und Wut seit des Jahres Wende miterlebt haben, werden mit den Runen in die Tafeln der Weltgeschichte eingetragen werden, die herostratische Gier und neroischer Wahnwitz den Gesichtsschreiber zu schreiben gelehrt haben. Wir, die Mitlebenden, die — Auftraggeber des Götzen Staat und der Prokuristen-Minister, müssen uns je nach Individualität und Temperament mit derlei und derartigem abfinden.

Dass wir das dürfen, ist schon viel für Staatsbürger, diesem Begriff, dessen Deutung einem Philosophen Kopfzerbrechen machen würde. Denn mit Herdenschaft oder «Staatsklave» dürfte er es angesichts unserer prächtigen Verfassung nicht verdeutschen . . .

Immerhin: wir Menschen, die wir Freiheit brauchen als Lebensstrom: die wir ein persönliches und ein soziales Verantwortlichkeitsbewusstsein haben, wir suchen zu halten, was wir an Unabhängigkeit und freiheitlichem Schein noch besitzen.

Und wir hielten Kunst und Wissenschaft für frei.

Und die Kunst ist frei. Denn es gibt Künstler, und es werden derer immer mehr. Lacht nur über die Jungen, die Weltschmerzler und Schwarzkrattler! Aus diesem jungen Verneiner-Most wird nicht wenig vielleicht nicht abgeklärt, aber umso mehr schäumender persönlicher Künstler-Wein.

Was wills da sagen, wenn man uns da den Tiergarten nimmt und unsre Prophyläen schändet? Was, dass da ein Mann, der zu kommandieren gewohnt ist, vergisst oder nicht weiss, dass die Göttin Kunst in ewiger Jugendschöne über Tausende seinesgleichen strahlend hinwegschreitet!

Die Kunst ist frei, denn noch zeigt der Polizeibericht Künstler an, die verhungern. —

Und frei auch hielten wir die Wissenschaft. Noch nicht lang ists her, da hats uns Mommsen gelehrt. Hier in Berlin. An unsrer Universität. «Friedrich Wilhelms-Universität» heisst sie, doch glaubten wir, und es war das eine unsrer wenigen Freuden: dass sie der voraussetzungslosen Wissenschaft gewidmet sei. Der freien, internationalen, der abstrakten reinen Wissenschaft.

Das Gesinde der Bülow, Schönstedt und Hammerstein sollte uns anders denken lehren.

Hier Aktenstücke, die für sich selbst sprechen, und mal nach Jahrhunderten eine lebende Sprache reden werden. —

(Man weiss, dass die Universitäts-Behörde autonom, unabhängig ist. Der Verfassung [dem Gesetz] gemäss.)

\* Wir drucken diese Ausführungen sowie die dazu gehörigen Aktenstücke bereitwillig ab, bemerken jedoch, dass wir nur aus Prinzip handeln, wenn wir für jede selbständige Meinungsäusserung das neue Magazin zur Verfügung stellen, auch wenn sie unsrer persönlichen Auffassung nicht entspricht.

Berlin, den 22. März 1904.

An den

Rektor und Senat der Königl.  
Friedrich-Wilhelm-Universität,

BERLIN.

Der Herr stud. med. Moses Silberfarb hat mir die unterm 21. ds. Mts. erteilte Exmatrikel vorgelegt, in welcher bescheinigt ist, dass derselbe sich vom 21. October 1902 «bis zu seiner durch Verfügung des hiesigen Polizei-Präsidiums vom 16. März 1904 erfolgten Ausweisung aus Preussen» als Studierender der Medizin befaßt hat. Diese ganz aussergewöhnliche Erklärung in der Exmatrikel über den Grund der Beendigung seiner Studien erscheint völlig unberechtigt. Die Exmatrikel hat sich lediglich darüber auszusprechen, von wann bis wann der betreffende Studierende sich dem Studium an der Universität gewidmet hat, und sich nicht darüber zu verbreiten, welcher Grund in den Verhältnissen des Studierenden diesen zur Beendigung seiner Studien veranlasst bezw. gezwungen hat. Da die Universitätsbehörde selbst in ihrem Verhältnis zum Studierenden keinen Anlass fand, dasselbe zu lösen, hat sie nach diessseitigem Erachten auch kein Recht, die Beendigung des Studiums auf die anderweitigen Gründe, die sie veranlasst haben oder haben könnten, zu prüfen und das Ergebnis einer derartigen Prüfung in der Exmatrikel zu erwecken. Es widerspricht gerade in diesem Falle nach diessseitigem Erachten nicht nur dem gesunden Rechtsgefühl sondern auch der Billigkeit, einem Ausländer, dem nach dem diskretionären Ermessen der inländischen Verwaltungsbehörde der weitere Aufenthalt im Inlande versagt ist, ohne dass derselbe etwa mit den Gesetzen des Landes in Konflikt geraten, die «Ausweisung» in der Exmatrikel zu bescheinigen und damit die Möglichkeit einer Inmatrikulation bei den Universitäten des Auslandes erheblich zu erschweren. Unserer Gesetzgebung ist in analogen Fällen dieser Zug, das Fortkommen in (Dienst-) Bescheinigungen zu erschweren, völlig fremd. Indem ich also die Exmatrikel anbei zurückreiche, ersuche ich namens des Herrn stud. med. Moses Silberfarb, gest. dieselbe dahin zu berichtigen, dass darin lediglich das Datum der Beendigung seiner Studien vermerkt und die Bemerkung über die polizeiliche Ausweisung des Herrn stud. med. Moses Silberfarb in der Exmatrikel entfernt wird. Die anderweit ausgefertigte Exmatrikel bitte ich zu meinen Händen zuzustellen

Der Rechtsanwalt.  
gez.: Dr. jur. Halpert.Königliche Friedrich-  
Wilhelms-Universität.  
J. No. 332.

Berlin, den 26. März 1904.

Auf das Schreiben vom 22. ds. Mts. teile ich Ihnen ergebenst mit, dass der akademische Senat erst Mitte Mai zu einer Sitzung zusammen-treten wird.

In dieser Sitzung wird über Ihren Antrag den Studierenden der Medizin Moses Silberfarb betreffend, entschieden werden.

Der Rektor.  
gez.: (Unterschrift)Königliche Friedrich-  
Wilhelms-Universität.  
J. No. 332.

Berlin, den 13. Mai 1904.

Auf Ihre an mich unter dem 22. März ds. Js. gerichtete, die Abänderung der Exmatrikel für den früheren Studierenden der hiesigen

Universität Moses Silberfarb betreffende Eingabe erwidere ich Ihnen ergebenst, dass der Akademische Senat einstimmig (!!) beschlossen hat, Ihren Antrag auf Streichung des in dieser Exmatrikel befindlichen Vermerks „bis zu seiner durch Verfügung des hiesigen Polizeipräsidenten vom 16. März 1904 erfolgten Ausweisung aus Preussen“ abzulehnen. Die von Ihnen eingereichte Exmatrikel des p. Silberfarb erhalten Sie anbei zurück.

Der Rektor.  
gez.: (Unterschrift.)

Berlin, den 18. Mai 1904.

An den  
Rektor der Königl. Friedrich-Wilhelms-  
Universität.

BERLIN.

Ew. Hochwohlgeboren gestatte ich mir den Eingang des Bescheides des Hohen Senats der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität, datiert vom 13. Mai 1904, nebst Exmatrikel zu bestätigen. Der Bescheid, auf den ich Ihrer Mitteilung vom 26. März cr. zufolge sieben Wochen meinen Mandanten, Herrn Silberfarb, vertröstet hatte, enthält lediglich eine kurze Ablehnung des diessseitigen Antrages vom 22. März, ohne auch nur mit einem Wort oder einer Andeutung die Gründe, die hierzu geführt haben, anzugeben. Da es allgemeiner Gepflogenheit entspricht, dass Behörden ihre Entschliessungen auf Gründe stützen und sie bei deren Bekanntgabe mitteilen, dürfte die Bitte nicht unberechtigt sein, — falls nicht zugleich von dem hohen Senat einstimmig die Geheimhaltung auch der Begründung seiner Entscheidung beschlossen sein sollte, — mir die Gründe loyaler Weise gest. bekannt zu geben, damit ich in der Lage bin, an der Hand der dortseits vertretenen Rechtsauffassung die Richtigkeit der meinem Antrage vom 22. März zu Grunde gelegten nachzuprüfen.

Der Rechtsanwalt.  
gez.: Dr. jur. Halpert.

Königliche Friedrich-  
Wilhelms-Universität.  
J. No. 537.

Berlin, den 4. Juni 1904.

Auf Ihre Eingabe vom 18. ds. Mts. in der Angelegenheit, betreffend das dem früheren Studierenden der Medizin diesseits unter dem 21. März ds. Js. erteilte Abgangszeugnis erwidern wir Ihnen ergebenst, dass der p. Silberfarb, als er am 17. März ds. Js. sich zur Ausfertigung eines Abgangszeugnisses meldete, in Folge seiner der Universitätsbehörde seitens des Königlichen Herrn Polizei-Präsidenten hieselbst amtlich mitgeteilten Ausweisung aus Preussen durch Verfügung des Rektors der Universität gestrichen und dadurch seiner Eigenschaft als Studierender der Universität verlustig gegangen war.

Da nach dem Ministerial-Erlass vom 13. Januar 1825 in dem Abgangszeugnis auch zu vermerken ist, bis zu welchem Zeitpunkt der Studierende Angehöriger der betreffenden Universität gewesen ist, so (!) war der hier in Rede stehende Vermerk im Abgangszeugnis des p. Silberfarb von selbst geboten.\*)

Rektor und Senat.  
gez.: (Unterschrift.)

\*) Das klingt so naiv, dass man wirklich erst fragen muss, ob das Dummkelt oder Bös-  
wichtigkeit ist. Schlechtes Gewissen scheint selbst die Logik von Professoren zu verdrängen. O.

Berlin, den 10. Juni 1904.

An den

Rektor und Senat der Königlichen  
Friedrich-Wilhelms-Universität.

BERLIN C.

In Sachen betreffend das dem Moses Silberfarb erteilte Abgangszeugnis danke ich verbindlichst für den gef. Bescheid vom 4. ds. Mts. — J. No. 537, — dessen Angaben mit für meine Entschliessungen jedenfalls sehr wertvoll sind. In einem Punkte besteht indes noch eine Unklarheit bei mir. Wie in Ihrem gef. Schreiben vom 4. ds. Mts. mitgeteilt wird, war Silberfarb, als er sich am 17. März zur Ausfertigung des Abgangszeugnisses meldete, in Folge der Ausweisungsverfügung des Herrn Polizei-Präsidenten bereits **getösch**t. Nun datiert die Letztere vom 16. ds. Mts., ist also Ew. Magnificenz vermutlich doch wohl erst am 17. März cr. zugegangen, während Silberfarb sich bereits am 17. März früh dort zur Ausfertigung des Abgangszeugnisses gemeldet hat. Ich bitte also noch um gef. Aufklärung, ob die in dem gef. Bescheide enthaltenen Daten zutreffen, und welches die Reihenfolge der Vorgänge gewesen ist.

Mit bestem Dank im voraus

Hochachtungsvoll ergehenst

Der Rechtsanwalt.

gez.: Dr. Halpert.

Königliche Friedrich-  
Wilhelms-Universität.

J. No. 535.

Berlin, den 11. Juni 1904.

Auf Ihre Eingabe vom 10. ds. Mts. erwidern wir Ihnen ergebenst, dass Ihnen in unserm Schreiben vom 4. ds. Mts. lediglich der in den Akten der Universität festgelegte Tatbestand mitgeteilt worden ist.

Rektor und Senat,

gez.: (Unterschrift)

Vorstehende Aktenstücke sprechen für sich. Es erübrigt sich für den anständigen Menschen, diese Akte des Bütteldienstes von seiten einer autonomen Körperschaft und gar der Universitätsbehörde (!!) zu charakterisieren. Die Feststellungen des Herrn Rechtsanwalts Dr. Halpert, die in ihrer Prägnanz und sachlichen Klarheit sich merklich von den unklaren, verwirrten Auslassungen der akademisch-amtlichen Behörde abheben, sind ja deutlich genug.

Und festgestellt ist:

Dass in der Zeit der schlimmsten Reaktion, da die berufenen «Vertreter» des preussisch-deutschen Volkes oder besser Staates mit Lügen und Verleumdungen und Gewaltmitteln schlimmster Art dem Knutensystem des Zarismus schlimmste Schergendienste geleistet haben, die Vertreter unsrer freien Wissenschaft sich in ihre Dienste stellten zur Niederbüttelung ihrer Jünger, zur Knechtung jegliches idealen Freiheitsgefühls.

Was würde ein Fichte zu diesen Vertretern deutscher Wissenschaft sagen? Was ein Arndt, ein — — — Mommsen?

Was sagen unsre Studenten?

Die spielen Mensurenhelden und Biersaugpumpen.

Catulus.



# CHRONIK

Weisheit des Staatsanwalts — Nietzsche und Mirbach

„Populäre Psychologie des Aktuellen“ schreiben, versuchen zu erklären, wie unsicher und verwirrend ein Verbrechen oder Vergehen dasteht, sobald es juristisch rekonstruiert werden soll, wie es dann und wesentlich erst durch die Urteilsbegründung ein greifbares Verbrechen wird — so etwas könnte einem Idealisten von Gerichtssaalmenschen einer Zeitung vorschweben. Denn diese Urteilsbegründungen in ihrer Nichtigkeit sind Dokumente des sozialen und nationalen Lebens eines Volkes. Sie sprechen von den Taten des Gesellschaftstieres und ihrer Moral. Sie sind schwankend wie Moden und Sumpflilien wie sie. (Denn die reinen Wasser liegen abseits und sind von Narren und Heiligen bewohnt.) Man mag alle Augenblicke von Widersprüchen von Volksempfinden und Rechtsprechung fasziniert sein, das Gesetzbuch bleibt trotzdem die Bibel im Wandel der Zeit. Es kommt nur darauf an, zu wissen, welche Klasse die Paragraphen den „andern“ aufnötigt, wer sich durch sie geschützt und gefördert wissen will. Und nun wäre von dieser historischen Bibelforschung zu handeln. Ich meine aber nur die Urteilsbegründung im Prozess Meyer. Es ist klar, dass ein Staatsanwalt als grober Zimmermann sein Gebäude zusammenhaut, wie's grade geht will. Dass aus Wirrungen und Irrungen einer Mensch- und Tierseele ein Verbrechen zu konstruieren leichter ist, als eine Regeldetri-Aufgabe zu lösen. Dass der geschickte Jurist aus dem Bild von Licht und Dunkel den Schattenriss mit Eleganz ausschneidet und präsentiert. Er setzt schwarze Flecken zusammen, und das ergibt die Linie. Ein stolzer schwarzer Faden führt durch das Labyrinth, am Ende hat ihn der arme Teufel von Angeklagter um den Hals und stirbt eines kläglichen Todes. Ich glaube dem überführten Verbrecher, wenn er bis zuletzt erklärt, er sei unschuldig. Rechtsprechung bleibt Vergewaltigung einer Vergangenheit. Die Freiheit seiner Handlungen, die schon keine „Freiheit“ war, wird dem Menschen abgesprochen, sie müssen so gewesen sein, wie sie zur Verurteilung nach Paragraph so und so viel nötig sind und keine Nuance anders.

Meyer wusste, dass er nie würde zahlen können, wusste . . . , dass er ein Erzverbrecher war, er hätte das den Leuten, bei denen er auf Pump einkaufte, sagen und etwa so sprechen sollen: Lieben, ich benötige dies und das, Geld habe ich keins, werde nie mehr zu Geld kommen, kurzum, ich habe die Absicht, bei Euch zu hochstapeln, her mit der Ware! Das brachte der Staatsanwalt mit allem Ernst vor, den der Talar erheischt. . . . Wahrhaftig. Es war überall zu lesen. Meyer hatte es unterlassen, die Leute im voraus von seiner betrügerischen Absicht zu unterrichten. Nun wendet sich ja die „Gesellschaft“, die Hochfinanz, täglich nach dem Mekka der Börse und lebt zum Teil vis à vis de rien, von dem sie nur eine Wand Spekulationspapiere trennt. Fällt die Wand um, sind sie ruiniert, die guten Millionäre! Sie hoffen auch nur immer, dass es gut abgehe, immer wieder, und leben, herrgott leben!, wie sie spekulieren, mit nicht immer ganz ehrlicher Kühnheit ins Ungewisse der Geschäfte. Keinem fällt es ein, seinen Lieferanten zu erklären: wenn es schief geht, bin ich morgen ein ruiniertes Mann, — ichपुरpe in der Hoffnung, es geht nicht schief! . . .

So sieht eine Urteilsbegründung aus, und in diesem Sinne legt man den Professor Meyer für zwei Jahre fest. Man hat die Entrüstung der öffentlichen Meinung bewundern können, wie sie prompt und gefestigt war. Das Geschrei! Die Heuchelei! Wie die Christenblätter rabiat und unerbittlich wurden, . . . warnten!

Psychologie des Aktuellen schreiben, versuchen zu erklären, wie unsicher ein Verbrechen dasteht, sobald es juristisch rekonstruiert werden soll, wie es dann und wesentlich erst durch die Urteilsbegründung ein greifbares Verbrechen wird. Aehnliches könnte einem Idealisten von Gerichtssaalmenschen einer Zeitung vorschweben. Aber das ergibt so etwas wie Anarchie, und davon leben heute die wenigsten Zeitungsverleger und Redakteure.

Man schreibt keine Bibel und kein Gesetzbuch wider seine Seele, sondern zu ihrem irdischen und ewigen Heil, es rentiert sich, in ihrem Geist zu leben, es wenigstens zu versuchen, so lang man nicht selber an die Reihe kommt, aus Zufall, mit Gewalt zum Sündenbock gemacht und in die Wüste geschickt wird. Mit den Stunden der vielen, vielen andern beladen. R. Sch.

**Nietzsche und Mirbach.** Der Meister teilt mir in einer Traumerscheinung mit, dass er seine Aphorismen:

- Ein Staatsmann wird, um völlig rücksichtslos handeln zu können, am besten tun, nicht für sich, sondern für einen Fürsten sein Werk auszuführen. Vom Glanze dieser allgemeinen Uneigennützigkeit wird das Auge des Beschauers geblendet, so dass er jene Tücken und Härten, welche das Werk des Staatsmannes mitschlingt, nicht sieht.
- Es ist das Vorrecht der Grösse, mit geringen Gaben hoch zu beglücken, nicht auf Freiherrn v. Mirbach gemünzt, mit letzterem überdies überhaupt nicht Orden und andre Ehrenzeichen gemeint habe.

Zur Steuer der Wahrheit.

Catulus.

---

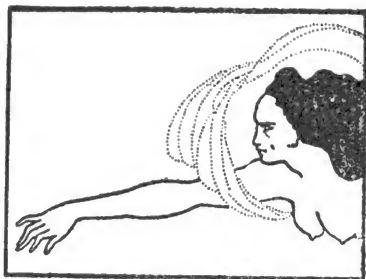
Das Ex libris Elsa Asenijeff von Max Klinger sowie das Widmungsblatt an den Komponisten Conrad Ansoorge von Melchior Lechter sind dem Werke „Die moderne Buchkunst in Deutschland“ von Otto Grautoff entnommen.

---

Für die Redaktion verantwortlich René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



## NEUE UND GUTE **S**TUDENTENBÜCHER

•• **Das neue Geschlecht** ••  
Roman von Oskar Mysing Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

•• **Die Vaclavbude** ••  
Roman von Karl Hans Strobl 4. Aufl. Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

•• **Jung-Heidelberg** ••  
Aus dem Leben eines Heidelberger Korpsstudenten  
von Wilhelm Uhde 3. Aufl. Brosch. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,75

**12 Geschichten vom Studiosus Kurt**  
von Ernst Kerner Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

•• **Weibliche Studenten** ••  
Roman von Heinrich Lee Br. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50

•• **Auf Vorposten** ••  
Roman aus meiner Züricher Studentenzeit von Ella Mensch  
2. Aufl. Br. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50

■ Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung. ■

Das neue

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 4

Berlin, den 23. Juli 1904

Heft 4

„Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer 29

# AUGUST STRINDBERGS SCHRIFTEN

GESAMTAUSGABE UNTER MITWIRKUNG VON  
EMIL SCHERING ALS ÜBERSETZER  
VOM VERFASSER SELBST VERANSTALTET  
IN DER GESAMTAUSGABE SIND BIS JETZT  
ERSCHIENEN:

## SCHWEDISCHE SCHICKSALE UND ABENTEUER

PREIS: BR. Mk. 4.—, GEB. Mk. 5.—

## SCHWEIZER NOVELLEN

PREIS: BR. Mk. 2.50  
GEB. „ 3.50

## EINE KINDERSAGE

PREIS: BR. Mk. 1.—

## MÄRCHEN

STRINDBERGS  
NEUESTES WERK

PREIS: BR. Mk. 1.50  
GEB. „ 2.50

## DER BEWUSSTE WILLE IN DER WELTGESCHICHTE

PREIS: BR. Mk. 1.—

## ELF EINAKTER

PREIS: BR. Mk. 4.—  
GEB. „ 5.—

## DIE KRONBRAUT-SCHWANENWEISS-

EIN TRAUMSPIEL

PREIS: BR. Mk. 3.—  
GEB. „ 4.—

## DAS GEHEIMNIS DER GILDE

PREIS: BR. Mk. 1.—

## ERICH XIV.

PREIS: BR. Mk. 1.—

**M**IT STRINDBERGS EINZIGARTIGER PERSÖNLICHKEIT WIRD SICH JEDER ZEITGEMASSE KULTURMENSCH AUSEINANDERSETZEN MÜSSEN, UND KEIN LITERATURFREUND KANN AN DIESER GESAMTAUSGABE VORÜBERGEHN, DIE IN VORNEHM AUSGESTATTETEN BÄNDEN MIT GROSSER LIEBE UND SORGFALT UND DEM DENKBAR NACHGIEBIGSTEN VERSTÄNDNIS — VON STRINDBERG SELBST! — VERANSTALTET WORDEN IST. — ZU BEZIEHN SIND DIE BÄNDE DURCH JEDE BUCHHANDLUNG. WO DER BEZUG AUF SCHWIERIGKEITEN STÖSST, WENDE MAN SICH AN DEN VERLAG

VON HERMANN SEEMANN NACHFOLGER, G. m. b. H.  
— BERLIN SW.11, TEMPELHOFER-UFER 29. —



# Das neue Magazin

Heft 4

1904

---

*Die Herausforderung aus dem  
Irrenhause*

Caramussel

*Luther und Hutten*

August Strindberg

*Russisch-Preussen*

W . . . .

*Hala]*

B. Kellermann

*Schluss?*

Arno Holz

*Noch lange nicht Schluss*

S. Lublinski

*Berliner Romane*

Otto Flake

---

*C. M. van Dongen.*

# Yester und Li



## Roman von Bernhard Kellermann

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alfer Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW.11.

## Sezession

IX. Ausstellung    
Mai—September 1904

Berlin-Charlottenburg, Kantstrasse 12

Geöffnet täglich 9—7 Uhr — Eintritt 1.— Mk.  
Sonntag 50 Pf.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 23. Juli 1904.

Heft 4.

## Die Herausforderung aus dem Irrenhause

Zur Genesung des Prinzen Arenberg

Die Geschichte beginnt wie die schäbigste Kolportagearbeit, aber für das Schlusskapitel wird ein Juvenal gesucht. Bis Berlin sich einen solchen leisten kann, will ich einstweilen die Tatsachen festlegen, damit der kommende Satiriker wenigstens nicht erst in den grossen Annoncenexpeditionen, in denen unsere Zeit- und Sittengeschichte gemacht und verbucht wird — anzufragen braucht. «Ein Herr aus Wien» hat eine Herausforderung aus einem unserer Irrenhäuser erhalten. Nicht aus einem figürlichen, symbolischen Irrenhaus, sondern aus einem ganz regulären, allerdings mit stark aristokratischem Einschlag. Der Herausforderer, dem die Vorrechte seiner Geburt die rettende Zuflucht des Irrenhauses für alle Straffälle sicherten, ist momentan verhindert, sein eigenes blaues Blut zu Markte zu tragen, da die ihm gerichtlich belassenen Geisteskräfte — eine Art Existenzminimum an Vernunft — gerade noch dazu ausreichen, sich beleidigt zu fühlen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig als ausserhalb des schützenden Irrenhauses einen Gesinnungsgenossen zu suchen, der Mut und Gefühl für den feinstorganisierten aristokratischen Ehrbegriff auch im Unzurechnungs-

fähigen besitzt. Das ist dem Prinzen Arenberg offenbar gelungen, denn Henry Wenden, der «Herr aus Wien», dessen Buch «Tropenkoller» die kranken Nerven des Prinzen irritierte, erhielt einen Brief, der von einem momentan nicht verhinderten Aristokraten gezeichnet war und den Zweikampf vorschlug, an dem sich Herr Wenden persönlich, Prinz Arenberg aber per Procura beteiligen sollte. Der offenbar durch und durch proletarische Schriftsteller wusste die hohe Ehre ersichtlich nicht genügend zu schätzen, denn er benahm sich gegenüber dem vom Standpunkt des Prinzen Arenberg so überaus vernünftigen Vorschlag höchst unvorsichtig, behandelte die Sache nicht diskret genug und wurde dadurch selbst satisfaktionsunfähig. Ja, ist denn der Mann wahnsinnig?! Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, muss er gezwungen werden, an die Stelle des Prinzen Arenberg in die Irrenanstalt zu gehen. Nur auf diese Weise wird er wieder satisfaktionsfähig. Und dann darf er sich sogar durch Stellvertreter schlagen.

\* \* \*

Freilich wenn er Stellvertreter findet. Es ist nicht leicht, so irrsinnig zu sein, dass sich ein anderer, ein normaler Mensch, für einen schlägt. Für Bürgerliche — von Schriftsteller-Proletariern gar nicht zu reden — wird es wohl unmöglich sein. Den Brief an den Verfasser des «Tropenkoller» hat «hochachtend» Graf Dohna, Schloss Hartenstein bei Goslar a. H. gezeichnet. Er handelt, wie er selbst schreibt, «im Auftrage» des Prinzen Arenberg. Und wir erfahren in Form dieser harmlosen Floskel, dass die Standesgenossen des Prinzen Arenberg aus der kleinen Wahnsinnsklärung zu gerichtlichen Zwecken weiter keine gesellschaftlichen Konsequenzen ziehn und es sich zur Ehre anrechnen, von einem Mann, der für seine Handlungen nicht verantwortlich ist, weil er sonst ein Mörder wäre, «Aufträge» entgegenzunehmen und hochdessen Unzurechnungsfähigkeit dort zu vertreten, wo angeblich die allerfeinsten Gehirnwindungen erforderlich sind, um dem allerausgebildetsten Ehrbegriff gerecht werden zu können. Es liegt uns Bürgerlichen ferne, uns in die Privatangelegenheiten des Herrn Grafen Dohna zu mengen; er hat gewiss das Recht zu tun, was ihm gut dünkt, sowie wir das Recht haben, lächerlich und zugleich empörend zu finden, was er tut. Dass wir dem Spott und der Empörung aber öffentlich Ausdruck geben, hat mit dem Herrn Grafen Dohna als Einzelperson nichts mehr zu tun. Es ist das Junkersystem, das uns doch nicht gar zu toll und unwürdig zum Narren halten darf. Wir haben es hinunterschlucken müssen, dass Prinz



Arenberg, dessen Vertretung des deutschen Junkertums in unsrer afrikanischen Kolonie jedem Deutschen die Schamröte in die Wangen getrieben hat, der irdischen Gerechtigkeit durch höheren, unerforschlichen, aber psychiatrischen Ratschlag entzogen wurde. Wir haben den Spott des Auslands über unsere feudale Rückständigkeit zähneknirschend ertragen müssen. Jetzt soll uns aber der Prinz Arenberg hübsch wahnsinnig bleiben! Und hübsch still und vor allem gut bewacht! Seine Aerzte sollen ihm keine Bücher in die Hand geben, in denen Bestien in Menschengestalt geschildert werden, die das getrübe Unterscheidungsvermögen des armen Kranken dann mit sich selbst verwechselt. Die öffentliche Meinung wird bedenklich nervös, wenn sie bemerkt, dass Prinz Arenberg noch Vernunft genug hat, die Weisheit des griechischen Philosophenwortes «Erkenne Dich selbst» zu erfüllen. Wer mit den schwierigen Ehrengesetzen umzugehen weiss, muss auch verstehen, das Strafgesetz zu erfassen, wenigstens dort, wo es sich mit den zehn Geboten deckt. Dasselbe Strafgesetz, dessen Unkenntnis nicht einmal der tiefstehende Analphabet vorschützen darf. Der Staat, die Gerichte, die Aerzte, die Standesgenossen und die Familie des Prinzen haben das höchste Interesse daran, dass sein Wahnsinn nicht angezweifelt werde. Denn in seinem Wahnsinn lag ihre Methode.

\* \* \*

Bleiben Sie wahnsinnig, Durchlaucht, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! — Wenn das Volk schon weit genug wäre, eine Herausforderung zum Duell als völlig entsprechend einem junkerlichen Irrsinn zu empfinden, dann hätte der Prinz nicht zu fürchten, dass man ihn wegen seiner Herausforderung aus dem Irrenhaus für vernünftiger halten könnte, als zuvor. Früher hat er mit Säbel und Ladstock höchst persönlich gemordet; das mag zuhächst als leichte Besserung, keineswegs aber schon als Heilung angesehen werden, dass er jetzt nach einem Mord per Procura lechzt!

\* \* \*

Und dennoch in anderer Hinsicht befindet sich Prinz Arenberg zweifellos auf dem Wege der Besserung. Ist er auch noch immer «momentan verhindert» sich persönlich zu schlagen, so kneift er doch wenigstens nicht mehr aus wie damals, als er das Strafgesetz herausgefordert. Es ist nicht unmöglich, dass wir vor einer sensationellen Wendung in der Affaire Arenberg stehen. Vieles deutet darauf hin, dass die «Unzurechnungsfähigkeit» des Prinzen im Schwinden ist. Würden

ihm denn seine Aerzte, wenn er noch so krank wäre, wie zur Zeit, da man ihn nicht verurteilen durfte, ein Buch wie den Tropenkoller in die Hand gegeben haben? Dürften sie ihn denn mit dem Grafen Dohna verhandeln, dem Aufträge erteilen lassen? Würden denn Vormundschaft und Familie sich so unsterblich blamiert haben, dass sie ihre Zustimmung zur Duellforderung eines Unzurechnungsfähigen gegeben hätten? Könnte ein Graf Dohna die Vertretung eines Wahnsinnigen übernehmen? Nein, jetzt wird uns alles klar: Prinz Arenberg muss so gut wie gesund sein. Graf Dohna sagt es ja, dass sein Mandant nur noch «momentan» verhindert ist, sich selbst zu schlagen. Aber Henry Wenden dürfte der Letzte sein, den Prinz Arenberg per Procura züchtigen will. Gegen den Nächsten schwingt er sein breites Tropenschwert wieder selbst. Dann aber wird der Tag kommen, an dem er vor seine Aerzte und seine Richter hintritt und ihnen zuruft: «Ihr habt Euch getäuscht! Ich bin so gesund wie Cortez und Pizarro waren, ich gehöre nicht in die Irrenanstalt sondern in das Zuchthaus!»

Caramussel. 3



# Luther und Hutfen

Von

August Strindberg (Stockholm)\*

Das Uridarum in Peufingers Garten mit der Laokoonstatue  
(Hugsburg)

Der Dominikaner (von Sickingens Schloss). Der Mönch (von  
Alexius' Totenbett).

Der Dominikaner. Ich wünschte, ich wäre gestorben,  
als man mich in Sickingens Schlossgraben warf!

Der Mönch. Ja, wahrhaftig. Ich glaube allerdings  
nicht an Wunder, aber dass du damals mit dem Leben  
davon kamst, das ist ein Wunder!

Der Dominikaner. Wenn ich daran denke, dass  
von Hutfen, der diese Schmähchrift über die Mönche ver-  
fasst hat, dieser verfaulte Mensch gestern von Kaiser  
Maximilian zum Ritter geschlagen ist und heute als poeta  
laureatus aus der Hand der wunderschönen Constanzia  
Peufinger den Lorbeerkranz empfangen hat, dann möchte  
ich sterben.

Der Mönch. Das mit Hutfen geht mich nichts an,  
aber dass das Luder Luther die Klöster visitiert, das heisst  
den Bodt zum Gärtner machen; das ist eine Schande.

Der Dominikaner. Ja, Luther ja; wie weißt du  
Cajetanus lebt mit ihm oben im Konsistorium gekommen?

Der Mönch. Der päpstliche Legat hätte die Haus  
schon tot gemacht, aber obwohl sie platt getreten ist, lebt  
sie noch. Er will nicht widerrufen! Was wird man mit  
ihm machen?

Der Dominikaner. Ihn ermorden!

Der Mönch. Ja, das könnte man wohl tun; aber er  
hat sich schon so verdammt besamt, dass das ganze  
Deutschland von seinen Disteln vollst.

Der Dominikaner. Ist es so?

\*) Aus Strindbergs neuestem, noch un veröffentlichten Drama „Die Nachtigall  
von Wittenberg“.

Der Mönch. Nicht einer von hundert geht mit uns. Dieses Luthertum rast wie der Morbus Gallicus . . .

Der Dominikaner. Was den Morbus Gallicus angeht — es heisst, von Hufren freie um Constantia Peufinger; hast du davon gehört?

Der Mönch. Ja, es heisst so!

Der Dominikaner. Dann weisss sie natürlich nicht, dass er angesteckt ist.

Der Mönch. Wahrscheinlich nicht! Sonst würde sie ihn nicht nehmen.

Der Dominikaner. Dann soll sie's erfahren! Hast du gesehen, dass er immer in Handschuhen herumläuft?

Der Mönch. Ja, warum tuf er das?

Der Dominikaner. Er hat es in die Hände bekommen, versteht sich. Das soll sie erfahren.

Der Mönch. Das wird sie nicht glauben! Kennst du die Weiber so wenig? Wenn sie lieben, dann können sie eine erkrankte Kabe oder einen räudigen Hund küssen.

Der Dominikaner. Dann gehe ich zum Oater Peufinger! Und zwar sofort!

Der Mönch. Willst du nicht erst die Disputation anhören?

Der Dominikaner. Nein, ich liebe Theologie nicht.

Der Mönch. Es wäre nett, mit jenem Grossmaul Worte zu wechseln. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, das kannst du mir glauben.

Der Dominikaner. Ich gehe zu Peufinger und knicke Hufren, dann magst du Luther knicken. Sum cuique!

Der Mönch. Aber beeile dich, ehe es zu spät wird!

Der Dominikaner. Jetzt, von Hufren, sollst du einen Pfahl ins Fleisch haben! (Geht.)



Der Mönch (allein). Ja! — Ja! —



Luther (kommt, in einem Buche schreibend).

Der Mönch (Luther entgegen). Brüderchen Augustus . . .

Luther. Still!

Der Mönch. Bruder Visitationsobervikar . . .

Luther. Half's Maul!

**Der Mönch.** Ist es wahr, dass du widerrufen hast? Dass du auf deinen Knieen die sechs kleinen Buchstaben revoco gesagt hast: „ich nehme zurück“, wie der Bauer vom Meinfeld sagte.

**Luther.** Das ist eine Lüge, Lügner! — Ja, wer lügt, ist ein Lügner! Aber dein Gesicht kann nicht lügen; das ist eine bespuckte Schiefertafel, auf der man die Namen aller Laster lesen kann, auch der geheimsten; ich habe auch dein Kloster visitiert, so dass ich dein Bett, deinen Tisch, deine Schüssel und deine Näpfe kenne . . .

**Der Mönch** (versucht vergebens zu Wort zu kommen).

**Luther.** . . . Wenn ich deine Kehle visitieren würde, so geschehe es mit einem Korbessen; du riechst so nach Spirituosen, dass sich sechs Bauern berauschen würden, wenn sie dich auf den Mund küsstest . . . deine Nase ist wie ein Kronsbeerenpoff, und sie leuchtet wie eine Laterne, mit der du Regenwürmer suchen könntest . . . deine Augen sehen wie Gänsefeff aus, und in deine Ohren könnte man eine halbe Tonne Kichererbsen säen; mit deinen Händen, die seit Jahresfrist das Elbwasser nicht gesehen haben, wagst du das Allerheiligste anzufassen, und mit deiner dreckigen Schnauze hast du den Altar des Herrn geküsst! . . . Ja, ich traf dich einmal am Totenbette meines Freundes Alexius. Ich war damals sehr jung und sehr dumm, beinahe ebenso dumm, wie du jetzt bist. Du führtest das grosse Wort, von einem Ungerechten, der auf seinem Wege gewaltig daher ging, und siehe, dann blieb er fort. Das wirkte auf mich wie Gottes Wort auf einen Lateinschüler; ich nahm den Schwanz zwischen die Beine, zog die Ohren an und kroch durch's Loch. Hätte ich aber gewusst, was ich jetzt weiss, würde mein Rücken niemals die schwarze Kutte geschultert haben und ich mit dem Sack herum gegangen sein. Dank jedenfalls für deine Lehren; der Apfel lag neben der Rute; aber Listigkeit ist nicht Weisheit, und die Betrügerei der Gottlosen ist nicht Klugheit. Der Hund kehrt zu seinem Auswurf zurück, und ein Mönch muss im eigenen Dreck rühren! . . . Was, erstickst du, Vieh?

**Der Mönch** (hinaus, von Wut zunichte gemacht, mit gekrümmtem Rücken und schwarz im Gesicht).

**Luther.** Ja, so züchtigt man Hunde!

(Pause.)

**Staupitz** (von derselben Seite wie der Mönch). Was hast du dem Mönch gefan?

**Luther.** Habe ich ihn ersicht?

**Staupitz.** Ich glaube, er hat Schläge gekriegt!

**Luther.** Gut! So mag er ungerodien daliegen!

**Staupitz.** Augustinus, ich kann dir nicht welfer folgen!

**Luther.** Nicht?

**Staupitz.** Du bist zu welf gegangen!

**Luther.** Ihr verlasst mich?

**Staupitz.** Ja!

**Luther.** Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf! — Was habe ich gefan?

**Staupitz.** Das weisst du! — Du hast den Papst Anfidrist genannt!

**Luther.** Wenn er Anfidrist ist, nenne ich ihn Anfidrist!

**Staupitz.** Sollen wir auch disputieren? Nein! — Ich will dir nur eins sagen. Du bist von heute an von deinem Klostergelübde entbunden.

**Luther.** Ausgestrichen also?

**Staupitz.** Wenn du so willst! Augustinus ist nicht mehr!

**Luther.** Dann bin ich wieder Martin Luther! Gut! Die Kufe fing zu strammen an und hinderte die freie Bewegung der Arme.

**Staupitz.** Du gedenkst jetzt zu fliegen?

**Luther.** Ich werde Flügel der Morgenröte nehmen und dahin fliegen, wo die Sonne aufgeht!

**Staupitz.** Dann flieg' allein! Niemand folgt dir!

**Luther.** Niemand? — Hat also der Kurfürst . . . ?

**Staupitz.** Ja, der Kurfürst hat sich vor deinem gewaltsamen Auftreten zurückgezogen.

**Luther.** Versagt, er auch? Nun denn! Ihr seid nicht länger mein Vorgesetzter, darum will ich frei sprechen, zwei Worte! Für Euren holden Schuß in schlimmen Zeiten nehme meinen Dank! Für Eure Treulosigkeit gegen den Heiligen des Herrn nehme meinen Fluch!

**Staupitz.** Er flucht! Oh Gott, er flucht seinem Freunde! (Weint.)

**Luther.** Ja, das tue ich!

**Staupitz** (geh.). Er flucht seinem Freunde! Möge Gott dir verzeihen!

**Luther.** Das hat er bereits getan!

⌘

**Luther** (allein). Einsam! . . . Desto besser! (Geht.)  
 Jesus, du starker, lebendiger Gott, sind es nur du und ich!  
 Versagst du auch? Ich versage nicht! (Geht.)

⌘

von Hutten (in Rifferrüstung mit Lorbeerkrantz) mit **Constantia**  
 Deufinger.

von Hutten. Hier ist der Ort . . . hier will ich dir  
 mein Lied sagen . . .

**Constantia.** Und dein Geheimnis . . . mir allein!

von Hutten. Dir, wem sonst? Existiert noch wer anders  
 als du? Ist die Welt anders als durch dich? Ich würde  
 geboren, als ich dich sah, und ich sterbe, wenn ich dich nicht  
 sehe. — Jesus werde ich den Scheiterhaufen besteigen, aber  
 ich werde ihn selbst anzünden!

**Constantia.** Du sprichst Rätsel! Du sagst, dass du  
 mich liebst? Ich antworte: willst du mich haben! Du er-  
 widerst: ich will, aber ich darf nicht! Was ist das? Du darfst  
 wegen meines Vaters, wegen meiner Mutter und meiner  
 wegen, und doch darfst du nicht!

von Hutten. Der Wille der Götter, kennst du den?

**Constantia.** Der Götter! Ihr fängt an von den Göttern  
 der alten Römer zu sprechen, als verehrtet ihr sie!

von Hutten. Sie sind aus der Verbannung zurück-  
 gekommen, und wir ehren sie!

**Constantia** (deutet auf den Laokoon). Und dieses Bildwerk,  
 das jetzt überall zu finden ist. Wer ist das?

von Hutten. Das Bildwerk hat viele Deutungen er-  
 fahren; die letzte ist die: Laokoon, der Priester Apollos,  
 soll sich verheiratet haben und darum vom Gotte getötet  
 worden sein.

**Constantia.** Dann hat Apollo nie geliebt?

von Hutten. Er lebte unverheiratet, liebte eine Jung-  
 frau, die Daphne hieß; aber im letzten Augenblick wurde  
 sie in einen — Lorbeer verwandelt. **Constantia**, den Lorbeer  
 bekam ich, dich bekomme ich nie!

Constanzia. Da ist es wieder! Sing' denn dein Geheimnis!

von Hutten. Singen kann ich nicht, aber ich werde es sprechen, weil ich noch sprechen kann!

Constanzia. Noch?

von Hutten. Ja, meine Stimme fängt an zu erlöschen, wie das Licht meiner Augen, bald beginnt die Wanderung im Dunkel, und das Schweigen! (Reytlert):

Am Spessartberg,  
Am Spessartberg, am Rhön,  
Herr Wolkenstein,  
Herr Wolkenstein von Schrön,  
Die Burg am Fuss des Berges baut.  
Mit Hass und Drohn hinab sie schaut,  
Dass es den Bürgern drunten graut;  
Die stammeln ein Gebet.

Herr Wolkenstein,  
Herr Wolkenstein von Schrön,  
Er baut die Burg,  
Er baut die Burg am Rhön.  
Doch auf des Berges Spitze wohnt  
Ein Falke, den man hat geschont,  
Der Böse ist's, der oben thront,  
Er haust dort tief im Schnee.

Herr Wolkenstein,  
Herr Wolkenstein am Rhön,  
Ob acht, gib acht,  
Es kommt, es kommt der Sohn.  
Der Falk ist, der bei seinem Nest  
Des Eises Brücke brechen lässt;  
Es stürzt herab, es rollt sich fest —  
O, die Lamin' ist da!

Herr Wolkenstein,  
Herr Wolkenstein von Schrön,  
Die Burg und er  
Die schlafen in der Rhön.  
Der Sohn läuft in der Welt umher,  
Ist nichts, hat nichts, und wird auch schwer  
Jemals noch etwas werden mehr —  
Bekam heut seinen Lohn!



Am Spessartberg,  
 Am Spessartberg und Rhön,  
 Die Eiche hoch  
 Am Felsen grünt sie schön.  
 Da wohnt dein Dichter an einer Schlucht,  
 Nicht Malz, nicht Wein wird da gesucht,  
 Er, die Lavin' erwartend, stucht:  
 Bin selber 'ne Ruin'!

Constanzia (will ihm in die Arme fallen, aber er hält sie zurück)  
 Du stösst mich fort?  
 von Huffen. Ja.  
 Constanzia. Und du liebst mich?  
 von Huffen. Ja! . . . Und jetzt müssen wir uns  
 trennen — denn, ich, bin, dein, aussätziger Bruder!  
 Constanzia (schreit).



Peufinger (kommt). Ritter Ulrich von Huffen!  
 von Huffen. Ja.  
 Peufinger. Unser gnädiger Kaiser und Herr hat  
 Euch Schwert und Sporen verliehen, aber man hat Ver-  
 anlassung zu glauben, dass Ihr kein Rittersmann seid und  
 vor allem nicht der Verteidiger der Unschuld.  
 von Huffen. Befleckst du meinen Schild Bürger!  
 Pass auf!  
 Peufinger. Sprichst du in dem Con, Landstreicher! —  
 Constanzia, dieser Mann ist deiner nicht würdig.  
 Constanzia. Er ist meiner würdig und er ist ein  
 Rittersmann!  
 Peufinger. Dann weisst du nicht?  
 Constanzia. Doch, ich weiss, dass er mit einer töd-  
 lichen Krankheit geschlagen ist, und darum haben wir jetzt  
 Abschied fürs Leben genommen!  
 Peufinger. Von Huffen! Verzeiht mir! Eure Hand!  
 von Huffen. Nicht meine Hand, ich kann nicht; doch  
 das Herz, denn das ist noch rein!  
 Constanzia. Ulrich!  
 von Huffen. Constanzia!  
 Constanzia. Lebwohl! Mein ewig geliebter Freund!  
 von Huffen. Lebwohl! Meine ewig geliebte Freundin!  
 (Beht.)



Peufinger. Dein Liebesmärchen, Kind, war kurz! 1!  
 Constanza. Wie die Freude. Der Kummer, der dauerf.  
 Peufinger. O, dass er's täte.

(Sie gehen dem Ausgange zu.)

## Die Mittenbergisch Nachtigall

Die man yetz hört vberall.



Ich sage euch/wa dise schweyge/so werden die stein schreye Lucc. 19.

# Russisch-Preussen

In der Reihe politischer Tendenzprozesse, an denen unser Vaterland in der letzten Zeit nicht eben arm zu nennen gewesen ist, gebührt dem Königsberger Hochverrats-, Geheimbunds- und Majestätsbeleidigungs-Prozess eine erste Stelle. Er bringt Licht in eine Frage, die gegenwärtig die ganze Welt in Spannung hält: welcher Art ist das Verhältnis zwischen Deutschland und Russland? Und wenn auch das allgemeine Interesse an dieser Frage in erster Linie seinen Ausgang nimmt von den Befürchtungen einer internationalen Verwicklung der europäischen Grossmächte in die kriegerischen Vorgänge in Ostasien, mit denen die Materie jenes Prozesses keinerlei direkten Zusammenhang hat, — so müssen sich an die in Königsberg zutage tretenden Erscheinungen aus dem innerpolitischen Gegenseitigkeitsverhältnis beider Staaten naturgemäss bestimmte Schlussfolgerungen ergeben über die Beschaffenheit eines solchen Verhältnisses auf dem Gebiet der äussern Politik.

Ja, wenn man bedenkt, dass Delikte, wie sie den Königsberger Angeklagten zum Vorwurf gemacht werden, seit langem vorliegen, dass der Schmuggel in Russland verbotener, revolutionärer Schriften seit Jahrzehnten an der preussischen Grenze in bedeutendem Umfange betrieben wird, so zwar, dass die preussische Polizei sich kaum in Unkenntnis darüber befinden haben kann, — so drängt sich einem von selbst der Gedanke auf, der Zeitpunkt dieses aufsehnerregenden Prozesses sei von der Regierung mit Vorbedacht gewählt worden. Dann aber kann die Absicht auf deutscher Seite nur die sein, der Zarenregierung in auffälliger Weise sich entgegenkommend und dienstbar zu erweisen. —

Es ist noch nicht lange her, dass im deutschen Reichstag im Anschluss an sozialdemokratische Interpellationen festgestellt wurde, wie die russische Polizei in und um Berlin einen ganzen Apparat von Geheimagenten und politischen Spitzeln unterhalte und wie selbst Universitätsbehörden gezwungen wurden, diesem russischen Spionageapparat in die Hände zu arbeiten. Gleichzeitig wurde eine Anzahl von Fällen bekannt, in denen russische Flüchtlinge, entgegen den früheren gesetzlichen Gepflogenheiten in Preussen, sie als «lästige Ausländer» auszuweisen, — nach der russischen Grenze «abgeschoben» und ihren Häschern direkt in die Hände geliefert wurden.

Dass nun deutsche Reichsangehörige prozessiert werden, weil sie die Versendung von Schriften über die russische Grenze betrieben haben, die in Deutschland keinem Verbot unterliegen — krönt das System; ein weiteres Entgegenkommen der preussischen gegenüber den russischen Behörden ist nicht mehr möglich. —

Man mag ganz absehn von den juristischen Ungeheuerlichkeiten die in dem Königsberger Prozess hervortreten: von dem Umstand, dass erst auf Ersuchen der preussischen Behörde hin die russische Strafantrag gegen Deutsche erhob, — wie von der durch die scharfsinnige und ge-

schickte Verteidigung als fast zweifellos festgestellten Tatsache, dass der Anklage grösstenteils die gesetzliche Unterlage fehlt resp. dass sie nur auf falschen oder irrigen Angaben russischer Behörden über russische Staatsgesetze beruhte, — beschämend ist und bleibt auch ohne das diese Aktion der preussischen Justiz gegen jene Bewegung der russischen Jugend und Intelligenz, die unter dem Druck einer unerträglichen Despotie nach westeuropäischer Kultur verlangt und fortgesetzt Gut und Leben opfert zu gunsten von Reformen, die bei uns längst gesetzlich garantiert sind. —

Es ist bei diesem Prozess die Rede gewesen von terroristischen Schriften und Bestrebungen, die seitens der Angeklagten in Russland eingeschmuggelt und gefördert sein sollen; es hat freilich den Anschein, als sei das nicht einmal der Fall gewesen. Aber es sollte bei uns überhaupt einmal aufgeräumt werden mit dem Schreckgespenst des Terrorismus, das allenfalls in der Vorstellung des welt- und lebensfremden Spiessbürgers erklärlich sein mag, das aber unwürdig ist jedes Gebildeten, dem persönlicher Mut und Ehrgefühl als wesentliche Lebens-Werte schon seit der Schulbank her bekannt sind.

Noch immer hat die Willkür-Herrschaft der Gewalt in den davon betroffenen Völkern zu gewaltsamer Auflehnung Einzelner geführt. Was sind da Theorien, politische oder wirtschaftliche Pläne nötig! Die Geschichte, die klassische Literatur aller Völker zählt solche Einzelnen unter die Heroen. Und es ist kein Wunder, wenn solche Vorbilder, von denen unsere westeuropäische Kultur die Kunde auch unter die russische Jugend trägt, Begeisterung und Nachahmungstrieb wecken. Dass das der Fall ist, kann man vielleicht sogar als ein Zeichen dafür ansehen, dass Russland kulturfähig ist, dass hohe Persönlichkeitswerte in seiner Bevölkerung schlummern, würdig der Befreiung und geeignet, ein Volk entwicklungsfähig und gross zu machen.

Fest und unbedroht steht die asiatische Despotie bei den kultur-toten Völkern Ostasiens. In Russland aber hat sich unter dem Einfluss westeuropäischer Kultur eine Generation entwickelt, die es als eine Schmach empfindet, wenn die studierende Jugend auf Befehl brutaler Kosakenoffiziere durchgepeitscht wird, wenn die geistige Blüte des Volkes in den Verbrecherkolonien Sibiriens isoliert wird und wenn seine grössten Dichter und Denker polizeilich bewacht und kontrolliert werden.

Möge es im Polizei-Jargon für den an unerhörter Selbstaufopferung so reichen Befreiungskampf der russischen Intelligenz nur die Bezeichnung «Verbrechen» geben, mögen Frauen wie Sophia Perawskaja und Wjera Sassulitsch unter der Rubrik «Verbrecher» geführt werden, — wer wollte sich deshalb der Einsicht verschliessen, dass wir angesichts dieses Kampfes vor einem historischen Prozess stehen, dessen Einzelheiten alle Polizei-Schemata sprengen.

Sicher scheint es, dass im Königsberger Prozess die preussische Justiz sich eine böse Schlappe holt, — sicherer aber ist es eine Schmach für die deutsche Intelligenz, dass sie der russischen Polizei in Deutschland das grosse Wort gestattet. So dass nur die Sozialdemokratie als Hort der russischen Kulturbewegung übrig bleibt.

Wir verehren Tolstoj, — wir haben Gorki zum Range eines unsrer Lieblingsautoren erhoben, und wir recken keine Hand, wir öffnen nicht den

Mund für ihre Ideale, soweit sie ihr eigenes Volk, die Freiheit ihrer eigenen Persönlichkeit und ihres Schaffens betreffen.

Vom Königsberger Gelehrtenzimmer aus ist einst die Brandfackel in eine alte Kultur geschleudert worden, auf deren Trümmern erst unser modernes Geistesleben sich entfalten konnte.

Wollen wir ohne Protest zusehn, wie heute, ein Jahrhundert später, in einem Königsberger Gerichtssaal die letzten barbarischen Reste des Alten gestützt, die freie Entwicklung eines kultur-reifen Volkes gehemmt wird?

Die Männer, die als Angeklagte vor den Schranken des Königsberger Gerichts stehn, sind Sozialdemokraten, Parteigänger einer simplen politischen Partei. Das darf keinen Nicht-Sozialdemokraten und keinen Nicht-Politiker irritieren. Denn auf dem grünen Tische liegt als unsichtbares *corpus delicti* die Gesamtheit der geistigen Güter, die wir unter dem Begriff westeuropäische Kultur verstehen.

Russland erobert sie gewiss — so oder so —, der Entwicklungsprozess, in dem es sich befindet, kennt keinen anderen Ausgang.

An uns ist es, entweder diesem historischen Prozess seinen Lauf zu lassen, oder ihm als freiwillige oder unfreiwillige Funktionäre des russischen Knutenregiments entgegenzuwirken.

Der Königsberger Prozess erzwingt unsere Entscheidung oder beleuchtet sie.

W.



R. Bossert.

# Halas

von

Bernhard Kellermann

Tor Tarassen, der alte, der alte Tor Tarassen mit seinem wilden Bart, seinen Narben, seinen braunenverhangenen Augen stieg von der Burg hinab in den Eichenwald.

Tor Tarassen, dessen Schritt hallte.

Die alten Eichen hörten den Schritt und sie träumten, er ginge, Tor Tarassen, der junge, in seiner Rüstung aus Stahl und Halas Lachen neben ihm.

«Was sagt der Wald, Tor Tarassen, Trauter, Kecker? — Alle Mächte, die hell sind, bin ich ihm fern, und alle Mächte sind hell, ha?»

Da erwachten sie und sahen Tor Tarassen, den alten mit dem wilden Bart und den braunenverhangenen Augen.

Es ist Tor Tarassen, sagten sie. Grau, alt, Narben, seht!

Und sie schüttelten das Laub und es hallte der Wald: Du, Tor Tarassen, heil!

Und sie neigten die Nester und versuchten seine Schultern und sein Haupt zu berühren. Es war eine Erregung unter ihnen und sie waren doch alle Eichen und alt.

«Es duftet nach Erdbeeren», sagte Tor Tarassen, «und der Boden ist noch naß und schwarz. In den Bäumen scheuerten die jungen Eber und der Wald ist noch finster und ohne Sonne».

Tor Tarassen stieg hinunter in den Wald und die Eichen empfingen ihn mit Rauschen, allwo er ging.

Da sang ein Vogel: «Gegrüßt, Tor Tarassen», sang er, «Gegrüßt! Gegrüßt! Manchen Lenz sang ich umsonst und wartete dein. Gegrüßt, Tor Tarassen, gegrüßt!» Die Bäche kommen vom Berge und sahen ihn. Vom Süden kam er!

«Gegrüßt, Tor Tarassen, gegrüßt.»

Ein Vogel sang es dem andern zu, und es sang der ganze Wald: «Gegrüßt, Tor Tarassen, gegrüßt!»

Tor Tarassen stieg durch den Wald hinab und kam zur Halde.

«Gegrüßt, Tor Tarassen», sang es, es lag golden auf den Gräsern.

«Bist du die Sonne?» fragte Tor Tarassen.

«Die Sonne, ja! Ich habe lange auf dich gewartet, viele Lenz warst du vergraben! Warum hältst du die Lider geschlossen?»

«Meine Lider sind nicht geschlossen. Meine Augen sind trüb und blind und sehen dich kaum.»

Auf die Wiese sprang Hala. Die immer kommt, wenn der Wald nach Erdbeeren duftet und die jungen Eber an den Eichen scheuern. Hala hatte einen Reifen gelber Dotterblumen, den schwang sie um sich, sprang hindurch und drehte sich.

«Bist du Hala?» fragte Tor Tarassen.

«Hala, ja! Tor Tarassen, wie lange harrete ich deiner? Viele Lenz harte ich deiner. Küsse mich, Tor Tarassen! Wie dufteten deine Lippen, Tor Tarassen, wie wilder Wein!»

«Meine Lippen sind ohne Feuer und der Herbst ist es, der meine Lippen bekränzte. Meine Augen sind trüb und sehen dich kaum.»

«In der Mühle wohnt ein Knecht, gestern sah ich ihn. Ich bin jung, wie die Erdbeeren, wie die kleinen Rehe, wie der Regen im März. Der Knecht hat rote Haare und Zähne wie ein Wolf, ja!»

Und Hala sprang durch den Reifen gelber Dotterblumen und ihr Leib leuchtete im jungen Grün der Wiese. —

Tor Tarassen stieg empor in die Burg, die finster und kalt war. Der Nebel verkroch sich hier, den die Sonne aus den Gründen verscheuchte. Ein altes, graues Tier, dessen Namen niemand wußte, hauste im Keller.

In der Halle saß Sufugurd, der Bucklige, verschrumpft und dürr, wie ein Apfel im zweiten Winter.

«Hiha!» lachte er. «Tor Tarassen, duften die Erdbeeren, geht die Sonne durch den Wald?»

«Sie duften — — sie geht — —. Singe, du Sufugurd, du siehst heute aus wie eine Fledermaus. Alle sehen wir aus wie Fledermäuse.»

Sufugurd lachte wie ein Skelett und griff in die Saiten.

«Du greiffst so schrill, Sufugurd! Horch, hörst du das Tier im Keller, es atmet. Singe, Sufugurd, wie duftet heute der Wein! Es ist der Geruch von frischem Birkenlaub im Wein.»

«Tor Tarassen dein Bart ist zerzaust.»

«Der Goldregen im Torwege schlug mich ins Gesicht.»

«Blüht kein Goldregen im Torweg, Dornenhecken sind's. Sie lauern und krallen, du mußt einen Gärtner dingen, hiha!»

«Kein Goldregen? Dornen sind auch besser als Blüten-  
Spiele, Sufugurd.»

«Soll ich dir spielen vom Wiltingerstrauß?» fragte  
Sufugurd. Und er sang: «Tor Tarassen zog das Schwert und  
spie Feuer. Harald fiel und Stin Rasmussen stand ohne  
Kopf —».

«Nicht dies, sprach Tor Tarassen.»

Und wieder griff Sufugurd.

«Wild, Wellegunde stieg aus dem Meer — rot wie Feuer  
flammte ihr Haar — zu Tor Tarassen — —»

«Nicht dies!»

Sufugurd steckte den Kopf in die Kanne und lachte.

«Hiha? Was noch?»

Und er sang: «Wie Tor Tarassen den Drachen schlug —»

«Nicht dies!»

Sufugurd hielt inne und sann. Dann sagte er leise —  
und die Halle schwieg und es klopften die Zweige der Eichen  
gegen die Fenster: von den Bergen kommt er, klopften sie,  
kommt er — kommt er — :

«Das alte?»

«— — —»

«Das ganz alte?»

«Ja!»

Und Sufugurd dachte an alles, was er zum Lobe der  
Franen gehört hatte, in Andacht, und sang, ganz leise, und  
Saiten klangen silbern und fein, so daß er selbst erstaunte  
darüber:

«Hala! Hala! Hala wandelt auf Rosenschwingen —  
Hala —»

«Ja dies! sagte Tor Tarassen und stand auf — ja  
dies . . . .»

«Hala wandelt auf Rosenschwingen — — —».



Walter Tiemann.



## Schluss?

Den kleinen Herrn Lublinski erbittert es, dass ich ihn komisch nehme. Er will sich das in seinem Bewusstsein, nach Schlaf «der Mann» zu sein, «den wir vonnöten haben», nicht gefallen lassen und sieht also in meiner Ablehnung, auf seine kindliche Attentatsmeierei einzugehn, «den veralteten taktischen Kniff, den Kernpunkt der Streitfrage zu verdunkeln». Dieser «Kernpunkt» ist ihm der «Versuch» von mir, «ästhetische Urteile, die mir nicht passen, vom Kadi annullieren zu lassen». In seiner «Bilanz der Moderne», Seite 87, steht: die «Familie Selicke» stammt nicht von mir und Schlaf, sondern von Schlaf «allein»! Ich hätte mit Schlaf nur «den Plan durchgesprochen» und «an einigen unerheblichen Stellen des ersten und dritten Akts eine gemeinsame Feile» angelegt. Schlaf wäre der «eigentliche Schöpfer» und mein Anteil nur ein «mittelbarer» gewesen. Das ist kein «ästhetisches Urteil», sondern das Referat eines nach Herrn Lublinski einmal in der Realität vorhanden gewesenen Tatsachenverhalts: eine Aussage. Der nach Schlaf neue Herr Lessing kann also abstrakt nicht Schwarz von Weiss unterscheiden! Damit fällt aber seine ganze tragidrollige Attentatspose. Und es bleibt von ihr nichts, als der ganz gewöhnliche kleine Herr Lublinski . . .

Meine angebliche «wütende Philippika» gegen den Aermsten in der «Zukunft», die lediglich ein kühles Resümee des zwischen Schlaf und mir Voraufgegangenen war und die den sein «weites und vielseitiges Stoffgebiet absolut Beherrschenden» bis zu dem nachstehenden Absatz auch nicht einmal mit einer Silbe erwähnte, schloss:

«Die durch nichts gestützte Behauptung Schlags, die unter dem unmittelbaren Eindruck meiner Broschüre damals niemand zu kolportieren wagte, ist jetzt durch einen Dritten — Herrn S. Lublinski in seinem Buch «Die Bilanz der Moderne» — weitergegeben worden, als hätte ich mein «Notgedrungenes Kapitel», in dem Schlags Behauptung durch einen lückenlosen Indizienbeweis widerlegt steht, gar nicht geschrieben. Ich figuriere in dieser «Bilanz» zwar ehrenvoll als der geistig bedeutsamste Posten meiner ganzen Zeitgenossenschaft, da Herr Lublinski mich den «Vater des neuen Stils und damit der modernen Literatur» nennt, aber dieses Stückchen Zucker, so süß es sein mag, genügt mir nicht, um dafür Das in Kauf zu nehmen, was ich in meiner angeführten Schrift,\*) Seite 35, den «Vorwurf der geradezu erbärmlichsten literarischen Hochstapelei» genannt habe.

\*) «Johannes Schlaf, ein notgedrungenes Kapitel»; Berlin, Joh. Sassenbach; jetzt R. Piper & Co., München, Königinstrasse 59.

Gegen Schlaf konnte ich nicht anders vorgehen, da man gegen einen geistig Gestörten nicht Prozesse führt; Herr Lublinski wird sich auf Grund des Paragraphen 186 St.-G.-B. zu verantworten haben. Es würde sich für die Herren Kritiker seines Buches empfehlen, die Verleumdung nicht weiter zu verbreiten, da ich gegebenen Falls gegen jeden Anderen den selben Weg einschlagen müsste.»

Darf ich diesen «Wutanfall» aus dem Deutschen ins Deutsche übersetzen? Diese Uebersetzung lautet: «Kinder, ich bin ja heilfroh, dass sich in diese Geschichte, die mir schon längst nicht gefällt, endlich einer von Jenen gemengt hat, die gottseidank nie «alle» werden! So lange durfte ich nicht zupacken. Jetzt darf ich's und — tu' ich's. Punktum!» Begreift jetzt der «ohne jeden Feminismus durchaus Männliche», dass mich im Grunde genommen nur Eins gegen ihn füllt? Dankbarkeit? Trotz seiner rüden Anrempelei, nachdem sich «wärmere Beziehungen» infolge des «Eindrucks», den sein Buch auf mich gemacht hat, inzwischen nicht «entwickelt» haben? Noch brieflich hatte der «Selbstsichre» geglaubt, seine Verdienste um mich sich verteidigender Weise unterstreichen zu müssen: «Dass ohne Sie weder der Naturalismus noch überhaupt die moderne Literatur — also unter anderen auch Schlaf — nicht möglich gewesen wäre, habe ich einige Dutzend mal an verschiedenen Stellen meines Buches gesagt, und mir erschien und erscheint noch die Frage um die «Familie Selicke» von ganz sekundärer Natur gegenüber Ihrer entwicklungsgeschichtlichen Tat.» Ganz recht. Auch meine Meinung. Nur werde ich niemand gestatten, mir auch nur «sekundär» die Butter vom Brot zu nehmen! Ob man mich lobt oder tadelt, ist mir gleichgültig; aber ich lange mir jeden, der mir die Tatsachen zu vermuddeln sucht. Dass ich dabei «vor dem massiven Wort Verleumdung nicht zurückschreckte» — bei dem «Feinfühligem» stand dafür «Verleumder» — hätte den «gesund Verständigen» in seiner «Besonnenheit» nicht so aufregen sollen. Ueber diese Vokabel muss sich der «intellektuell, Reife» wohl oder übel schon mit unserm Strafrecht auseinandersetzen, das leichtfertige Behauptungen, die anderer Leute Ehre betalpsen, mit Handschuhworten nicht bekomplimentiert! Dass dem «Unbeirraren» für das einfach Infame seiner Betalpsung aber auch jedes moralische Anstands- und Sauberkeitsgefühl absolut zu mangeln scheint, streife ich nur. Es ist längst dafür gesorgt, dass ihm der Respekt vor dieser Empfindung noch beigebracht wird. —

Das war der «Kernpunkt». Vor dem übrigen Schwindel des nach Schlaf in seiner «sichern Polemik» Keusch-, Rein-, Klar- und Sachlichen hoffe ich jetzt nach wie vor «kneifen»

zu dürfen. Das jedenfalls Blamabelste für diesen «grössten Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts», wie der «Vollwertige» in seiner «würdigen Bewusstheit» sich «treffsicher» selbst eingeschätzt hat, scheint mir bei diesem ganzen Attentatsamüsement aber doch Eins zu sein. Nämlich: dass der in diesem Falle wirklich zu Bedauernde fataler Weise ganz vergessen hat, wie er — risum teneatis — eines allerdings «ästhetischen Urteils» wegen «die höhere Unfehlbarkeit der Gerichtshöfe» schon selbst einmal bemüht hat! «Unser guter Sally» — um mich mit der «gewissen Anmut» und dem «anziehenden Kolorit» auch seines Stils zu schmücken — war vor circa einem Jahr in der «Welt am Montag» von einem Lieblosen als «Meerschweinchen» porträtiert und ruhte daraufhin nicht eher, als bis er, in zweiter Instanz, mit Pauken und Trompeten gegen seinen Gegner — einen Vergleich erstritt. So lag er und so führte er seine Klinge! Ist das nicht über jede Erfindung? Armer kleiner Herr Lublinski! Si tacuisset! — —

Arno Holz.

## Noch lange nicht Schluss

1. Herr Arno Holz sieht in der «Verleumdung», die meines Erachtens doch nur von einem «Verleumder» herrühren kann, nur einen juristisch-technischen Ausdruck. Nun, ich sehe darin nicht nur ein, sondern gleich ein Dutzend Pamphlete. Wenn er ein dickeres Fell hat — über gewisse Dinge ist nicht zu streiten.

2. Während Holz noch im Zukunft-Artikel meine und Schlags Darstellung identifizierte, gibt er jetzt zu, dass es sich nur um die Familie Selicke handelt. Den von mir angeführten «Tatbestand» hat er nie bestritten, sondern in schriftlicher wie mündlicher Darstellung bestätigt. Der ganze Streit dreht sich um die Tragweite seiner Korrekturen, und diese Frage wird allerdings so lange der rein ästhetischen Abschätzung unterliegen, bis Holz mit seinen Dokumenten herausrückt. Bis dahin bleibt es dabei: er schleppt ästhetische Urteile vor den Kadi.

3. Was Holz über die Motive meiner Klage gegen die «W. a. M.» berichtet, ist eine grobe Unwahrheit, auf die ich an dieser Stelle aus Rücksicht auf die damals beschimpfte Dame nicht näher eingehe.

4. Die Sache ist noch lange nicht abgeschlossen, wenn ich es auch begreife, dass der interessierte Herr Holz aus voller Kehle Schluss schreit.

S. Lublinski.

## Berliner Romane

Zwei Berliner Romane: «Sonnemanns» von Heinz Tovote und von Johannes Schlaf «Der Kleine». Beide Leute, die um 1890 auftauchten, damals als die ersten dunstigen Strahlen einer Literatenatmosphäre um die Reichshauptstadt zu zucken begannen. Hermann Bahr schickte mit Entdeckergefühlen seine «gute Schule» aus Paris an die «Freie Bühne», und Tovote kam von München herauf, um in ein paar Wochen seinen «Frühlingsrausch» zu schreiben, ein unerwarteter grosser Erfolg. Die sehr ernsten Kritiker haben Tovote nie anerkannt, aber ich habe nie den Grund begriffen. Ich erinnere mich mit einem fast wehmütigen Gefühl der Stimmung, die von den gelben Bänden der Tetralogie ausfiel, von denen soviel von dem grandiosen Kampfe moderner Majestät und soviel von der sich bildenden Weltstadt die Rede war. Alles frisch, flott geschrieben, gut gesehen, mit einer kecken und sensibeln Sinnlichkeit, die, wenigstens für uns, zuerst ein paar neue Weibertypen brachte. Dann unter vielen Skizzenbänden ein paar meisterhafte Maupassantsche Novellen. Und heute ist Tovote schandbar verdorben, er schreibt einen grobstiligen Dienstboten- und Vermietungsbureauroman, den man sich an Bahnhöfen mitnimmt, um ihn dann im Coupé liegen zu lassen. Es fehlte ihm Paris, als französischer Schriftsteller hätte er Milieu und Stoff gefunden. Dort gibt es eine Welt- und eine Halbwelt, Boulevardluft und Salons. Wir haben nichts davon, wir haben nicht einmal eine Gesellschaft, und Berlin hat noch immer keine Atmosphäre. Es ist der Fluch unsres Romans, dass er nicht ausholen kann. Das ewige Bürgertum, die enge Familie ist so langweilig geworden. Unsrer Romanciers müssen gequält Surrogate des Grosstadtlebens geben, das bischen Münchner Bohème ist da, und wenn Heine Mann Salons schildern will, muss er das Judenviertel, Berlin W. aufsuchen. Einen einzigen dürrigen Ausweg gibt es: der Gesellschaft aus dem Wege gehn, als Individualist, als Künstler und Literat die gleichgesinnten Kreise der geistig Suchenden schildern; aber es sind nur Cafés, Studentenbuden, Dachkammern von arbeitsamen Mädchen von der Friedrichstrasse nachts, und das Beste, was gefunden werden kann, ist die Stimmung, die die Weltstadt, trotz aller Formlosigkeit, grade durch sie gibt. So bewegt sich Schlags Roman vorsichtig um Berlin herum, zwischen den Arbeitervierteln im Osten, mit einem fahlen, schmutzig purpurnen Abendhimmel, in den die Schlotte gespenstig hineinragen, und dem Westen, wo die Landschaft bereits wieder beginnt. Schlaf hat unter allen von damals die tiefste und sympathischste Entwicklung genommen, er hat alle Stadien des verwickelten Begriffs Moderne durchgemacht. Denn er hat den gefährlichen Ehrgeiz, als Künstler die Bilanz der Moderne zu ziehn, den modernen Faust zu schreiben. Er wurde, um die weiche und müde moderne Seele schildern zu können, dekadent, pathologisch, hysterisch, so sehr, dass sich sein Gesicht von dem Kampf im Innern verzerrte. Das alles sind notwendige und selbstverständliche Stadien, und jetzt hat er sich jenem letzten Punkte genähert, wo man erschauernd mit starren und weiten Augen alle Ströme sich grotesk in einen Schlund hinabstürzen hört. Aber ob er seinen Ehrgeiz wird gestalten können? Man müsste es ihm, dem sympathischen und arbeitsamen Schlaf, sagen können, dass er nicht das vergewaltigende, herrische männliche Temperament hat, um Herr über den Stoff zu werden. Die Fülle des Stoffes ist Herr über ihn, und so ist sein Problem im «Kleinen» unmöglich. Einer mit einem unharmonischen, verbrecherischen Schädel, um den ein ungeheures Fluidum suggestiver Verruchtheit wittert, sucht durch den Phosphorblick seiner Augen auch auf die Ferne den harmlosen «Kleinen» um des Experiments halber zum Selbstmord zu treiben; aber das wäre nur möglich, wenn dieser Mensch ein Stück in der Seele des Kleinen selbst wäre, wenn dieser die Möglichkeit in sich selbst hätte.

Aber man möchte Schlaf nicht verletzen, wenn man ihm das sagen muss. Er hat vor allem wunderbare Naturschilderungen: Peter Boies Freite.

Otto Flake.

---

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Das neue

Heft  
**5.**

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 5

Berlin, den 30. Juli 1904

Heft

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.  
Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 2

# Die neue Eva

von Frau Professor

MARIA JANITSCHKEK

ist

**beschlagnahmt**

worden.

Freunden der Verfasserin zur Mitteilung, dass  
die übrigen Bücher von Maria Janitschek

**Aus Aphrodites Garten**

Band I Maiblumen

Band II Feuerlilie

**Auf weiten Flügeln, Novellen**

**Mimikry, Ein Stück modernes Leben**

zum Preis von Mk. 2,50 brosch. und Mk. 3,50 geb.  
pro Band in allen besseren Buchhandlungen vor-  
rätig sind.

**Verlag von Hermann Seemann Nachfolger,  
Berlin und Leipzig.**



## Das neue Magazin

Heft 5

1904

- |  |                   |
|--|-------------------|
| <i>Die Konversion der Sozialdemokratie</i>                     | Caramussel        |
| <i>Gedanken eines russischen Staatsmannes</i>                  | Jules Lemaitre    |
| <i>Der Generalstreik für den Frieden</i>                       | Albert Weidner    |
| <i>An das russische Volk</i>                                   | E. H. Crosby      |
| <i>Divus Augustus</i>  | E. H. Crosby      |
| <i>Das Kunstwerk</i>   | A. P. Tschechow   |
| <i>Die Flucht * Don Juan</i>                                   | Valerius Brjussow |
| <i>Russische Studenten und Studentinnen</i>                    | René Schickele    |
| <i>Kein Napoleon für Russland</i>                              | H. L. J           |
| <i>Der tolle Graf</i>  | Catullus          |
| <i>Schluss</i>   | Arno Holz         |
| Ministerreisen — Konto K. — Büchse der Pandora — Die neue Eva. |                   |



## Klavierschule von Professor Hans Wagner

macht jeden, Anfänger und Fortgeschrittene, mit einer glücklich vereinfachten Notenschrift, einer Erfindung Prof. Hans Wagners, über die sich die ersten Fachleute begeistert geäußert haben, vertraut und setzt ihn in die Lage, alles vom Blatt spielen zu können. Das Grundprinzip ist: **Weisse Noten — Weisse Tasten, Schwarze Noten — Schwarze Tasten.**

### Notenlernen, Notenlesen und Vomblattspielen

wird nun niemandem mehr eine Schwierigkeit machen. Die Schule, ein ungewöhnlich stattlicher Hochquartband von 236 Seiten Text und Noten kostet nur Mk. 2,—. Prospekte erhält man gratis und franko von **Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H., Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer 29.**

### DIE GESCHICHTE DES PRINZEN BIRIBINKER

VON CHRISTOPH MARTIN WIELAND IST DAS KURZWEILIGSTE UND UNTERHALTENDSTE BUCH DER WELTLITERATUR. DR. CARL SCHÜDDEKOPF, DER GOETHEARCHIVAR IN WEIMAR, HAT ES HERAUSGEGEBEN. ES IST NACH DER ALTEN, ÜBERAUS SELTENEN, AUSGABE MIT DEN ALTEN TYPEN GEDRUCKT UND KOSTET MK. 2,— BR., MK. 3,— GEB., MK. 4,— IN LEDER GEB. ZU BEZIEHEN IST DAS BUCH DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN DEUTSCHLANDS UND OESTERREICHS.





# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 30. Juli 1904.

Heft 5.

## Die Konversion der Sozialdemokratie

Staatsanwaltschaft und Verteidiger haben dafür gesorgt, dass das Königsberger Schattenbild noch aktuell geblieben ist. Beide legten Revision ein, und das Reichsgericht wird sich dem Problem von der unverbürgten verbürgten Gegenseitigkeit nicht entziehen können. Nicht um die paar kleinen Leute und nicht um die paar Monate Kerker handelt es sich natürlich bei diesem langanhaltenden Interesse der Oeffentlichkeit. Und die offiziöse Presse treibt Vogel-Strauss-Politik, wenn sie sich so stellt, als ob es die masslosen Uebertreibungen einzelner sozialdemokratischer Blätter wären, die den erregten Ton in der allgemeinen Diskussion verschuldet hätten. Das System proletarischer Wehleidigkeit gepaart mit Knüttelhieben auf alle Gegner ist dem Mittelstand, der noch immer das massgebende Instrument im Konzert der öffentlichen Meinung spielt, bereits wohlbekannt.

Das besitzende Bürgertum hört von Zeit zu Zeit das Kriegsgeschrei der Jungen gerne und freut sich, in einem Staate zu leben, in dem andre Leute so grob mit den Mächtigen, Regierenden zu sein wagen. Aber es legt Wert darauf, dass dieser Ton als der der andren gekennzeichnet bleibe und wählt sich die Programmpunkte sorgsam, in denen es sich einer sachlichen Gemeinschaft mit den sozialdemokratischen Idealen nähern will. Derselbe Bürger, den die Anrumpelung der Grossen so angenehm kitzelt,

verfolgt die Tätigkeit der Behörden zum Schutze der «vorläufigen» Gesellschaftsordnung mit Behagen und freut sich, wenn er sieht, wie sorgfältig er vor dem Umsturz geschützt wird, bei dessen Propagierung er so wohlgefällig schmunzelt. Es passt ihm aber durchaus nicht, wenn alle Augenblicke zu seinem Schutze vor kecken Worten und respektlosen Gedanken förmliche Schutztruppenparaden abgehalten und die schwersten Geschütze aufgefahren werden. Er will nicht, dass das Gängelband, an dem er geführt wird, aller Welt sichtbar sei, dass man ihm bei jedem Schritt über die Strasse einen Schutzmann als Kinderfrau mitgebe, dass man ihn zwingt, alle Tage Bülow, den Herrn zu loben, der das deutsche Bürgertum vor ungesunden Freundschaften und vor der mörderischen Feindschaft der ruchlosen Sozialdemokraten rettet. Wir lassen es uns nicht gerne einreden, dass wir jedesmal bloß die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgen, so oft wir den Mund aufmachen, um etwas andres zu sagen, als uns von obenher vorgesagt wird. Nicht jeder Protest gegen ein Unrecht, gegen einen politikasternden — durchaus nicht politischen — Gewaltstreich lässt sich als Frevel der Solidarität mit der Sozialdemokratie abtun. Das Bürgertum ist Gott sei Dank noch freiheitlicher und rückenstarker Regungen aus eigener Kraft fähig, und lässt sich nicht insinuieren, dass es alle seine sittlichen Empörungen aus dem sozialdemokratischen Vorrat bezieht.

So haben wir uns auch erlaubt, selbständig zu erkennen, dass durch den Königsberger Prozess nicht nur der kostbare und kostspielige Berlin-Petersburger Draht vor unsren disziplinenlosen Sympathien auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz, sondern auch wir wieder einmal recht plump vor der roten Gefahr geschützt werden sollten, wenn wir schon unklug genug sind, die gelbe zu missachten. Der Königsberger Prozess bedeutet den Versuch einer Konvertierung unsres heimischen Schreckgespenstes ins Russische. Der deutsche Michel sollte auf dem Umwege über Russland das Gruseln lernen. Die ganze Kolportageroman-Fantasie von Geheimbünden, Bombenbereitern, nihilistischen Giftmördern u. s. w. sollte wach werden und ein Band um die deutsche sozialdemokratische Partei und die russischen Desperados schlingen. Das war die Absicht, die uns so verstimmt hat. Man hatte das Gefühl, als ob die Rückständigkeit Russlands bei dem inneren Krieg der Regierungsmächte gegen die Sozialdemokratie zu Hilfe gerufen worden wäre. Das war die Gegenseitigkeit, die hier unzweifelhaft zum Ausdruck kam, dass Deutschland gewissermassen zu Russland sprach: «Borg' mir Deinen Despotismus, und ich leihe Dir

meine Kerker.» Die Angst vor dem russischen Nihilismus sollte den deutschen Bürger für die Unantastbarkeit der russischen Despotie beten lehren. Staatsanwalt und Richter waren ja darin einig, dass eine Umwälzung, eine Veränderung der Staatsform im Nachbarreiche eine entsetzliche Gefahr für unser Vaterland bedeuten müsste. Wir sollten so dumm gemacht werden, uns einzubilden, dass Bebel und Singer naturgemäss sofort Bomben werfen und neugeborne Prinzen morden würden, wenn das russische Volk sich auch nur das kleinste Zipfelchen einer Verfassung erkämpft. Diese Konversion der Milch unsrer sozialdemokratischen Denkungsart in das gährende Drachengift des russischen Freiheitskampfes ist den Herren von unsrer hohen Politik missglückt. So gut, wie der gleichzeitige Versuch, die internationale Sozialdemokratie in eine heimatlose Gesellschaft mit unbeschränkter Verhaftung zu verwandeln.

Caramussel.

---

## Gedanken eines russischen Staatsmannes

von

**Jules Lemaitre.**

Autorisierte Übersetzung von Olga Sigall.

Er heisst Pobedonoszew. Opfern Sie einige Minuten, um diesen Namen auswendig zu lernen und vergessen Sie ihn nicht mehr. Es ist der Name eines bedeutenden Mannes in Russland, des Prokurators der russischen Synode und des ehemaligen Erziehers von Alexander III.

Herr Pobedonoszew hat unter dem Titel «Moskowitzische Studien etc.» eine Sammlung von Betrachtungen über einige religiöse, soziale und politische Fragen unsrer Zeit veröffentlicht. Dieses Buch hat in Russland und im Ausland grosses Aufsehen gemacht. Man muss es aus drei Gründen lesen: weil Herr Pobedonoszew sehr tief denkt, weil er anders denkt als wir und weil allem Anschein nach der Kaiser Nikolaus und die grosse Majorität seines Volkes wie Herr Pobedonoszew denken. Sie werden in diesem Buch eine Art finden die Dinge zu sehn, zu fühlen und zu beurteilen, eine Auffassung des Lebens und demzufolge des Gesetzes, der Macht und der Politik, die nichts

gemein hat, nicht nur mit der der Sozialisten, sondern auch der der gemässigten Partei und sich kaum weniger von der der Streng-konservativen unterscheidet. Und es wird ein angenehmer Ausflug in fremde Gebiete für Sie sein.

Die Erziehung, das Interesse, die Gewohnheit, der intellektuelle und moralische Lebenskreis sind grosse Tyrannen. Wir sind niemals recht sicher, weder ob unsre Gedanken frei sind, noch ob sie uns gehören. Das Buch des Herrn Pobedonoszew bewirkt, dass wir uns, einen Augenblick wenigstens, fragen, ob wir nicht, seitdem wir auf der Welt sind, der Wahrheit den Rücken kehren und ob die politischen und sozialen Grundsätze, die wir für die feststehendsten halten, nicht jämmerliche Illusionen sind.

\* \* \*

Ich führe hier einige Gedanken von Herrn Pobedonoszew an.

«Es ist gewaltsam, sinnlos, nicht menschlich, die Kirche vom Staat zu trennen, denn das ist, den Menschen selbst entzwei teilen. Das moralische Prinzip ist eins. Es kann nicht derartig geteilt werden, dass es einen Lehrsatz der privaten Moral und einen der öffentlichen Moral gibt.» . . . «Der atheistische Staat ist nur eine unmöglich zu verwirklichende Utopie; denn der Atheismus ist die absolute Negation des Staates.»

«Die Demokratie ist eine Lüge, denn das demokratische System gelangt infolge der unvermeidlichen Korruption des allgemeinen Wahlrechts dahin, die Macht den wenigst gewissenhaften, den wenigst stolzen, den habgierigsten zu geben. Der Parlamentarismus ist eine Lüge. Das Parlament ist eine Einrichtung, die dazu dient, den Ehrgeiz, die Eitelkeit und die persönlichen Interessen seiner Vertreter zu befriedigen.»

Die Presse ist eine Lüge. Ihre regel- und verantwortungslose Macht «ruht auf der vollständig irrigen Voraussetzung, dass die öffentliche Meinung und die Presse identisch sind». Setzen Sie hinzu, dass, «indem sie zur Verfügung jedes Einzelnen fertige Urteile über alle Gebiete stellt, sie die Leser der Fähigkeit beraubt, selbst zu denken».

Der Volksunterricht darf dieses Programm: «lesen, schreiben und rechnen lernen», nicht überschreiten und in unentbehrlicher Verbindung mit diesen Dingen: «Gott zu kennen, zu lieben und zu fürchten, das Vaterland zu lieben, die Eltern zu achten». Darüber hinaus ist er verderblich. Die Reformatoren halten «die natürliche Trägheit, die glücklicherweise der Menschheit innewohnt und sie inmitten der Schwankungen der Geschichte erhält, für Unwissenheit und Dummheit». Sie halten die bloss vom Herzen erkannten Wahrheiten für «Vorurteile».

Das Gesetz darf nicht nur eine Vorschrift, sondern muss ein «Gebot» sein; das verleiht ihm die Macht über unsere Gewissen. Das grundlegende Vorbild des Gesetzes wird stets dasselbe bleiben. «Du sollst Vater und Mutter ehren . . . Du sollst nicht töten . . . Du sollst nicht stehlen . . .» Aber heute stellt man unzählige neue Gesetze auf, die nur Vorschriften sind, die stören und bedrücken, aber nicht «verpflichten».

Kurz, alle sogenannten «Freiheiten» erzeugen ins Unendliche neue Ungerechtigkeiten und neue Gewalttaten.

All diese Behauptungen sind mit seltener Beweiskraft entwickelt. Im Grunde sind uns die Theorien von Herrn Pobedonoszew gar nicht unbekannt. Aber der Ton, in dem sie vorgebracht werden, ist ein anderer als bei uns, und erscheint uns deshalb neu und erstaunlich.

\* \* \*

Dieser grosse Christ ist ein sehr guter Realist. Es lässt sich weder durch Worte, noch durch den Schein täuschen. Er durchdringt in gefährlichen Analysen die Eitelkeit und Nichtigkeit der in Mode stehenden demokratischen und wissenschaftlichen Formeln, dieser «neuen Fetische, die bei uns an Stelle der alten traten». Er glaubt nicht einmal an die Lehrsätze der politischen Oekonomie. Was er beständig vor Augen hat — während er den abendländischen Maximen vorwirft, das Volk zu belügen und ihm zu schaden —, ist nicht der abstrakte Mensch, der Theoretiker der Revolution, es ist der Mensch, wie er ist, und besonders der Muschik, dessen harte Lebensbedingungen ihm genau gewärtig sind; unwissend und unzivilisiert, mit kärglichem, unentwickeltem Gehirn, aber natürlich religiös und in seinem Innern eine kleine unverlöschliche Flamme hegend, die nicht die des Verstands ist.

Denn andererseits ist Herr Pobedonoszew ein Mystiker. Dieser Dialektiker misstraut der Logik. Er glaubt an Gründe des Herzens, die der Verstand nicht kennt. Er glaubt, dass die Religion allen Menschen angeboren ist. Er sagt:

«Derjenige, der sich einbildet, den Glauben in seinem Herzen erlöscht zu haben, der behauptet, nur mit den Sinnen und der Vernunft zu leben, irrt gewaltig.»

Er glaubt, dass der Gedanke nicht das ganze Leben ist und sogar, dass «das Leben künstlich durch Nachdenken verstümmelt ist.» Er sagt mit einem Ausdruck des Mitleids:

«In unsren Tagen scheinen die Menschen manchmal nur zu leben, um zu denken; das ganze Leben, diese göttliche, einfache und kostbare Gabe wird in ihnen durch den Gedanken aufgezehrt». Er sagt noch: «Nur die Einfältigen haben klare

Gedanken und Begriffe über alle Dinge. Die köstlichsten Gedanken finden sich in der Tiefe des Gemäldes, nahe beim Horizont, in einem Halbdunkel, und um diese unklaren, unmöglich miteinander zu vereinigenden Vorstellungen bewegen, erweitern, entwickeln und erheben sich die klaren Gedanken. Wenn man uns dieses Hintergrundes beraubte, blieben auf dieser Welt nur Mathematiker und verständige Tiere. . . . Das Geheimnis ist die köstlichste Gabe des Menschen. . . .»

Ganz durchdrungen vom Evangelium, wie Pobedonoszew es ist, liebt er die Armen und die Geringen; er liebt sie gewiss aufrichtiger und tiefer als unsre Politiker, die Sozialisten inbegriffen, es tun. Er ist hart gegen die Reichen und Weltlichen. Wie alle die, welche das Evangelium ernst nehmen, begegnet sich dieser Minister eines Autokraten in gewissen Gefühlen mit den Empörern aller Jahrhunderte und aller Länder.

Die Lösung aller sozialen Fragen findet er in den Worten des Evangeliums: »Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe.« Über die russische Kirche, die einzige Kirche, in der alle Getreuen in Wahrheit zu Hause sind und die durch ihre Gebräuche, wie all ihre Riten die göttliche Gleichheit der Seelen zum Ausdruck bringt, hat er Seiten einer brennenden Beredsamkeit und unendlicher Milde geschrieben. (Und deshalb spricht er von der anglikanischen Kirche und vom englischen Pharisäertum mit dem scharfblickenden Hass.)

Er ist überdies der Meinung, dass «das Werk der Mächtigen ein Werk der Entsagung ist». Der wahre Sinn der Macht liegt in den Worten von Jesus Christus: «So Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.» — Er entwirft ein Bild des vollkommenen Herrschers und verlangt von ihm ausser den Eigenschaften, die den grossen Menschen ausmachen, die Tugenden, die den Heiligen machen. (Er fügt, es ist wahr, nicht hinzu, dass alle Herrscher seit Iwan dem Schrecklichen diese Tugenden besessen hätten.)

\* \* \*

In einem Wort, das Ideal der Regierung für Herrn Pobedonoszew ist eine christliche Theokratie.

Gegen dies Ideal selbst habe ich nichts zu sagen. Aber damit es erfüllt werde, sind einige Bedingungen unumgänglich.

Der Glaube ist dazu nötig. Man muss glauben, dass das Erdenleben an sich keinen Wert, noch irgend eine Bedeutung hat, und dass es nur durch die christliche Glaubenslehre, und nur durch diese allein, eine erlangt. Ausserdem muss dieser Glaube allgemein sein, in den Herrschenden wie den Beherrschten

lebendig, und alle müssen ihre Handlungen diesem Glauben anpassen oder anzupassen versuchen.

Fehlen diese Bedingungen, so sieht man nicht, dass der theokratische Staat von weniger Uebeln verzehrt wird als die selbst atheistische Demokratie.

Das Mittelalter hatte den Glauben. Trotzdem scheint es durchaus nicht, dass die Menschen im allgemeinen damals glücklicher oder besser oder gegeneinander sanfter waren als heute. Russland hat den Glauben und besitzt einen ausgezeichneten Fürsten. Ich wäre entzückt zu hören, dass es weder Ungerechtigkeit, noch Tyrannei, nicht Untreue der Beamten, noch Laster, Trunksucht, Elend und Hungersnot kennt.

Aber vor allem muss man beachten, dass die Ungerechtigkeit, die Bedrückung, der unvermeidliche Betrug des Volkes durch die, welche die Macht oder Teile der Macht in Händen haben, in einer Theokratie einen weit niederträchtigeren Charakter hat, als in einem demokratischen Staat.

Da die Demokratie keine mystische Grundlage hat, da sie genau betrachtet, nur Interessenorganisation ist, verzeiht man ihr leicht genug so zu sein, wie sie sein kann. Die Lügen der Demagogen und der Politiker haben nichts Ueberraschendes, man war vorbereitet. Aber der theokratische Staat schuldet den Menschen unbedingt Gerechtigkeit. Indem die Untertanen den Herrschenden einen unbegrenzten Kredit auf Grund eines gemeinsamen religiösen Glaubens und in Anbetracht des ewigen Lebens eröffnen, wird die Ungerechtigkeit der Gewaltträger aller Grade, besonders wenn sie bei ihnen mit Unglauben zusammentrifft (was unbedingt vorkommen muss, denn schliesslich ist allgemeiner Glaube nichts als eine Annahme), eine Ausnutzung Gottes und die ruchloseste aller Vorstellungen. Wenn die «Republik ohne Gott» uns enttäuscht, ist es gewiss sehr ärgerlich, aber ist es der religiöse und theokratische Staat, so ist es einfach abscheulich.

\* \* \*

In Hinsicht auf die berühmten Worte «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» macht Herr Pobedonoszew dieses Geständnis: Diese Ideen, vorausgesetzt, dass sie mit der Vorstellung der Pflicht und des Opfers eng verknüpft sind, schliessen die unvergängliche Wahrheit des sittlichen und idealen Gesetzes ein. Die Frage ist die, ob die Entsagung eine andre Grundlage als den religiösen Glauben haben kann. Ist es verboten zu hoffen, dass einige der Herrn Pobedonoszew verdächtigen, demokratischen Formeln auch ihrerseits eines Tages die Macht, auf die Seelen zu wirken und sie umzuwandeln haben werden und uns durch Betrachtung ihrer Schönheit den Mut erwecken, uns ihnen zu opfern, anstatt sie unsren Interessen nutzbar zu machen?

## Der Generalstreik für den Frieden

In unsrer Zeit der höchsten Kriegsgefahr, da sich die bekannten «Fäden der auswärtigen Politik», jene nicht immer zarten Bande, welche die Nationen «einen», zu einem gefährlichen Knoten zu verwirren drohen, dessen Auflösung leicht zu dem seit Jahrzehnten befürchteten Weltkrieg führen könnte, — in diese Zeit der allgemeinen Kriegsbesorgnis fällt die Gründung einer neuen Arbeiter-Internationale, die sich zum Ziele gesetzt hat, den Militarismus und damit den Krieg aus der Welt zu schaffen.

Eine tolle Utopie! wird mancher meinen.

Indessen, — soviel darf wohl als sicher angenommen werden: wenn überhaupt die Friedensidee zu ernsthafter Aktivität gelangen soll, kann das nur auf dem Boden der Arbeiterbewegung geschehen. Die Friedenspropaganda der bestehenden Friedensgesellschaften ist als gescheitert anzusehen; der buchhändlerische Erfolg der Suttnerschen Friedensromane kann nicht über die nackte Tatsache hinwegtäuschen. Der Jubel, mit dem in jenen Kreisen das famose Friedensmanifest Nikolaus II. begrüßt, mit dem dieser selbst als neuer Welt-Erlöser gepriesen wurde, musste kläglich verstummen, als der gekrönte Messias sich als allergefährlichster Kriegsstifter entpuppte.

Das Friedens-Schiedsgericht im Haag ist eine diplomatische Farce geblieben.

Nun hat sich in Amsterdam eine «Internationale Antimilitaristische Arbeiter-Assoziation» gebildet, die nichts Geringeres bezweckt, als die Ausrottung des Militarismus durch grosse gemeinsame Aktionen der Arbeiterklasse. Als letztes, durchschlagendes Mittel hat sie den allgemeinen Ausstand bezeichnet, den Generalstreik im Kriegsfall.

Gründer und Leiter dieser Assoziation ist der Begründer der holländischen Arbeiterpartei, Damela-Nieuwenhuis, einst evangelischer Prediger, dann sozialistischer Organisator und Parlamentsmitglied, heute ein begeisterter, rüstiger Greis, der vor mehreren Jahren sein Mandat niederlegte, um dadurch und seitdem unablässig die Unfruchtbarkeit der Politik und des Parlamentarismus für jede ernste Kulturbestrebung zu verkünden. Auf seine Einladung zu einem internationalen anti-militaristischen Kongress fanden sich Vertreter holländischer, belgischer, französischer, englischer, spanischer, portugiesischer, böhmischer und schweizer Arbeiterorganisationen zusammen.

Die Ideen, die Damela-Nieuwenhuis bei seinem Unternehmen leiteten, ergeben sich aus seiner begrüssenden Ansprache: «Wir wollen eine neue Internationale begründen» — rief er aus — «gegenüber der schwarzen Internationale, der Internationale der Reaktion, die Unwissenheit und Dunkel verbreitet und Hass und Unfrieden stiftet, gegenüber der goldenen Internationale der Finanziere, deren Patriotismus nicht davor zurückschreckt, den Völkern dienstbar zu sein, mit denen ihr eigenes Vaterland im Krieg steht, wenn sie nur dabei ihre Taschen füllen können. Wir vertrauen auf die rote Internationale der Arbeiter, welche die des Friedens sein muss».



Denn Arbeit und Krieg stehn sich ewig feindlich gegenüber: Die Arbeit schafft Segen — der Krieg vernichtet ihn. Und die Arbeiter allein können und werden deshalb den Krieg abschaffen, weil er sich gegen ihre Interessen richtet. Sie werden den aufmarschierenden Armeen eine allgemeine Arbeitseinstellung entgegensetzen. — Wenn man vor dreizehn Jahren in Brüssel den Antrag (Damela-Nieuwenhuis selbst hatte ihn seiner Zeit gestellt) angenommen hätte, der bezweckte, einer eventuellen Kriegserklärung die allgemeine Arbeitseinstellung entgegenzusetzen, und es würde während des letzten Jahrzehnts eine rührige Propaganda dafür entfaltet worden sein, wir würden weiter sein, als es jetzt der Fall ist.»

Gegenüber den heuchlerischen Friedenskonferenzen der Regierungen solle man jetzt in der Arbeiterbewegung ernstlich ans Werk gehen.

Der Amsterdamer Kongress kam zu einer allgemeinen Organisation der anti-militaristischen Assoziation und ihrer nächsten Propaganda. Das leitende Komitee wird sich im Laufe dieses Jahres mit den bestehenden Gewerkschaften und sonstigen Arbeiterorganisationen in Verbindung setzen und ein im folgenden Jahre zu Oxford stattfindender zweiter Kongress soll die Aktion auf breitester Grundlage vorbereiten.

Mit der Begründung dieser anti-militaristischen Assoziation ist die Friedensbewegung in eine neue Phase getreten. Die Arbeiterbewegung beginnt, sich ihrer zu bemächtigen. Schon seit dem Bestehen sozialistischer Arbeiterparteien sind diese dem Militarismus feind gewesen, und auch die deutsche Sozialdemokratie hat keine Gelegenheit versäumt, im Parlament, ihrem Grundsatz gemäss zu stimmen:

Dem Militarismus keinen Mann und keinen Groschen!

Aber ihre politische Mitarbeit liess bisher so kühne Pläne nicht aufkommen, wie den, der schwerlich wieder verschwinden wird: den Krieg durch eine allgemeine Arbeitsniederlegung unmöglich zu machen. Auch wird gerade in Deutschland die neue Assoziation am schwersten Boden zu fassen vermögen. Jedoch, einmal in die Massen getragen, wird ihre Propaganda zweifellos in nicht allzu ferner Zeit sich Beachtung und Anerkennung erringen.

Die Niederlande und Frankreich werden zunächst das Hauptfeld der anti-militaristischen Bewegung bleiben.

Vor allem aber dürfte Russland alsbald die Wirkungen dieser Bewegung verspüren, die von den russischen Revolutionären sicher sogleich aufgenommen wird. Und dort kommt der anti-militaristischen Propaganda eine ausgedehnte religiöse Bewegung entgegen. Bekanntlich hat die russische Regierung schon immer mit Militärdienst-Verweigerung der bäurischen Bevölkerung bestimmter Gegenden zu kämpfen. Es ist erst wenige Jahre her, seit das ganze Volk der Duchoborzen der Heimat den Rücken kehrte und nach unsäglichen Leiden völlig auswanderte, um nicht der Militärdienstpflicht zu genügen. Und diese Militärdienst-Verweigerung macht sich in Russland bereits seit ca. 100 Jahren bemerkbar. In dem (von der Zensur unterdrückten) Tagebuch des Offiziers Nikolai Nikolajewitsch Murawiew findet sich dafür ein interessanter Beleg in folgender Aufzeichnung:

Tiflis, 2. Dezember 1818.

«Heute morgen sagte mir der Kommandant, man habe kürzlich fünf leibeigene Bauern aus dem Gouvernement Tambaw nach Grusien gesandt. Diese Leute sind für das Heer ausgehoben worden, verweigern aber den Dienst. Man hat sie bereits mehrmals mit der Knute und mit Spiessruten bestraft, aber sie unterwerfen sich ohne Widerstand den grausamsten Qualen und dem Tod, um nicht Soldat zu sein. «Lasst uns ziehn,» sagen sie, «tut uns nichts Böses, und auch wir werden niemand Böses tun. Alle Menschen sind gleich, und der Zar ist ein Mensch wie wir. Warum sollten wir ihm Steuern zahlen? Warum sollen wir unser Leben aussetzen, um Menschen, die uns nichts Böses getan haben, im Kriege zu töten? Ihr könnt uns in Stücke zerschlagen, aber unsere Ansichten nicht ändern. Wir werden nicht den Mantel anlegen und wir werden nicht aus der Soldatenschüssel essen. Wer Mitleid mit uns hat, wird uns Almosen geben, wir haben nichts mit dem Zaren zu schaffen und wollen nichts mit ihm zu tun haben.» So sprechen diese Bauern. Sie behaupten, es<sup>\*)</sup> seien noch viele ihresgleichen in Russland. Man hat sie viermal vor das Minister-Komitee geführt und endlich dem Kaiser über sie berichtet. Er hat befohlen, sie zur Besserung nach Grusien im Kaukasus zu schicken, mit dem Befehl an den Obergeneral, ihm monatlich über die Fortschritte ihrer Bekehrung zu vernünftigen Ideen zu berichten.»<sup>\*)</sup>

Schon in jener Zeit wurde über solche Fälle von Militärdienst-Verweigerung tiefstes Stillschweigen bewahrt. Und so sind auch jetzt, gelegentlich der gegenwärtigen Mobilisierung der russischen Reserven, nur wenig Nachrichten über Militärdienst-Verweigerer in die Presse gedrungen, trotzdem zweifellos zahlreiche Fälle vorgekommen sind.

Hat doch Tolstojs Propaganda des passiven Widerstands gerade den Sekten der religiösen Militärdienst-Verweigerer neue Kräfte und neue Anhänger gegeben.

Mit der in Amsterdam eingeleiteten anti-militaristischen Aktion tritt der soziale Konflikt zwischen Staat und Arbeiterbewegung in ein neues Stadium. Bisher haben allgemeine nationale oder internationale Streiks nur wirtschaftlichen Zielen gedient, in neuerer Zeit auch hier und dort dem politischen Ziel eines freien Wahlrechts.

Nunmehr werden kriegslustige Regierungen mit den Gefahren zu rechnen haben, die durch eine Massen-Arbeitsniederlegung ihren Plänen droht. Und wenn auch lange Zeit vergehn wird, bis die Arbeiterbewegung die für solchen Fall nötige Aktionsfähigkeit erlangt, so wird doch schon die Gefahr allein nicht ohne Einfluss auf Entschliessungen sein, die geeignet sind, neue kriegerische Verwicklungen über die Völker Europas heraufzubeschwören. —

Es wäre übrigens interessant, zu erfahren, was Frau von Suttner über die neue, proletarische Friedens-Internationale denkt,

Friedrichshagen.

Albert Weidner.

<sup>\*)</sup> Nach einer von L. A. Hauff übersetzten Schrift Tolstojs: «Gottes Reich ist in Euch».

# An das russische Volk.

Von

Ernest Howard Crosby.

## 1.

Wir schauen hinter deine Maske, o Volk des Russenreiches; —

Wir ergründen in deinem Angesicht die schamlose, tyrannische, raubsüchtige, und geradezu Hungersnot erzeugende Herrschaftsmaschine, und darüber hinaus die seichte Grundlage erborgter Kultur und Unfugenden.

Wir blicken in deine Augen, bis wir darin dein Herz wahrnehmen.

Wir sehn darin deine Langmut und Duldsamkeit, mit welcher du dein hartes Los frägst; —

Deinen niemals wankenden Glauben, wenn Schicksalsschläge dich heimsuchen; —

Deine liebevolle, warmherzige Güte für deine Mitmenschen, und deine natürliche Zugehörigkeit zum wahren christlichen Leben.

Wir erspähen dies alles in dir, trotz deiner vielen Fehler und Schwächen, und erkennen in jenen Unfugenden nichts weiter, als die Früchte unerdenklicher Unterdrückung.

## 2.

Unsre Herzen laufen aus zu dir, o Volk Russlands.

Dein ausgedehntes Land ist nun bald voll genug vom Elend der Welt. —

Wir wünschten zwar nicht, dass du, den alten Gewohnheiten der Völker im Osten gleich, einen barbarischen, rachevollen Angriff unternimmst. —

Wir erwarten auch nicht fortgesetzte Anstrengungen und Hartnäckigkeiten gegen die Gesetze deines Reiches; —

Aber wir begrüßen mit Freuden den neuen Tagesanbruch, — jenen, welche der Meister in seinen guten Nachrichten für die Armen so liebevoll verkündete, mit welchem wieder ein neuer und hellerer Tag erstehn wird.

Vertrauensvoll blicken wir auf dich nach einer neuen Verkündigung der Friedensbotschaft, — Wohlwollen für alle Menschen.

# Diuus Augustus.

Von

Ernest Howard Crosby.

Autorisirte Uebersetzung.

## I.

Höre dort den Chor der Uebersättigten.

Ihre Augen stehn heraus vor Beleihtheit; — sie haben mehr,  
als das Herz begehrt, und ihre Kleidung ist Purpur und feines Linnen.  
Lausche ihnen, wie sie singen:

«Heil Dir, Autorität! — Heil Deinen Ministern! — Heil Euch  
Mächtigen, die Ihr jetzt am Steuer seid. — Könige, Präsidenten,  
Richter und Gesetzgeber!» —

«Heil Dir, Autorität! —

Du thronst in hoher Stellung und befeigst die Erde.

Du bringst den Sündhaften zu Fall und bestimmst dem Ehrlichen  
seine Belohnung.

Du behütest getreulich unsre Güter, und lässst die Arbeit  
unsrer Hände gedeihn; —

Aber — Du legst Deine starke Hand auf denjenigen, der sich  
unsrer rechtschaffenen Bahn in den Weg stellt; —

Du führst ihn in die Sklaverei, und er fährt unter Sorgen und  
Kummer unter die Erde. —

Nur Du bringst den Frieden hervor, der die Erde beherrscht,  
denn Du jagst die Danksüchtigen aus der Versammlung der Gerechten. —

Du machst die Völker reich an Ehre und Ruhm.

«Heil Dir, Autorität!» —

Jetzt schreiest der Chor zurück, und ein anderer tritt in den  
Vordergrund.

Es ist der Chor der Hungrigen; — wir können Ihre Knochen  
durch ihre Lumpen hindurch zählen.

Lausche ihnen, wie sie singen: —

«Wehe Dir, Autorität, O Moloch! —

Du verbleiest den Mord, und bist der Fürst der Mörder. —

Indem Du den Menschenkindern lehrst, wie sie am besten Ihre  
Mitbrüder vernichten können; —

Mächtige Mordinstrumente zu verfertigen, welche die Welt mit  
Blut und aller Art Schrecken erfüllen; —

Ungeheure Kriegsschiffe zu erbauen, um damit andre Schiffe  
mit Mann und Maus in den Grund zu bohren. — —

Du verkündest den Urtheilsspruch, und nimmst das Leben, ob-  
gleich Deine Richter oft schlechter sind, als ihre Befangenen.

Du stellst den Richter mit einem Balken im Auge an seinen Platz,  
damit er den Splißer aus dem Auge seines Bruders entfernen möge.

Du lehrst es sogar öffentlich, auf jenen, der gesündigt hat, den ersten Stein zu werfen. —

Du verbiehst den Raub, und bist der Fürst der Räuber! —

Du nimmst die Erde, die Gott allen Menschen gab, den Vielen fort, und gibst sie Wenigen, — und so bringst Du es zustande, dass der Arme für sein eignes Land noch Zahlung leisten muss.

Für ihn gibt es kaum einen Platz, wo er arbeiten oder sich hinlegen und ausruhn, oder wo sein Weib ihren Erstling gebären, und er seine Toten begraben kann, — ohne Deinen Kreaturen einen Tribut von seinem oft schwer verdienten Lohn bezahlen zu müssen.

Du nimmst die Frucht seiner mühevollen Arbeit in Besitz, und vertheilst sie an Müssiggänger.

Du lässt'nt ihn täglich viele, viele Stunden arbeiten, damit Deine Reichen und Günstlinge ohne Arbeit leben.

Der mühselige Arbeiter hat weder Zeit noch Gelegenheit, zu lernen, um dadurch vor den vollen Gesichtskreis eines ganzen Menschen zu gelangen.

Er braucht nur arbeiten, und dann essen und schlafen, damit Dein Bevorzugter mit Wissenschaft und Vergnügen überhäuft werden kann.

Und so siehst Du dazu auch noch sein Gehirn für die, welche schon seinen ganzen Reichtum in ihren Häusern aufbewahren.

Wehe Deinen Ministern, O, Autorität! —

Wehe Euch, Ihr Mächtigen der Gegenwart, Könige, Präsidenten, Richter und Gesetzgeber! —

Eure Wege sind voll von List und Bestechung, und von Verrat der Freunde. —

Von Stolz, Hochmut und Eier, — von Täuschung der Mitmenschen und Herzenshärte; —

Voll von Verachtung für alles, was demüthig, dem Gesamtwohl nützlich und würdevoll ist; —

Von Hroll, Bosheit und Verträgen mit dem Teufel; —

Und von falschem Ehrgeiz und Selbstsucht, Verbitterung und Verderbenheit. —

In dem wilden Kampf um's Dasein ergreift gerade bei Euch die Gewaltthätigkeit die Zügel.

O, Autorität; — Du bist durch Deine eingebildefte Macht trunken geworden, und denkst schon, Du wärest ein Geschlecht für Dich allein! —

Du mass'nt Dir an, alle Tugenden und Ehrenhaftigkeiten allein zu besitzen, und bist nur ein Hohepriester der Heuchelei. —

Wehe Dir, Autorität! —

Deine Vergehen sind nicht von der Art der gewöhnlichen Verbrecher, welche von allen verabscheut werden, und die wenigstens daraus eine Lehre von der Gerechtigkeit ziehen können; —

Denn Du krönst Deine Sünden mit Ruhm und Glanz.

Du bedeckst sie mit Silber und Gold, und befehlst allen, ihre Kniee vor ihnen zu beugen.

Das Wort «Freiheit» ist gar häufig auf Deinen Lippen, aber Dein Fuss hat doch immer nur auf dem Nacken von Sklaven geruht.

Du hast die Propheten von ehemals eingekerkert und gemordet.  
Und nun baust Du ihnen Denkmäler, aber verfolgst die Propheten von heute; —

Darum aber bist Du Dir selbst eine Zeugin, — nämlich, dass Du noch immer dieselbe Autorität bist, welche die alten Propheten tötete.

Du sagst: «Frieden — Frieden», wenn überhaupt an gar keinen Frieden zu denken ist. —

Kann es denn auch Frieden geben, wenn von dem geringsten Deiner Günstlinge sogar, bis zu dem grössten von ihnen hinauf, jeder mann der Habsucht fröhnt? —

Was hat Frieden dort zu tun, wo nur Gewalttätigkeit und Raubgier zu den Grundpfeilern des Gemeinwesens geworden sind? —

Wehe Dir, Autorität! —

— — Der Sang hat geendet. — —

— — Wer wird das Ergebnis entscheiden? — —

Uebersetzt von Siegmund Pinner-Berlin



## Das Kunstwerk.

Novellette von A. P. Tschschow.

Sascha Smirnow, der einzige Sohn seiner Mutter, betrat, einen in No. 223 der «Birschewija Wjedomosti» eingehüllten Gegenstand unter dem Arm haltend, mit süßsaurer Miene das Empfangszimmer des Arztes Koscheljkow.

— Ah, holder Jüngling! — redete ihn der Arzt an, indem er auf ihn zuging. — Nun, wie geht es uns? Was werden Sie Gutes sagen?

Sascha blinzelte mit den Augen, legte die Hand aufs Herz und sagte mit erregter Stimme:

— Die Mutter lässt Sie grüssen und Ihnen danken, Iwan Nikolajewitsch . . . Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter, und Sie haben mir das Leben gerettet, haben mich von einer gefährlichen Krankheit ausgeheilt, und . . . und wir beide wissen nicht, wie wir Ihnen danken sollen.

— Genug, genug, junger Mann! — unterbrach ihn der Arzt, in Wonne schwimmend. — Ich tat nur das, was jeder andere an meiner Stelle auch täte.

— Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . Wir sind arm und . . . wir schämen uns wirklich, Herr Doktor, obwohl übrigens Mutter und ich Sie inständig bitten, hier dies da zum Dank anzu-

nehmen. Es ist sehr wertvoll, aus alter Bronze gearbeitet . . . wirklich ein seltenes Kunstwerk.

— Keine Ursache! wozu das? — Der Arzt zog das Gesicht in Falten.

— Nein, nein, bitte, Sie dürfen es mir nicht ausschlagen, — fuhr Sascha zu stammeln fort, während er das Paket auseinanderwickelte. — Sie beleidigen mit einer abschlägigen Antwort mich und meine Mutter. . . Es ist sehr schön . . . aus alter Bronze . . . Wir haben es noch vom seligen Vater und hüteten es als teures Andenken . . . Mein Vater kaufte alte Bronzen auf und brachte sie bei Liebhabern an . . . Jetzt tun Mutter und ich dasselbe . . .

Sascha machte nun vollends das Paket auf und stellte den in demselben enthaltenen Gegenstand auf den Tisch. Es war ein kunstvoll gearbeiteter Armleuchter aus alter Bronze. Er stellte eine Gruppe dar: Auf dem Fussgestell sah man zwei Frauengestalten in Evas Kostüm und in Stellungen, welche zu beschreiben ich weder Kühnheit noch Feuer genug habe. Die Dämchen lächelten kokett und sahen überhaupt danach aus, dass, wenn ihnen nicht die Pflicht, den Leuchter zu stützen, obläge, sie sicherlich vom Fussgestell herabspringen und im Zimmer eine Debauche anrichten würden, an die der Leser . . . nicht einmal denken darf.

Der Arzt betrachtete das Geschenk, kraute sich langsam hinter den Ohren, hüstelte und putzte unentschlossen die Nase.

— Ja, es ist wirklich sehr nett, — brummte er in den Bart aber . . . wie soll ich mich gleich ausdrücken, nicht . . . nicht hoffähig genug . . . Das ist doch nicht mehr dekolletiert, das ist weiss der Teufel was . . .

— Aber warum denn?

— Der Versucher selbst könnte ja nichts Gemeineres erdenken. So ein Dingeloh auf dem Tische stehen lassen, heisst doch das ganze Haus vergiften!

Sascha fühlte sich ein wenig getroffen. — Mit welchen Augen Sie doch ein Kunstwerk ansehen können, Herr Doktor! Das ist doch so schön, sehen Sie nur hin! Diese Fülle von Anmut und Schönheit, dass einem die Seele von Ehrfurcht erfüllt wird, dass man weinen möchte! Wenn man sowas Schönes sieht, vergisst man doch alles Irdische . . . Sehen Sie doch, wie lebendig, wie luftig, wie ausdrucksvoll!

— Das verstehe ich alles sehr gut, — unterbrach ihn der Arzt; — aber, mein Lieber, ich bin Familienvater, da laufen die Kinder umher, oder kommen auch Damen.

— Allerdings, wenn man vom Standpunkt der Menge ausgeht, — sagte Sascha, — so erscheint dieses hohe Kunstwerk in ganz anderm Lichte . . . Aber, Herr Doktor, überwinden Sie den Standpunkt der Menge, um so mehr, als Sie durch Ihre Weigerung die Mutter und mich tief betrüben würden. Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . Sie haben mir das Leben gerettet . . . Wir geben Ihnen das Liebste, was wir haben, und . . . ich bedauere nur, dass ich für Sie keinen zweiten Armleuchter von gleicher Form habe . . .

— Danke, mein Freund . . . ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar . . . Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter; aber bedenken Sie doch, meine Kinder laufen hier herum, Damen kommen . . . Uebrigens, lassen Sie es meinetwegen hier! . . . Ihnen bringe ich doch nichts bei.

— Ist ja auch nicht nötig, — freute sich Sascha. — Am besten stellen Sie den Armleuchter neben der Vase hin. Ach, wie schade, dass ich keinen zu ihm passenden zweiten habe! So schade! Nun, adieu, Herr Doktor!

Nachdem Sascha fortgegangen war, betrachtete Doktor Koscheljkow noch lange den Armleuchter, kraute sich hinter den Ohren und sann nach.

— Ohne Zweifel, ein ausgezeichnetes Ding, — dachte er — und es fortzuwerfen, ist wirklich schade . . . Aber es kann doch unmöglich hier bleiben! . . . Hm! . . . Das ist doch eine verdammte Geschichte! Wem könnte man das wohl schenken oder spenden?

Nach langem Hin- und Hersinnen erinnerte er sich seines guten Freundes, des Rechtsanwalts Uchow, welchem er für die Führung eines Prozesses Geld schuldete.

— Das wird famos sein — schloss er. — Als guter Bekannter kann er mich nicht recht um Geld bitten, auch schickt es sich, dass ich ihm etwas verehere. Ich will ihm doch das Teufelszeug hinführen! Der Mann ist zum Glück ledig und leichtsinnig.

Ohne die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben, kleidete sich Doktor Koscheljkow an, nahm den Armleuchter und fuhr zu Uchow hin.

— Guten Tag, alter Junge! — sagte er, als er den Anwalt zu Hause fand. — Komme, um mich bei Dir für Deine Bemühungen zu bedanken, Bruder . . . Geld willst Du nicht, so nimm doch dies Dingelchen da . . . da, Bruder . . . Es ist ein Pracht Ding!

Beim Anblick des Leuchters geriet der Rechtsanwalt in unbeschreibliches Entzücken.

— Das ist aber fein! — lachte er. — Ach, hol's der Teufel, was die Teufelskerle alles ersinnen können? Vortrefflich! Ausgezeichnet! Wo hast Du das famose Ding aufgegabelt?

Nachdem seine Freude sich ein wenig gelegt hatte, blickte er ängstlich nach der Thür und sagte:

— Aber, Bruder, schaff' nur Dein Geschenk fort. Ich kann's nicht annehmen . . .

— Warum? — fragte der Arzt erschreckt.

— Ja, weil . . . die Mutter manchmal kommt und die Klienten . . . nun, und dann geniert man sich auch schliesslich vor dem Stubenmädchen.

— Nein, nein . . . Du hast kein Recht, Dich zu weigern! — begann der Arzt zu gestikulieren. — Das wäre eine Gemeinheit von Dir! Es ist ein Kunstwerk . . . wie luftig, wie ausdrucksvoll . . . Ich will kein Wort mehr hören! Du beleidigst mich!

— Wenn es doch wenigstens verkleistert oder mit Feigenblättchen verklebt wäre! . . .

Aber Doktor Koscheljkow begann noch schneller mit den



Händen umherzufuchteln, verliess im Laufschrift die Wohnung Uchows und fuhr, zufrieden, dass er die Geschichte los war, nach Hause . . .

Nachdem er fort war, betrachtete der Advokat den Armlauchter von allen Seiten, berührte ihn mit den Fingern und zerbrach sich, wie der Arzt, lange den Kopf darüber, was er mit dem Geschenk anfangen sollte?

— Es ist ein grossartiges Ding, — dachte er, — und es ist schade, so etwas fortzuwerfen — aber es bei sich zu halten, ist unanständig. Das beste ist — ich schenke es jemandem . . . Ja, das geht. — Ich will es heute dem Komiker Schaschkin zu seinem Benefiz darbringen. Der Kerl ist ein Freund von solchen Sachen.

Gesagt — getan. Abends wurde der sorgfältig eingehüllte Armlauchter dem Komiker Schaschkin dargebracht. Den ganzen Abend stürmten die Herren die Garderobe des Komikers und konnten sich am Geschenk nicht satt sehen; die ganze Zeit hörte man von der Garderobe ein lautes Lachen, das dem Pferdewiehern nicht unähnlich war, hertönen. Wenn irgend eine Schauspielerin an die Tür klopfte, rief ihr die heisere Stimme des Komikers zu:

— Einen Augenblick, Mütterchen! Ich bin noch nicht angezogen!

Nach der Vorstellung zuckte der Komiker die Achseln, fuchtelte mit den Händen und sagte:

— Wohin soll ich nun diesen Schund hintun? Ich habe doch eine Privatwohnung! Künstlerinnen kommen zu mir! Das ist doch keine Photographie, in die Schublade kann man's nicht stecken.

— Verkaufen Sie es doch, Herr, riet ihm der Friseur. — Da in der Vorstadt wohnt eine Frau, welche alte Bronzen ankauft. . . . Fahren Sie nur hin und fragen Sie nach der Smirnowa. Jedes Kind kennt sie.

Der Komiker gehorchte seinem Rat. Ein paar Tage darauf sass der Doktor in seinem Empfangszimmer und dachte, während er einen Finger gegen die Stirn gestemmt hielt, an organische Säuren. Da flog die Tür auf und herein trat hastig Sascha Smirnow. Ein Lächeln lag auf seinen Wangen, sein Gesicht strahlte und seine ganze Gestalt atmete Glück. . . . In der Hand hatte er ein Paket.

— Herr Doktor! — begann er, mühsam aufatmend, — denken Sie sich, welch' ein Glück! Es ist mir gelungen, einen Leuchter zu erwerben, der zu Ihrem ganz genau passt! . . . Die Mutter ist so froh. . . . Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . und Sie haben mir das Leben gerettet.

Und zitternd vor Dankbarkeitsgefühl setzte Sascha den Armlauchter auf den Tisch. Der Arzt machte den Mund auf, denn er wollte etwas erwidern, aber er erwiderte nichts: die Zunge versagte ihm.

A. S. K. H. M.

# Gedichte von Valerius Brjussow

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Russischen von Maximilian Schich

## I.

### Die Flucht.

Drommetenruf, du wardest dem Ohre  
In meinem müden, süßen Traum!  
Mich bargen öpige Seidentore  
In dem geheimnisvollem Raum.

Weiss nicht, wieviel der Jahre sah ich  
In dieser trunkenen Dunkelheit,  
Doch war dem Himmel seltsam nah ich,  
Und alles Leben war so weit.

Doch plötzlich bebend in die Höh sprang  
Ich und zerriss der Arme Ring,  
Denn wie ein Blitzstrahl mir ins Herz drang  
Der Klang, der siegreich aufwärts ging.

Der Traum, der erst so lange währte,  
Ward plötzlich kurz, wie jeder Traum.  
Den Vorhang, der mich heiss beschwerte,  
Hob ich, und ich versank im Raum.

Zum letzten Mal aus der Gemächer  
Ragender Höh ich blickte: Und  
Ich sah die Sonne, Himmel, Dächer  
Der Stadt, gewaltigen Meeresgrund.

Und seltsam neu ward mir gegeben  
Durch diesen reichen Augenblick  
Der ungezählten Menge Leben  
Und ihr wildschäumendes Geschick.

Und ich — in Thränen, dass die Küste  
Des neuen Landes war offenbar, —  
Flieh von dem Lager glüher Küste  
Berauscht und frei, der Kleider bar.

## II.

### Don Juan.

Ein Seemann bin ich, suche neue Lande,  
Ein Abenteuerer auf der weiten Flut.  
Nach fernem Inseln, fremder Blumen Brande,  
Nach ntegehörten Lauten ledyt mein Blut.

Und Frauen kommen auf den Ruf des Brande,  
Demüthig, in dem Aug verhaltne Blut.  
Von ihren Seelen fallen die Gewande,  
Sie geben Lust und Leid, der Herzen reichstes Gut

Nur in der Liebe öffnet bis zum Grund  
Die Seele sich und thut geheimstes kund,  
Wo sich das Einzige dem Auge offenbart.

Ja, ich vernichte, bin dem Vampyr gleich:  
Doch jede Seele ist ein neues Reich  
Und rätselschwer lockt sie zur neuer Fahrt.



## Russische Studenten und Studentinnen

Wir wissen nicht, ob wir die Männer komisch, die Weiber verwegen nennen sollen. Wir wissen nicht, sollen wir sie ernsthaft lieben, sollen wir sie belächeln. Kein Menschenfreund darf sie hassen. Turgenjeff schrieb «Väter und Söhne», und wir fühlten den trüben Himmel, der endlos ausgebreitet über der Heimat hing, wo seine Jugend die von Hass und Liebe umnebelten Gedanken gehütet hatte. Es sollten Melodiefetzen des Neuen sein, des Unerhörten und doch so Einfachen, Natürlichen . . . der menschlichsten Heroika. Freiheit, o Freiheit! Damals haben ihn die Jungen aus ihrer Liebe verstossen, weil er ihren Roman geschrieben hatte, und nicht das erwartete Pamphlet, die Geschichte von bald betrunkenen, bald katzenjämmerlichen Studenten, die an Hegel und Fichte genippt hatten und toll geworden waren, heiliger Unsauberkeit der Gedanken und Gefühle voll: die dräuende Dumpfheit, aus der Flammen aufschossen, die um sich greifen und den grossen Brand entzünden sollten. Es ging der Sang von einem Präriebrand, einem schonungslosen Flammensegen, und vor der stürmenden Feuerflut her sollte Empörung dröhnen, dass die Urgewalt der Erde bebe. Die sollte das grosse Vergehe! sprechen und am andern jungen Morgen ihr ewiges Werde! wiederholen. Aber — in einer schmierigen Studentenbude sog ein Jüngling an einer in Tee gewechten Brotrinde und sah mit irrwirren Blicken immerfort eine kleine schwarze Jüdin an, die im tiefen Halbdunkel kauerte . . . Nichts weiter. Die Reden, die in Nationalkonventen gehalten werden, fanden hier keine Resonanz. Ewig nur das peinliche Klirren von schlappen Saiten, die beim plumpen Griff sprangen, die Tragik kleiner und wilder Seelen. Iwan Turgenjeff wusste nicht, sollte er sie mit seinem schwermütigen Ernst lieben, sollte er sie belächeln. Er konnte kein Licht über Irrungen und Wirrungen entzünden, weil kein Licht ihn selber erhellte. Er gab die Alten und die Jungen: ihr tatenkleines Leben. Weder besass er das brutalschlaue Raffinement des geschichtlichen Revolutionärs, noch kannte er dessen rasende Borniertheit. Er vermochte nichts weiter als einen Roman zu schreiben, der ein Meisterwerk ist. Wie hätte Iwan Turgenjeff, der in Schwermut und Zweifel lebte und starb, an seine Brüder eine Proklamation erlassen können, die eine ganze Jugend hingerissen und bewaffnet hätte.

Das ist lang her. Ich kann auch nicht sagen, ob sie heute viel weiter sind, die dunkelbehaarten Hitzköpfe des jungen Russland. Jedenfalls fehlt ihnen noch immer das Wichtigste, die Organisation, die nie zagende Führung. Politisch und sozial gedacht ist das ein Unheil sondergleichen, für die harmloseren Europäer bleibt diese Unsicherheit und Vielfältigkeit, die herzlichen Verwirrungen und herzhaften Torheiten eine eigne Freude. Wer hegte nicht heimlich eine Bewunderung für das gefährdete Leben, die Vergangenheit, den Heroismus, die Energie der kleinen Judenmädchen, die nicht immer sehr schön, aber um so öfter tapfer und grad sind. Der Bürger kann ihnen nicht viel mehr nachsagen, als dass sie bis tief in den Morgen bei Tee und kaltem Aufschnitt schreiend zusammensitzen, ihre Miete schlecht bezahlen und wegen ihrer Freunde, die sie immer mit sich herumschleppen, für Vetteln das russische Aerger nis bedeuten; für Mütter nervöser Töchter, die blass aussehen und darum Musik treiben, lauert die Gefahr in den wilden Profilen der männlichen Studenten, die insgesamt Freiheitskämpfer und Märtyrer sind. Es ist rührend, wie selbstverständlich leicht und ernst der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist. Es wäre eine Augenweide und ein Seelentrost in unsren von allerlei Moral chikanierten Tagen, wären die Fäuste, die die Bogen und Träger des neuen Gebäudes schmieden sollen, zuweilen gewaschen, das Tuch, das die Heldenbrust bedeckt, etwas gebleicht, die Zahlungsfähigkeit zukünftiger Finanzminister solider. Jedoch, es klänge lächerlich gesucht, wollte man von einer eleganten Empörung sprechen, es wäre nur ein perverser Reiz, dächte der Abendländer an Empörer, die statt historisch nach einheimischen Spirituosen zu riechen, einen sehnsüchtigen Duft in den Falten ihres Gewandes trügen, auf dass aus süßen Stürmen von Parfüms und feiner Lebensart die Worte der Gewalt zuckten. Ein Traum für Artistenseelen. Die Fürstin X. hat am Morgen gebadet und ihr berühmtes Haar gewaschen. Sie hat ihr fürstlichstes Gewand gewählt, das ihre Schönheit zusammenballt und als ein dunkles Ungewitter fesselt. Nach Tisch fährt sie aus, in den schäumenden Sommertag, in dem die roten und weissen Herzen der Kastanienbäume brennen (es gibt doch Kastanienbäume in Russland?), durch englische Gärten und Alleen, die schlank und entschieden wie Pfeiler sind. In der Nacht ein heimliches Blutbad. Der Zar ist tot. Wie leicht kann eine schöne Frau einen gewaltigen Mann töten. Was ist sein Genie gegen ihre schlingenden Lüste. Wenn sie nur einen Schritt weiter als die Corday ginge und die Welt bewegte, der sie ihren Gebieter genommen, einen Schritt über die feige Tat hinaus, die nur

den Tod kostete, aufs Kapitol, an die Stelle, von wo aus die gewalttätigen Worte die unausmessbaren Kreise ziehen, das Echo der Welt sie erwartet. Die russische Studentin ist heute der Typus der revolutionären Frau. Ich kenne viele, die die Hitze von Versammlungen zum Mord treiben könnte, Wut und Verzweiflung, keine, die tolle Büffelherden für ihren Willen bändigen, auf den stürmenden Rücken stehn und den Weg überdenken könnte. Sie haben Leidenschaft, nicht Willen. Nur die eine oder andere machte Geschichte. Da ist die fromme Lothringerin, der die Engländer ihr reines Genie nicht glauben wollten und die sie rite verbrannten. Das war die Aufrührerin mit dem verstockten Willen. Sie muss mit tausend Engel- und Teufelzungen geredet haben. Sie muss in hellem Wahnsinn gelodert und als ein starker Irrwisch vor der Front einher geschwankt haben, Licht, das fortzieht, in Stromschnellen flüssigen Metalls: Licht, Licht, Licht.

Charlotte Corday hatte der Revolution gedient. Als die Schrecken furchtbar wurden, kam Empörung in ihr Blut. Sie war von Adel und hasste bald die schmutzige Wut des Pöbels. Da erst wurde sie die Heldin, die ging, Marat umzubringen. Sie war keine Heldin der Revolution, sie hatte sich zum Dienst der edeln Ordnung bekehrt. Ihre Freunde, Girondisten, hatten sie entflammt, sie ging als Freundin und Gläubige in den Tod. Sie war der Tat entgegengestossen, hatte sie nicht aus sich heraus erschaffen. «Seht, sie ist grösser als Brutus!» Cäsar war grösser als Brutus, und Brutus wurde erst Brutus, weil er einen Cäsar meucheln konnte. Man muss der revolutionären Frau misstrauen. Sie ist eine ekstatische Wilde oder das empörte Prinzip der Ordnung. Sie ist treu, solange der Ideenkreis, der ihre Begeisterung speist, sie bannt. Solange sie vom revolutionären Mann völlig abhängig ist. Und so, in der Mitte der Hetze, liebe ich die russische Studentin.

Sie ist dem Jüngling, der bereit ist, morgen auf der Barrikade zu enden, *ecclesia militans* und ein süsser Vorgeschmack einer: seiner triumphierenden Kirche. Sie ist ihm Freund, und doch bleibt sie Weib und fesselt den Mann, befriedigt ihn. Diese russischen Studenten und Studentinnen bilden ein Nomadenvolk, Mann und Weib, das in Zürich, in Paris, Berlin seine Zelte aufschlägt und dem fernen Morgen entgegenlebt, in ziemlicher Eintracht, in Freundschaft und vorbereitender Arbeit. Und sie erfreuen sich schon heute der zwanglosen, eigenherrlichen Liebe. («Im Haushalt ihrer Leidenschaften ist vielleicht nicht alles in Ordnung» wollen wir einmal sagen.) Aber mit geregelten Instinkten macht man nicht

Revolutionen. Was sie erreichen wollen, ist nur die Anerkennung simpelster Menschenwürde, die Armen. Sollen wir noch einmal die Litanei der Verruchtheiten beginnen, noch einmal durch das Panoptikum russischer Kulturtaten spazieren und ausspeien vor der Spur dieser unedlen Tiere! Man vergisst alle erhabene Betrachtung und hat flimmerndes Rot vor den Augen. Möchte mit blinden Fäusten vernichten, auseinanderreißen, in den Boden stampfen. Russland, wir hassen dich auf den Tod, wegen deiner dummen Tierseele, deiner Roheit und Unaufrichtigkeit.

René Schickele.

## Keinen Napoleon für Russland! (Russlands Bettelgang)

Westeuropa genießt jetzt alle Freuden eines Kiebitzes, der sich ohne Einsatz an den Aufregungen eines Hazardspieles um Menschenleben und Milliarden ergötzen darf. Ihm ist kein Einsatz zu hoch und der grosse Schlager der Eroberung von Port Arthur dünkt ihn mit Tausenden verstümmelter Menschenleiber nicht zu teuer bezahlt. Die erste Kiebitzpflicht, die Pflicht des Schweigens, erfüllt es zwar nicht, aber es hütet sich, den Spielern die Karte aus der Hand zu reißen. Vielleicht gibt ein oder der andere Zuschauer den beiden Gegnern hie und da einen Deuter unter dem Tisch, und es ist kein Zweifel, dass sie auch neues Geld herbeischleppen werden, wenn es zur Durchführung der Partie nötig erscheint. Russland ist jetzt mitten in der Pech-Serie. Japan ist ein «kleiner Schlager» um den andern geglückt. Herr v. Witte umkreist nun die Kiebitze und trägt ihnen hohe Beteiligung am Gewinn an. Mit Frankreich ist kein Geschäft mehr zu machen; die Republik hat in die Kasse der Despotie schon Unsummen eingezahlt, nur um sich am Glanze, an der imponierenden Machtentfaltung des Riesenreiches sonnen zu können. Die Franzosen sind von jeher dem Erfolge der Anderen nachgelaufen und glaubten auch diesmal, demütig den Rücken vor dem noch Unbesiegten beugen zu müssen, weil sie gerade einen Krieg verloren hatten. Aber sie wollten sich damit den Nimbus eines Bundesgenossen erkaufen, der aufrecht und ungebeugt dastand, der mächtig war nach dem Worte Hebbels, weil man ihn fürchtet, auch wenn er nicht droht. Dazu kam freilich noch das perverse Vergnügen, als begeisterte Republikaner in Verehrung und Bewunderung für einen Autokraten hinschmelzen zu dürfen. Kein Opfer schien den Franzosen für

solch' repräsentativen Freund zu schwer, aber gerade die Repräsentation des Zarenreiches hat nun bedenklich gelitten, seitdem es dem Koloss nicht gelingen will, tönernen Fusses durch das gelbe Meer zu schreiten. Frankreich schmollt mit den Alexejew und Kuropatkin, die mit so viel Napoleons keine Schlacht gewinnen können, und findet, dass die russischen Fahnen, seit einige Exemplare in die gelben Hände der Japaner gefallen sind, nicht mehr den früheren dekorativen Effekt machen.

Die paar Schlachten, die Russland in Ostasien verloren hat, entscheiden gewiss nicht über die Teilung dieser Erde. Die kühlen Staatsmänner und die überlegenen Publizisten haben ganz recht, wenn sie uns vor der Lächerlichkeit warnen, die Erfolge Japans als entscheidende Katastrophen für Russland aufzufassen. Die wahren Niederlagen Russlands, über die nachzudenken sich verlohnt, nennen sich nicht nach den unaussprechlichen Ortsnamen in der Mandschurei. Russland erleidet sie in Freundesland und wird an ihnen zu tragen haben, auch wenn es den Waffengang mit Japan am Ende siegreich austragen sollte. Im russischen Finanzministerium vernahm man zuerst «die traurige Mär, dass Frankreich verloren gegangen» . . . .

Herr v. Witte musste in ein Seebad reisen, weil das Stahlbad den russischen Finanzen so übel bekommen war. Um nicht vom Kugelregen in die Traufe zu gelangen, nahm er sich ein Päckchen Konzessionen für die Verhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag mit, als er hinging, um Herrn v. Bülow die von den Franzosen gekündigte Freundschaft anzutragen, die diesmal — dem Sprichworte entgegen — Handelsschaft sein soll. Nur Handelsschaft sogar, weniger ehrenvoll als gewinnbringend. Wenn man beim Freunde kein Geld bekommen kann, geht man zum Wucherer. Wie zu einer Geld-für-alles-Firma kommt Russland diesmal zu uns. Wahrhaftig, das Geschäft sollte uns, wenn wir noch etwas auf unsere Reputation halten, nicht fair genug scheinen. Wir haben es nicht notwendig, einen annehmbaren Handelsvertrag mit faulen Darlehen zu bezahlen und unsrer Industrie, wie unsrer Finanzwelt aus der Tasche zu nehmen, was wir unsrer Landwirtschaft zuschanzen wollen. Und noch eins: wie immer sich die Theoretiker zu der Frage des Völkerrechts auch stellen mögen, wir halten die Gewährung einer Anleihe an einen der kriegsführenden Teile für unvereinbar mit den Ehrenpflichten eines neutralen Staates. Man braucht sich nicht auf Montecucculi zu berufen, wenn man Geld als ein Mittel zur Kriegsführung betrachtet. Die Höhe des Zinsfusses, zu dem man es herleiht, ändert nichts an der Moral. Und Deutschland braucht sich nicht nachsagen zu lassen, dass seine Neutralität 100 Prozent erreicht.

H. L.



# Der tolle Graf

Also auch Pückler!

Für so gross habe ich ihn — weiss Gott — nicht gehalten. Toll wie Herostratus, wie Nero, der bayrische Ludwig, der Weltmeister Nietzsche. Wär ich sein Freund, hätt ich 's ihm gewünscht; würd mich drüber freuen. Aber ich bin sein Gegner. Und da möcht ich nach altjüdischer Weise mich in Asche betten, Sack anlegen und auf dem Erdboden lagern acht Tage lang . . .

Schade! bei Gott: höchst schade.

Pückler war eine so wohlthuende Erscheinung in unserer Welt der Schwachheit und Schwäche. Diese rohe, elementare Gewalt, dieses naturwüchsige Temperament versöhnte nicht nur mit der Unsinnigkeit seiner Anschauungen — die Art des Kampfes, die Frische und Kraft liess die innere Unhaltbarkeit, die Don Quichotterie seiner Ansicht und Kenntnis politischer oder sozialer, ökonomischer oder anthropologischer Verhältnisse vergessen.

Vielleicht finden Manche, vielleicht die Meisten ihn eben deswegen so toll, weil er seine verrückten Menschen- und Deutscherrettergeschichten eben so «toll», so «wahnsinnig» vortrug.

Ich nicht.

Sehen Sie, Herr Graf: ich bin — Sie wissen es — Ihr politischer Gegner. Als solche sehe ich gern Grafen u. a. mir gegenüber; die sind nämlich erblich degeneriert. Inzucht, Erblichkeit eines begrenzten Horizontes, bedingt durch Vererbung der Kasten-Weltanschauung. Sie missverstehn mich nicht: als Gegner meiner Sache sehe ich solche Gesellen gern. Als persönliche Gegner liebe ich Leute Ihres Schlages; auch so à la Boguslawsky. Versteht ebenso wenig wie Sie, ist ebenso beschränkt wie Sie —: aber er kämpft doch; aber er ist kräftig, er hat Temperament wie Sie. Kennen Sie sein Buch «Nicht Rede, aber Fehde gegen die Sozialdemokratie» (Hermann Walther, Berlin)? Im Reichstag sprach man drüber. Dem sind auch der Worte genug gewechselt, er will Taten sehn.

Wie Sie.

Aber nein, nicht wie Sie. Er will nämlich Gesetze. Sie wollen sie auf eine Weile hinter den Ofen schmeissen und losschlagen. Sie sind mir doch sympatischer, als Herr v. Boguslawsky. Sie wissen doch: ich bin Revolutionär.

Sie seien toll, sagt man.

Machen Sie Sich daraus nichts, Edeler. Lebte heut Bernhard von Clerveaux, würde man ihn ins Irrenhaus stecken. Und wollte der amiener Peter heute predigen, zierte er Haus Acht in Herzberge.

Ein Lapsus der Weltgeschichte sind Sie, Graf Pückler.

Aber ein wohlthuender.

Sie wissen, was Bülowismus ist. Das ist — Grübchenwangerei. Grübchenwangen haben nämlich auch Einfluss auf Kehlkopf und Rückenmark — pardon! —: Rückgrat. Und auf das Trommelfell; das wird wohltemperiert, — Reagens für wohltemperierte Akustik . . . Sie lächeln, Sie Schäker?!

So sind Sie nicht; sehen Sie, das macht mir Freude, das macht uns zu Freunden, ob wir gleich Gegner sind.

Warum wir das sind! — Weil Sie ein — moderner Lapsus sind.



Wissen Sie, was Juden sind?

Sie sagen: Ratten und Ungeziefer, Rothe Manasses (meinen aber nicht Waldeck Manasse) und Parasiten, Blutsauger (Wanzen oder Flöhe gilt Ihnen da gleich; Sie sind kein Zoologe) u. a. m. Sehen Sie: im Schimpfen hat's Ihnen auch der Bülowismus nun angetan; oder Sie ihm? (Ich weiss nicht, ob auch Sie für «Schnorrer» inklinieren; für «Verschwörer» sicher nicht, dazu sind Sie mir eben zu sympathisch mit Mund und Händen.) Aber so eine richtige Definition dessen, das Sie bekämpfen, haben Sie noch nicht gegeben.

Und darum sind Sie ein — moderner Lapsus — nebelhaft — unklar — so maeterlincksch.

Doch Sie sind Pückler. Eben kein «geistiger Arbeiter», sondern einer mit die Hand. Wie könnten Sie also Ihren Kopf anstrengen?

Bekommens doch selbst Schriftsteller nicht heraus. Gabriel und Maimon, Spinoza und Mendelssohn — jeder hält was andres für Jude und Judentum. Und nun die Neuen! Schopenhauer, Düring, Brandes. Und selbst die Neuesten, die gewöhnt sind, Essays und Gedankenstriche zu schreiben, schreiben Bücher über das Rätsel Ihres Lebens, «Das Rätsel: Jude».

Kennen Sie A. Halbert? — Ein junger Schriftsteller. Einen Roman hat er eben über dieses merkwürdige Rätsel geschrieben (Hans Priebe & Co., Steglitz). Das Buch ist interessant, bester Graf, sehr lesenswert. Ihnen auf Ihre alten Tage nicht zu empfehlen, aber sonst . . . Sind nämlich Gedanken drin, die man erst beim zweiten Lesen recht findet, und sehr feine lyrische Schönheiten. Der zeichnet ein feines Doppelbild, der Halbert. Den modernen Menschen, der dazu moderner Jude ist. Denken Sie! Mensch und Jude! *Contradictio in adjecto*, meinen Sie? Na — er tuts doch! Und behauptet, Christ und Jude seien nichts Absolutes, sondern eine Ueberleitung zum oberen Begriffe: Mensch. — Jude als Mensch-Embryo, edler Graf!! Hören Sie es?!

Gehen Sie, Graf Pückler, verhüllen Sie Ihr Haupt und gehen Sie ins Irrenhaus. Sie haben umsonst gelebt und bei den Menschen gewirkt im Sinne Ihrer hohen Lehren. Gehen Sie, ziehen Sie Sich in Sich und auf Sich zurück —: werden Sie wahnsinnig.

Das ist nämlich wunderbar. Verrücktheit ist die Weisheit des Einzelnen —: der einzige Spruch, den ich mir von den Lehren meiner Lehrer gemerkt habe. Fein, was, Graf Pückler? Dr. Sonnenschein hiess der Dozent. Auch ein . . . Jude — gehen Sie, Graf — gehen Sie —

Sehen Sie: Das Wunderbarste, das Nietzsche tun konnte, war: wahnsinnig zu werden. Nachdem er sein Lebelang eine neue Welt gepredigt, sie sich selbst zu schaffen. Mit sich selbst als erster neuer Mensch. In seinem Reich, das absolut für ihn bestand, ohne andre, ohne Widersprüche, ohne andre Menschen und Dinge, als er sich schuf.

Ein Gott. —

Die Menschen sagen zwar, er sei kindlich gewesen. Glauben Sie das nicht, Graf Pückler? Ihnen erschien es so; den Menschen. Sie sahen ihn und sein Reich ja nicht mit seinen, des Sehenden, des Wissenden Augen. Sie lebten in ihrer Welt . . .

Jetzt sagen sie, Sie seien wahnsinnig.

O Graf: ich bin edel genug, auch über eines Gegners Glück mich freuen zu können! —

Catulus.

## Schluss.

Herr Tartarin-Lublinski überschwemmt mich mit einer Postkarte, auf der er mir mitteilt, die Spalten des «Magazins» genügten ihm nicht mehr; er müsse sich jetzt unbedingt austoben in einer Broschüre! Hoffentlich glückt ihm dies besser, als seine letzte Erklärung. Auf deren vier Punkte erwidre ich:

1. Die «Verleumdung», die ich in der «Zukunft» als solche gekennzeichnet habe, rührt nicht von Herrn S. Lublinski, sondern von Schlaf her. Schlaf ist der Verleumder! Der unglückliche Herr Lublinski ist nur sein Kolporteur. Da ich Schlaf rechtlich aber nicht zur Verantwortung habe ziehen können, weil ich ihn geisteskrank weiss, muss ich mich jetzt an Herrn Lublinski halten, der so unvorsichtig war, auf jene Verleumdung reinzufallen. Sein rührender Versuch, mir in meiner Muttersprache öffentlich Unterricht zu erteilen, ist also missglückt. Seine zugleich damit umgekippte Retourkutsche registriere ich nur.

2. Der von Herrn Lublinski angeführte angebliche «Tatbestand», den ich «nie bestritten», sondern in schriftlicher wie mündlicher Darstellung bestätigt» haben soll, gipfelte nach Herrn Lublinski — ich wiederhole — dahin, dass meine ganze Mitverfasserschaft an der «Familie Selicke», abgesehen von dem mit Schlaf «durchsprochnen Plan», «nur» in «einer gemeinsamen Feile an einigen unerheblichen Stellen des ersten und dritten Akts» bestanden hätte. Da Herr Lublinski aus begrifflichen Gründen leider nicht in der Lage war, für diese «Bestätigung» den Beweis zu erbringen, mache ich ihm hierdurch das Vergnügen, seine Behauptung als das festzunageln, was sie ist; nämlich als eine edle Dreistigkeit! Es ist so unintelligent, noch garnicht gemerkt zu haben, dass gerade aus diesen dreizehn Worten das verräterische Eselsohr ragt, an dem ich ihn nun vor den von ihm so gefürchteten «Kadi» schleife. Oder hofft er, es wird ihm durch seine unentwegte Fortgesetztheit gelingen, den «Tatbestand» — um ihn wieder mit seinem eigenen Jargon zu erfreuen — «zu verdunkeln»? Naiv!

3. Ueber die «Motive» seiner Klage gegen die «Welt am Montag» habe ich nichts berichtet. Sodass also die «grobe Unwahrheit», mit der ich mich belastet haben soll, durchaus bei ihrem Herrn Lublinski bleibt. Im übrigen bedaure ich, das damals so betitelte «Meerschweinchen» daran erinnern zu müssen: durch jenen Artikel in der «Welt am Montag», der äusserst amüsant gewesen sein soll, hatte sich ein ganzer Kreis getroffen gefühlt und sein Missmut explodierte — in einer Kollektivklage. In dieser hat Herr Lublinski, genau

wie auch «die damals beschimpfte Dame», «das Gericht zum literarischen Forum» lediglich für sich selbst gemacht. Dass der so mit seinem eigenen Bakel Verprügelte sich jetzt mutig hinter eine Schürze zu retten versucht, weckt Mitleid, mindert aber seine Blamage nicht um das Geringste. Im Gegenteil!

4. «Der interessierte Herr Holz» hat zwar vor dem fürchterlichen Herrn Lublinski nicht «aus voller Kehle Schluss geschrien», aber er macht ihn jetzt, weil es ihm auf den kleinen Herrn als solchen garnicht ankommt. Worauf es dem «interessierten Herrn Holz» ankommt, ist einzig der Prozess. Nicht des ganz nebensächlich Beklagten wegen, um den es ihm nicht gelohnt hätte, sondern weil der Entlastungszeuge des Beklagten Schlaf sein wird! Bis dahin mag der an die Wand Gedrückte gegen mich Encyklopädien in zehn Bänden quietschen — an dem Resultat wird er dadurch nichts mehr ändern können: mitgefangen, mitgegangen! Arno Holz.



## CHRONIK

Ministerreisen — Konto K — Büchse der Pandora — Die neue Eva

**Ministerreisen.** Landtage und Reichstag sind geschlossen, die Staatsmaschine ruht, in den Ministerien amtierend nur ein paar Repräsentations-Beamte. Alles ist auf Urlaub und macht Erholungsreisen. Nur unsere armen Minister nicht; die reisen zur Information! Es liegt eine gewisse Tragikomik in diesen Ministerreisen, die sowohl dem Reisenden, wie dem Bereisten manche Enttäuschung bringen. Der eine Minister fährt in die Fabrik eines grossen Cigarrenproduzenten und findet nach Besichtigung des imponierenden Betriebs bloss die tröstlichen Worte: «Ja, ja, der Tabak muss dem Staate noch viel mehr Zoll einbringen!» Ein anderer reist in eine kleine Provinzstadt, die sich seit langem von der hohen Regierung arg vernachlässigt fühlt und lässt sozusagen plakatiere: «Audienzen werden nicht erteilt. Reden dürfen nicht gehalten werden?» Beim Festbanket verschwindet er vor dem Champagner, der trotz dem Verbote, die eine oder andere Zunge lösen könnte. Der Minister Frh. v. Hammerstein aber hat die schwerste Informationsarbeit zu leisten. Er reist in Vertretung der Vereinigung Berlins mit den Nachbarorten. Bände sind über dieses administrative und finanztechnische Problem gedruckt, Berge von Akten aufgehäuft worden. Jetzt scheint endlich die Erlösung zu kommen, denn wenn ein Minister einmal die Informationsreise antritt, sind gewiss die Untergebenen bereits hinreichend informiert. Die öffentliche Meinung verschläft nicht die Bedeutung des Ereignisses, trotz der grossen Hitze und verzeichnet jede einzelne Etappe der ministeriellen Information mit gewissenhafter Ausführlichkeit. Aus den allerletzten Tagen liegt aus London

nachstehender drahtlich übermittelter Arbeitsnachweis unsers Ministers für Inneres vor:

„Der preussische Minister des Innern Frhr. v. Hammerstein, Oberpräsident v. Bethmann-Hollweg, der vortragende Rat im Ministerium des Innern Geh. Oberregierungsrat v. Falkenhayn, Regierungsassessor v. Kotze und Generalkonsul Frhr. v. Lindenfels frühstückten gestern bei dem Lord-Mayor in Mansion-House.“

Nun also! Hoffentlich hat sich der Minister bei dieser Gelegenheit wenigstens über die englische Tischzeit informiert. Wenn er sich so durch die schwierigsten Probleme durchfrühstücken muss, wird, so fürchte ich, sein allereigenstens «Inneres» darunter leiden. Und wenn er gefüllt, gewissermassen ganz vollgestopft mit Informationen nach dem ungeduldig wartenden Berlin zurückkehrt, mögen ihn Bürgermeister und Stadtverordnetenkollegium auf dem Bahnsteige erwarten und ihm auf goldner Schlüssel nicht Salz und Brod, sondern lieber eine tüchtige Portion Natron bicarbonicum überreichen.

K. S.

**Konto K.** Wir meinen nicht das Kirchenbauguthaben des Grafen Mirbach, sondern ein andres, nicht minder frommes, in weitberühmter Bibelfestigkeit erworbenes Konto. Aus Ohm Krüger ist der selige Erbonkel Krüger geworden. Ein Volk hat dem Lebenden den zärtlichen Verwandtentitel verliehen, aber nur seinen Nächsten stirbt er als Erbohm. Blutenden Herzens verliess er das Land, in dem er es vom einfachen Löwenjäger bis zum zehnfachen Millionär gebracht hatte; sein Löwenanteil verbarg sich in bescheidenen Verkleidungen bei verschiedenen Banken. Drei Burengenerale trugen ihre Wunden und ihr Heldentum durch die Höfe Europas und bettelten für ihr Volk — Ohm Krüger betete indes für ihren Erfolg und verschwendete Bibelzitate, von denen er ein offizielles und unerschöpfliches Konto besass. Und seine Leibbibel hat er nun gewiss seinem geliebten Volk vermacht. Sie bleibt, sie bekommt ihren Ehrenplatz in einem burischen Nationalmuseum. Die Konti K werden ohnedies bald in alle Winde verstreut sein.

Die Erben lass verschwenden,  
in Haag, Paris und Rom,  
die Titres aus den Händen  
des toten alten Ohm.

H. L.

Monate hat die „**Büchse der Pandora**“ von Frank Wedekind Zeit gehabt, das harmlose Volk der Deutschen zu korrumpieren. Nun ist es dem Amtsgericht Berlin über Nacht eingefallen, den Rest der Auflage beim Verleger Bruno Cassirer beschlagnahmen zu lassen. Kein Mann hatte sich aufgeregt, selbst bei unsern jungfräulichen Türmern war Ruh — jedenfalls hat man nirgendwo einen halbwegs vernünftigen Menschen schelten hören. Nun ist es ja nicht ausgeschlossen, dass ein Spitalbruder, Paralytiker und Konvertit zugleich, die Behörde von seiner moralischen Entrüstung in Kenntnis gesetzt und so die Beschlagnahme veranlasst hat. Der Gedanke, dass von der physischen Organisation irgend eines Monstrums das Wohl und Wehe eines Buches abhängt, mag betrüben, lustig bleibt der Effekt solcher Massregeln immerhin, wie erhaben, dass der Staatsanwalt wieder einmal und dabei in diesen indischen

Sommertagen dem flauen Geschäft aufhilft! Es ist das endlich eine Tat, ein Verdienst an deutscher Kultur und Kunst. Denn es leuchtet ein, dass die Unterstützung eines Talentes rühmlicher und eindringlicher erscheint, wenn seine Bücher beschlagnahmt werden, nachdem man sie eine gute Zeit mit normaler Geschäftsgeschwindigkeit hat laufen lassen, als durch Aufträge und Auszeichnungen alltäglicher Art, die unter jenen Himmelstrichen unbeliebt sind. (Weil sie den Ehrenmann genieren.) So wolln wer uns denn recht freuen und dem Reklamebureau des Staatsanwalts den Segen erflehn. S.

Soeben trifft eine neue Schreckensbotschaft ein: Maria Janitscheks schneidig satyrisches Opus „**Die neue Eva**“ ist ebenfalls der staatlichen pensionsberechtigten Moral zum Opfer gefallen, und zwar erfolgte die Beschlagnahmung aller vorfindlichen Exemplare am Tatort Leipzig in den Geschäftsräumen der Verlagsfirma Hermann Seemann Nachfolger, Göschenstr. 1, parterre. Die Beschlagnahmung soll angeblich im Auftrag der Berliner Staatsanwaltschaft erfolgt sein, die, wenn dem Leipziger polizeilichen Vertrauensmann zu glauben ist, durch eine anonyme Postkarte auf das gemeingefährliche Buch aufmerksam gemacht wurde.

Heil dir, Maria, dass auch Dir endlich dieses Glück widerfahren ist und Heil Deinem Verleger! K.

### **Konfiskationen und kein Ende.**

**Soeben, eine Minute vor Redaktionsschluss, am 29. Juli, mittags 1 Uhr, wurde auf Beschluss der Königlichen Staatsanwaltschaft zu Berlin das erste Heft des Neuen Magazins wegen Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls konfisziert und zwar wegen der darin enthaltenen Artikel:**

**Die Geschlechtlichen von René Schickele, Seite 1—9,**

**Sexualethik im russischen Heer von Miles, Seite 15—17,**

**wegen des Gedichtes Parodie von Richard Dehmel, Seite 30 und**

**der Inhaltsangabe der Medusa, Seite 36.**

**Von der sich auf 20 000 Exemplare belaufenden Auflage fanden sich noch insgesamt 137 Stück vor. Wir werden selbstverständlich gegen diese Massnahme Beschwerde einlegen. Die Nummer wird aber auch für den Fall, dass Freigabe erfolgt, vergriffen bleiben.**

**Berlin SW. 11, den 29. Juli 1904.**

**Redaktion und Verlag des Neuen Magazins.**

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Neue Bücher von

## Johannes Schlaf

**Peter Boies**

**Der Narr . . .**

**. . . . Freite**

**und anderes**

Roman. Preis M. 2,50 br. M. 3,50 geb. Novellen. Preis M. 2,50 br. M. 3,50 geb.

In allen besseren Buchhandlungen erhältlich.

In der zweiten  
Serie der **Kulturhistorischen Liebhaberbibliothek**  
sind als neueste Bände erschienen:

**C. M. Wieland Die Geschichte des Prinzen Biribinker**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Macchiavelli Mandragola**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Longus Hirtengeschichten von Daphnis und Chloe**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Voltaire Candide oder die beste der Welten**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

**Die Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

**Straparola Ergötzliche Nächte**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

Diese Bände sind auch in Subskription und zwar auf die ganze Serie (10 Bände) zu beziehen, und es kostet dann jeder Band um die Hälfte weniger. Die ganze Serie enthält ausser den oben angeführten Bänden noch die im Erscheinen begriffenen: **Quevedo**, Geschichte und Leben des grossen Spitzbuben Paul von Segovia, **Giordano Bruno**, Die Vertreibung der triumphierenden Bestie, **Brantôme**, Memoiren und **Gebrüder Goncourt**, Tagebücher. Diese ganze Serie kostet in Subskription (bei Abnahme aller 10 Bände) br. Mk. 15.—, geb. Mk. 20.—, in Leder Mk. 30.—. Ebensoviele kostete die 1. Serie, die folgende Bände enthielt, wovon nur noch ganz wenige im Einzelverkauf zu haben sind: **Castiglione**, Frauenspiegel der Renaissance. **Firenzuola**, Gespräche über die Schönheit der Frauen. **Bandello**, Künstlernovellen. **Bibbiena**, Calandria. **Diderot**, Im Kloster. **Huysmans**, Da unten, 2 Bde. **Crébillon**, Das Sofa. **Apulejus**, Amor und Psyche. **Lemonnier**, Liebe im Menschen. Prosp. grat. u. franko vom **Magazin-Verlag Jacques Hegner** in Berlin SW. 11.

Das neue

Heft

6

73. Jahrg

# Magazin



Heft 6

Berlin, den 6. August 1904

Ho

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.  
Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer

**Aktuelle Broschüre!**

Soeben erschien:

**Der**  
**Polizeileutnant**  
**in der Literatur**

**Eine Abwehr gegen Arno Holz**

von

**Samuel Lublinski**

Preis 30 Pfg.

Überall erhältlich

Magazin-Verlag Berlin SW., Tempelhofer-Ufer 29.





SOLBEN ERSCHEIN IN SECHSTER AUFLAGE.

## WENN DIE MENSCHEN REIF ZUR LIEBE WERDEN

VON

**EDWARD CARPENTER**

PREIS BROSCH. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,—.

VON DEMSELBEN VERFASSER SIND FERNER ERSCHIENEN:

DIE CIVILISATION PREIS BROSCH. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,50 UND  
DEMOKRATIE PREIS BROSCH. Mk. 2,—, GEB. Mk. 3,—.

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.



# Das neue Magazin

Heft 6

1904

*Einsekmord*

*Konto M.*

*Bohème in Berlin*

*Unter den Sternen*

*Indialenbeweis*

*Nachwort*

*Chronik:*

*Festungen, die durch  
Russland rollen*

*Herrn Wendens Leser-  
fang*

*Schonung für Väterchen*

*Haltung und Grandessa*

Caramussel

Perikles

Thomas P. Krag

Hans Bethge

Johannes Schlaf

Arno Holz

Sascha

Percy

Hilaris

Corax



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 6. August 1904.

Heft 6.

## Einzel-Mord

Wirr und voll trotziger Verlogenheit sind fast all unsere Gefühle; am tollsten aber treibt es unser Mitgefühl. Der Tod eines Einzelnen kann uns Gemütsexzesse erregen, die wahnwitzige Hinschlachtung Tausender vermögen wir gleichzeitig mit kühlem Gleichmut als ein Unabänderliches hinzunehmen und wir mucksen nicht auf gegen geheiligte Menschenopfer der Tradition, während wir oft Sturm laufen gegen das blinde Walten des Zufalls, der doch die stärkste Naturnotwendigkeit ist, die wir kennen. Der russische Staatsgedanke fordert jetzt ein grosses Sterben zum Heile des Vaterlandes und wir sind — soweit unsere Sympathien nach Einheit mit den Sentiments unserer offiziellen Politik streben — voll Ungeduld, weil die transsibirischen und mandschurischen Bahnen nicht mehr Menschen zugleich vor die Sprenggeschosse der japanischen Artillerie bringen können. Ein paar tausend Tote mehr oder weniger regen uns nicht besonders auf. Der simpelste Pfahlbürger operiert in seinem Denken und Empfinden mühelos mit den so verzweifelt komplizierten Begriffen der russischen und japanischen Staatsnotwendigkeiten auf dem Boden des chinesischen Reiches, dessen Integrität, um die Verwirrung voll zu machen, noch dazu von den Grossmächten bis auf weiteres garantiert ist. Wir glauben es ohne Beweise von allgemein mensch-

licher Gültigkeit sowohl den Weissen, wie den Gelben dort im Osten, dass sie sich mit Naturnotwendigkeit abschlichten müssen. Kopf und Herz ergeben sich ins Unvermeidliche, weil beide auf Anbetung des Götzen «hohe Politik» gedrillt sind und weil das faszinierende Schlagwort von den wirtschaftlichen Zusammenhängen, vom Wettbewerb auf dem Weltmarkt, von der Eroberung der übrigen Erdteile — Amerika allein war bisher in der Lage, sich den europäischen Phantasie-Waren-Koller energisch-wirksam zu verbieten — uns heillos den Kopf verdreht hat. Ah, wenn es sich um den Weg ins gelobte Land handelt, wo Milch und Honig fliesst, dann verschlägt es nichts, wenn der Weg dahin durchs rote Meer, durch ein Meer von Blut geht!

Aber es muss ein grosses, planmässiges, staatlich beaufsichtigtes Hinopfern von Menschen sein, den Einzelmord refusieren unsere kitzlichen Nerven. Sie sind wie ein Wespennest, das man nur brutal anfassen kann. Der General, der Tausende an den Wällen von Port Arthur in kalter, strategischer Berechnung verbluten lässt, ist ein Held, der unbekannte Desperado aus dem russischen Volke aber, den glühendste Freiheits- und Volksliebe, schrankenlose Verzweiflung über die Knechtung seiner Mitbürger zur verdammenswerten Tollheit eines Bombenwurfes gegen den verantwortlich erscheinenden Träger des mörderischen Knutensystems verleitet, ist ein Mörder. Wir kommen nicht darüber hinweg. Mag all unser Empfinden noch so vollblütig mit dem unglücklichen russischen Riesen gehen, der in schmerzhaften Krämpfen an seinen Ketten rüttelt, der Einzelne aus diesem Volk, der den Einzelnen aus der Gemeinschaft der Sklavenhalter aus dem Hinterhalt ermordet, bleibt uns fremd und feindlich und wir scheuen die Gesellschaft seines entsetzlichen Heldentums. Wir fühlen mit seinen Idealen und schauern vor seinen Taten. Wir lieben Hamlet, dessen tragische Schuld es ist, dass er nicht rasch genug den Mord aus Sohnesliebe begeht, um dieser Schuld willen, aber wir zweifeln keinen Augenblick daran, dass Sohnesliebe jedes Opfer des Intellekts und der Nerven fordern darf. Völkermord ist uns ein Nervenkitzel für den Feierabend, aber der Einzelmord macht uns Gruseln auch am hellen Mittag. So sind wir nun einmal.

Caramussel.

# Das Konto M

In diesen heißen Tagen hat man in politischen Kreisen viel vom Konto K gesprochen. Der Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin, Freiherr von Mirbach, sah sich plötzlich in den Pommernbankprozess verwickelt. Kirchenerbauliche Dinge kamen da zur Sprache. Auf Konto K, das so viel wie Kirchenbauverein bedeutete und auf die Person des Freiherrn von Mirbach Bezug hatte, waren 350 000 M. gutgeschrieben. Von dieser halbwegs runden Summe, die frommen Zwecken zu dienen berufen war, hatte der Freiherr 25000 M. abgehoben. Es blieb also ein Rest von 325 000 M. bestehen. Mehr noch: es kamen 2590 M. Zinsen hinzu. Wo diese respektable Summe geblieben sein mag, darüber zerbrachen sich in den Hundstagen des Jahres 1904 Deutschlands Politiker die Köpfe. Sobald die Sache vor Gericht brenzlich zu werden anfang, wurde der Vorhang herabgelassen, und die Zuschauer bekamen nichts mehr zu sehen.

Mag es nun der Aerger darüber gewesen sein, dass man berechnete Neugier so wenig zu stillen suchte, oder mag man in dem Glauben an die geistigen oder ethischen Qualitäten des Herrn Oberhofmeisters ein ganz klein wenig erschüttert worden sein, kurzum: mit Ausnahme einiger Schildknappen, die auf Herrn von Mirbach eingeschworen sind, haben alle deutschen Blätter Aufklärung und zwar umgehend verlangt. Aber der Apparat um Herrn von Mirbach arbeitet etwas schwerfällig. Man wartet vergeblich auf eine befriedigende Auskunft.

Die persönliche Tadellosigkeit des Freiherrn von Mirbach ist von gewissen Leuten in diesen Wochen so emphatisch versichert worden, dass kühler Denkende stutzig wurden. Herr von Mirbach hatte über 325 000 M. dankend quittiert, die er positiv nicht empfangen hat. Er hat da über eine Summe quittiert, die in seinem Konto (dem berüchtigten Konto K) ausgleichen zu lassen er gar kein Recht hatte. Wer hat den Freiherrn beauftragt oder ermächtigt, diese 325 000 M. samt 2590 M. Zinsen fahren zu lassen? Er selbst konnte das aus eigener Machtvollkommenheit doch überhaupt nicht!

Kurzum: es erhoben sich Bedenken, die um so mehr um sich griffen und um so verletzendere Formen annahmen, als nichts geschah sie zu beseitigen.

Nun aber hat das Konto K ganz plötzlich eine Beleuchtung von einer Seite aus erfahren, wo man gar keine Laterne vermutet hat. Dieses Licht, das auf Herrn von Mirbach nunmehr fällt, ist recht trübe, aber immerhin grell genug, um gewisse Dinge recht deutlich erkennen zu lassen.

Das «Leipziger Tageblatt» brachte in seiner Abend-Ausgabe vom 2. August eine Mitteilung, die sofort die Runde durch die ganze deutsche Presse gemacht hat. Diese Mitteilung lautete folgendermassen:

Jüngst hatte sich der vierte Civilsenat des Reichsgerichts mit der Person des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach in Berlin zu beschäftigen. Dem 1875 geborenen Prinzen Friedrich Marie zu Sayn-Wittgenstein-Sayn, Sohn des Grafen Alexander v. Hachenburg, früheren Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Sayn, waren vom Oberlandesgericht Hamm der Freiherr von Mirbach in Berlin, sowie der Generalmajor und Flügeladjutant Freiherr Ernst von Hoiningen, genannt von Huene, in Ulm und der Staatsminister Hentig in Gotha als Pfleger bestellt, um sein aus Kapitalien, aus mehreren in Frankreich und Russland belegenen Gütern und dem Gute Canale in Illyrien bestehendes mütterliches Vermögen zu verwalten und ihn gegenüber seinem Vater zu vertreten. Nachdem der Prinz volljährig geworden war, verlangte er von den Pflegern Abrechnung und Herausgabe seines mütterlichen Vermögens. Die Pfleger erklärten, zu dieser Rechnungslegung nicht verpflichtet zu sein, weil sie gar nicht in den Besitz des Vermögens gelangt seien. Auch habe der Prinz bei Beendigung der Pflugschaft von dem Vermögensverwalter Advokat Baillehache in Paris am 8. Februar 1897 Rechnungslegung erhalten. Der Prinz beschritt aber den Klageweg. Das ging nun eine gute Weile hin und her. Das Oberlandesgericht hat schliesslich folgende beiden Eide dem Prinzen Sayn-Wittgenstein auferlegt:

Ich schwöre u. s. w., dass mir im September 1899 vor der Unterzeichnung des Schriftstücks vom 28. September 1899 (der vorerwähnte Vergleich) eine mir vollständig verständliche, einheitlich gefasste schriftliche Schlussrechnung des Rechtsanwalts Baillehache in Paris über mein mütterliches Vermögen nicht gelegt worden ist, in welcher der Vermögensstand zur Zeit der Beendigung der über mich geführten Pflugschaft ergebende Bestand vollständig dargestellt war, so wahr u. s. w.

Ich schwöre ferner, dass ich den Verzicht vom 28. September 1899 erst dann unterschrieben habe, nachdem mir der Freiherr von Mirbach zugesagt hatte, dass mir über mein mütterliches Vermögen Rechnung gelegt, dass mir mein mütter-

liches Vermögen von meinen Pflegern herausgegeben und dass die Standeserhöhung meiner damaligen Braut zur Prinzessin von dem Freiherrn von Mirbach erwirkt werden solle, so wahr u. s. w.

Zum Schwur kam es nun nicht, da nach der Ansicht des Gerichtshofes auch ohne Beeidigung die Sache geklärt war. Das «Leipziger Tageblatt» bemerkt dazu und trifft damit den Kern der ganzen Sache:

«Der Jurist sagt: auf die Eide kommt es nicht an. Es wäre aber doch recht wertvoll gewesen, wenn sie geschworen worden wären. Denn wenn die leider nicht beschworene Aussage des Prinz Sayn-Wittgenstein-Sayn auf Wahrheit beruht, so hat in diesem Falle Frhr. von Mirbach sich unterfangen, Gnadenbeweise der Krone Preussens bei seinen persönlichen Geschäften als Wertobjekte zu benutzen.»

Sehr richtig. Das ist der springende Punkt. Es ist nun eine heikle Sache, zu sagen: Herr von Mirbach hat sich einen Leichtsinns zu Schulden kommen lassen, der ihn des Vertrauens der Kaiserin wie aller anständig denkenden Menschen unwürdig machen muss; er hat Titel u. s. w. im eigentlichen Sinne verschachert. Es ist andererseits ebenso heikel, zu sagen: der Prinz war nahe daran, einen fahrlässigen Eid zu schwören. Die Oeffentlichkeit ist auf alle Fälle in ganz hervorragendem Masse daran interessiert, über diese neueste Sensation aufgeklärt zu werden.

Wenn ein Subalternbeamter an der Post oder an der Eisenbahn mit dem «Vorwärts» in der Hand betroffen wird, so ist sein Vorgesetzter geneigt und verpflichtet, ihm die Honorigkeit der politischen Gesinnung abzusprechen. Der Mann wird beobachtet, gemassregelt. Denn er hat sich (nach der Ansicht seiner Vorgesetzten) in seiner Gesinnung etwas vergeben. Ein Mann in der Stellung Mirbachs, sollte man meinen, müsste mit Ehr- und Pflichtbegriffen mindestens so vertraut sein wie so ein minderwertiger Subalternbeamter. Ein Mann, der an einem so exponierten Posten steht, der die Gunst der Kaiserin genießt und als eine Stütze des Throns und des Altars gilt, sollte auch den leisesten Schein vermeiden, als ob er in seiner Eigenschaft als Beamter irgendwie und irgendwann einmal ins Wanken gekommen sei.

Alles, was zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangt ist, erinnert aber an den Jesuitenausspruch: «Der Zweck heiligt die Mittel». Ob und wie weit er hier in Anwendung kommen kann, wird ja die Zukunft lehren. Wenn der Eid, den der Prinz Sayn-Wittgenstein zu leisten beinahe in die Lage gekommen wäre,

die Tatsachen richtig wiedergibt, dann liegt eine Handlungsweise vor, die über die moralischen Qualitäten des Oberhofmeisters eine völlig deutliche Auskunft gibt.

Fragt sich nur: ob diese Auskunft die Ohren derer erreicht, die die Konsequenzen aus den Tatsachen zu ziehen haben. Die höchsten Stellen im Reich sind so hoch, so hoch, dass der Schall der Worte, die in der aufgeregten Menge fallen, sie nur schwer erreicht. Der oldenburgische Minister Ruhstrat ist heute noch in Amt und Würden, obwohl sich so ziemlich alle in der Meinung vereinigen, dass er ganz wo anders hingehört als auf einen Ministersessel. Es ist zu hoffen, dass Preussen sich von Oldenburg in der Berücksichtigung berechtigter Anfragen und Beschwerden recht deutlich unterscheidet.

Das Konto K ist auch heute noch unausgeglichen in den Augen des Volks. Ueber Nacht hat es sich nun in ein höchst persönliches Konto M verwandelt. Denn die Vorgänge im Civilsenat des Reichsgerichts belasten das persönliche Konto Mirbachs in ganz erheblicher Weise. Wir sind neugierig, wann und wie es ausgeglichen wird. Wir wissen uns ferner keinen Rat, wie alles das, was über Herrn von Mirbach bereits bekannt geworden ist, sich mit den Grundzügen der christlichen Ethik verträgt, über die man ja in jenen Kreisen so Herzbewegendes zu sagen weiss. Wir hegen nur die schöne Hoffnung, dass Herr von Mirbach in dieser Hinsicht eine um so imponierendere Aufklärung zu geben in der Lage sein wird, als seine finanziellen Geschäfte, soweit sie offiziellen Charakter tragen, den Stempel der Unreife nicht verhüllen können.

Wie gesagt: wir sind neugierig, wann und wie das Konto M ausgeglichen wird. Perikles.





# Bohême-Leben in Berlin

Schnelle Umriss von Thomas P. Krag

Ein unruhiges Frühjahr hatten wir.

Wir streiften umher aus den amüsanten, grossen Pensionen, wo Leute aus aller Herren Ländern wohnten: spröde, unsittliche Engländer, Russen (von denen einer sich dadurch bemerkbar machte, dass er im Pelz vor dem Kamin sass bei fünfzehn Grad R.), Künstlerinnen aus vielen Gegenden, Amerikanerinnen, mit festen, grauen Augen und genau so kalt, wie eisgekühlter, trockener Sekt . . .

Wir streiften aus solchen Pensionen hin zu den Erbsensuppenkellern, in denen fast immer in einem besonderen Zimmer eine Anzahl wunderlicher Menschen sassen: verarmte adlige Polen, die flüsternd geheime Briefe und Artikel vortrugen, die für Anarchistenblätter bestimmt waren, ihre Freundinnen, bleiche Polinnen mit wollüstig melancholischen Augen, hin und wieder ein begeistertes norwegisches Mädchen, das die vertriebenen Polen mit wahrer Heldenverehrung liebte, ab und zu der eine oder andre Ausländer, von dem man wusste, dass er «sicher» war . . .

Wir waren in den Kreis aufgenommen. Wir hörten, wie man eifrig und brennend sprach: hastig abgerissene Brocken, lieber drei Worte als zehn. Aber namentlich einen Vormittag habe ich in Erinnerung: Einer der Polen hielt eine Rede gegen «die gepanzerte Faust», gegen den Militarismus. Und plötzlich scholl Lärm von der Strasse her: ein ganzes Bataillon zog vorüber . . . Das taktfeste Stampfen der Soldaten auf das Pflaster, die Hufschläge von den Pferden der Befehlshaber, und dann die Musik: Horn und Trompete und Posaune und die hohe schrille Flöte — alles rief gleichsam: «Noch sind wir es! noch haben wir die Gewalt!»

Aber meistens lenkten wir unsre Schritte zu der kleinen Weinstube «Schwarzes Ferkel» in der Neuen Wilhelmstrasse; dort kam Holger Drachmann einige Male, und August Strindberg sass beinahe jeden Abend da und sang und spielte Guitarre für uns . . . «Piccolo, lauf und hole meine Guitarre», sagte er und der Caféjunge ging ins Hotel, wo Strindberg wohnte, und holte das Instrument. Im Ernst gesprochen, schien mir der grosse Schwede kein hervorragender Musiker zu sein; doch, ich glaube, er selbst fand das auch nicht. Aber er pflegte auch die Malkunst, und in der

wollte er ein Genie sein, was er, wie ich dreist behauptete, nicht war. Er schenkte, als er abreiste, dem Wirt im «Schwarzen Ferkel» ein Bild, das dieser entzückt einrahmen und an dem Ehrenplatz in der Weinstube aufhängen liess. Er zeigte es als Sehenswürdigkeit des Cafés vor und nannte es schlaue «Schwarze Wolken».

Strindberg sprach viel in den Dämmerstunden. Ich glaube, schon damals — es mögen jetzt elf Jahre her sein — begann sein «Inferno» sich in ihm zu gestalten. Er sass immer mit einem oder mehreren Aerzten zusammen und entwickelte seine Theorien in einem stark gefärbten, fliessenden Deutsch. Unter diesen Aerzten befanden sich ein paar berühmte Chirurgen und dieser und jener Nervenarzt. Sie schienen in hohem Masse von Strindbergs barocken Behauptungen gefesselt zu sein.

Ich besinne mich auf mehrere von ihnen. Da war ein Chirurg, der einem flotten Jagdjunker ähnlich sah; ein blonder, solider Germane, der immer auf Strindberg eine Rede hielt. Ich denke an einen Nervenarzt mit kaltem und doch glühendem Blick. Seine Augen hatten wahrlich etwas Eigenes an sich bekommen — vielleicht durch sein tägliches Hineinstarren in die angsterfüllten oder erloschenen Augen der Geisteskranken. Wie er dasass und aufmerksam dem grossen Höhlenbewohner Strindberg lauschte, der vor ihm sass und dann und wann Haufen von Gedanken heraus-schleuderte, die wie Welten in Lichtnebel erschienen. Wie dieser sonderbare Mann ihn interessierte: dieser Wilde, der sich für einen grossen, modernen Rechenmeister hielt, dessen eigentliches Verdienst jedoch darin besteht, dem Pulsschlag der Welt gelauscht zu haben, die «Urnatur» in allem «Modernen» gefunden, es losgerissen und wie ein blutendes Stück Fleisch emporgehalten zu haben, so dass wir alle es sahn . . .

Es war ein unruhiges Frühjahr . . .

Mehr und mehr Leute sammelten und trafen sich: in den grossen Pensionen, in den kleinen Erbsensuppenkellern, im «Schwarzen Ferkel»: Norweger, Schweden, Polen, Deutsche. Jeder Tag brachte einen neuen: eines Tages erschien plötzlich Bruno Liljefors, er, der in seinen wunderschönen Bildern das Geheimnisvolle an den Tieren herausfand, am nächsten Tage sass Frau Tavaststjerna dort, wieder am folgenden Tage kam Christian Krohg mit Frau Oda Krohg, dann wieder Edvard Munch und Gunnar Heiberg, kurz danach der norwegische Kapitän Segelcke, der Malerei studierte, ferner der berühmte deutsche Zeichner Schlittgen, den Fürst Bismarck über Lenbach stellte: «ach», sollte er gesagt haben, «Schlittgen ist denn doch der tüchtigste Künstler von der Welt».

\*     \*     \*

Ich kam viele Jahre später wieder. Ich ging in die Pension . . . da wohnten jetzt keine Bekannten mehr. Ich begab mich in die Weinstube; sie war öde und leer. Da sassen nur ein paar zornige alte Knaben vor ihrem Glas Bier und waren wütend, weil der Wirt keine Frankfurter Würstchen mehr hatte . . .

Aber im Laufe des Nachmittags traf ich unerwartet einen der Aerzte, mit denen Strindberg während seines Berliner Aufenthaltes verkehrte. Wir gingen ein Stück zusammen. Ich fragte, wo ich am besten den Abend verbringen würde. Er dachte nach. Ja, sagte er . . . diese Variétés sind ja ziemlich trivial . . . und ins Theater geh ich fast gar nicht mehr. Unser Theaterpublikum ist nicht länger naiv, sondern bequem und «hochgeehrt». Seine Trägheit und Würde schlägt wie durch Ansteckung alle Kunst im Theater nieder. Aber da fällt mir ein: heute ist Freitag: bleiben Sie mit mir zusammen . . . lassen Sie uns in einen Klub gehen, dem ich angehöre. Sie werden etwas sehn und hören, was Sie noch nie gesehn und gehört haben. Sie werden leidenschaftliche Kunstliebhaber sich einander mitteilen hören. Die meisten von ihnen sind Amateure, aber von grossem Talent. Sie werden vielleicht einen Mann Wagner vortragen hören, weil er nicht allein musikalisch ist, sondern weil Wagner sein Leben ist . . . Sie werden vielleicht einen sonderbaren Herrn einige Verse aufsagen hören. Er ist ein berühmter Philologe. Die Verse hat er aus dem Latein des frühen Mittelalters übersetzt. Sie werden verstehn, dass der Mann diese Legenden liebt, wie ein junger Mensch sein Mädchen liebt. Wenn er die alten Verse und Legenden erzählt, werden Sie in einen Abgrund von Zeiten hinabstarren, die Sie nicht kennen; aber Sie mögen ihn nur sehn und anhören, und Sie werden vielleicht ihren tiefen Sinn verstehn. Sie werden ganz sicher heute Abend einen merkwürdigen Violinisten hören. Sie werden sich selber fragen, von welchem Komponisten er Stücke spielt. Ich kann Ihnen jetzt schon verraten, dass er improvisiert.

Und das Publikum ist nicht bequem und hochgeehrt. Und es sitzt nicht auf Wache, bereit sein Gemüt zu verhärten. Auch nicht mit zärtlichen Augen und voller Schmeichelei. Es hört sich altmodisch und schwülstig an, und dennoch sage ich: Unser Saal ist ein Opferhain. Es ist manches Mal mehr Feierlichkeit unter uns als unter dem Publikum der ganzen Welt . . .

Lasst uns dort hingehn.

Wir standen endlich in einem mittelgrossen Saal. Es waren schon viele Menschen versammelt. Sie waren angekleidet wie zu hohem Fest. Die Frauen hatten sehr stilvolle, elegante Roben, aber nicht einfache, nicht vorsichtige, einige von ihnen waren sogar ganz phantastisch, aber wie wurden sie getragen!

Eine hübsche Dame mit eigentümlichem Gesicht, halb klassisch, halb pervers modern, trug ein faltenreiches Kleid aus schwerer, dunkelroter Seide mit schwarzem Einschlag, und in ihr Haar geflochten waren lebende, tiefrote Rosen. Ein andres Weib, eine hohe, dunkle Russin, trug ein eigenartiges, altertümliches Gewand von barbarischer, goldner Pracht. Es war wohl eine altrussische Nationaltracht, und sie trug sie mit Anstand, obwohl sie schwerlich über fünfundzwanzig Jahre sein mochte. Andre waren da, die meisten habe ich vergessen. Man plauderte zusammen und lachte. Aber ein günstiger Ton herrschte unter diesem Publikum. Keine Neugierde, kein Gaffen nach dem oder jenem. Keine Konkurrenz, keine flüsternden Bemerkungen.

Plötzlich wurde es dunkler im Saale. Dort hinten am grossen Flügel stand ein älterer Mann mit seiner Geige unter dem Kinn. Ein paar leichte, prüfende Streiche. Dann begann er zu spielen.

Niemals habe ich wundersameres Spiel gehört. Man kann herrliche Tonkünstler hören, Ysaye, Friedberg, Sarasate . . . aber die tägliche Anforderung, die Routine, stumpft sie zuletzt ab. Ihre Virtuosität höhlt sie nicht selten aus. Sie werden übermütig. Aber niemand darf übermütig sein der Violine gegenüber. Dies Instrument fordert Schlachtopfer. Sie ist der grosse Dämon unter den Instrumenten. Sie spannt vom Krystallhimmel bis zur Hölle. Sogar die herrlichste Menschenstimme ist arm im Vergleich zu ihr. Sie besitzt alle Künste und Wissenschaften und alles Leben. Sie ist Mathematik, aber sie ist auch Alchemie. Sie hat Sterne zu eigen, die in Licht und in Bahnen schwingen, aber sie murmelt ab und zu dunkle Astrologie. Sie ist klarer Tag, aber sie ist auch Traum. Sie besitzt das schärfste Licht und die weichste Dämmerung, sie hat die Gesichte eines fieberkranken Gehirns, aber sie hat auch die Berechnungen eines kalten Verstandes. Sie birgt das tiefste Schluchzen und den bittersten Hohn. Als Gott den Menschen die Mysterien seines Himmels und seiner Hölle verheimlichen wollte, lachte er boshaft und gab den Menschen die Violine, damit sie doch Mysterien ahnen sollten. Denn sie flüstert zu verborgenen Sinnen.

Dieser Violinton, der jetzt aufstieg, war nicht blasiert. Ich habe einen Menschen auf ähnliche Weise spielen, ebenso verblüffend improvisieren hören: Sigbjörn Obstfelder. Aber sein Ton war oftmals unrein. Der Ton, dessen Klang sich jetzt erhob, war rein. Er umspannte einen, er zog einen mit sich . . . wenn man auch widerstrebte . . . und man gab sich zuletzt fröhlich hin.

Und die Begleitung zur Improvisation — sie folgte demütig, wo sie sollte, sie schwieg bisweilen, meldete sich wieder, brach

plötzlich hervor, wenn sie etwas zu sagen hatte, kommende Töne erratend, vorwärts tastend mit behutsamer, aber sicherer Schlafwandlerhand.

Es kam eine neue Nummer: ein Mann trat auf, ein dunkler, stiller Mann mit kaltem Blick hinter einem blitzenden Kneifer, fast kahlköpfig; seine nervösen weissen Finger hielten die ganze Zeit hindurch eine dünne Zigarette, die er dann und wann an ein Paar schmale Lippen führte, mechanisch, ohne zu rauchen. Die Zigarette und das flüchtige Lächeln waren seine Maske. Er las Heine und Lenau. Keine Bewegungen, seine Stimme klang kalt und doch von dem Geist des Gedichtes durchstrahlt. Er las andre Sachen, zuletzt von Thomas de Quincey. Er las von ihm «*Suspiria de profundis*». Es war Stille ringsum, alle empfanden es, als ob ihnen ein Verstorbener begegnete, der unverschuldet unglücklich gewesen war... Er schloss mit einigen wunderlichen Zeilen über «die Mutter der Finsternis»:

«Schweig, wenn wir von ihr reden. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt; denn dann würden nur wenige Menschen leben. Sie darf sich nur dem nähern, bei dem eine tiefe Natur durch äussere und innere Erschütterungen zum Erbeben gebracht ist. Sie ist des Wahnsinns Mutter und die, die zum Selbstmord auffordert. An vielen Häusern geht sie vorbei, aber dort, wo sie herein will, erstürmt sie alle Mauern. Und ihr Name ist mater Tenebrarum: «der Finsternis Mutter».

Er stand bleich da oben und schwieg. Seine Miene hatte ihn verraten. Vielleicht fühlte er sich unwohl, wie der sich unwohl fühlen muss, der sein Herz zu sehr geöffnet hat. . .

Neue Nummern folgten. Eine, in der vier junge «griechische» Mädchen wechselweise einander zusangen . . . sie war nicht ganz gut.

Wir gingen. Was wir im Gedächtnis bewahrten, waren die beiden Männer, die zu Männern sprachen. Der Violinist und der stille Rezitator . . .

Wie wunderbar der Saal gewesen war: die Gesichter der Anwesenden, die bleich im Halbdunkel zu erkennen waren: in Schwarz und Weiss, in Seide mit Blumen . . . Gegenwart . . . und doch eine stille Stätte . . . ohne Aufdringlichkeit und Wohlfeilheit . . . eine eigenartige Erinnerung.

Uebersetzt von G. Bargum, Kopenhagen.



# Unter den Sternen.

Am Strande von Sylt. Anfang Herbst. Die Sonne ist im Meere versunken. Es dunkelt schnell. Nur vereinzelt, in Plaids gemummt, sind noch Badegäste zu bemerken. Auf zwei Strandstühlen sitzen nebeneinander: Vitorina, eine junge Witwe in Schwarz, und Fernando, junger Witwer, elegant und einfach wie sie. Eine Weile sehn die beiden schweigend über das Wasser fort in den rötlich verblaffenden Himmel und geben ihre Gedanken dem eintönigen Gemurmeln der Brandung hin. Dann beginnt:

Fernando: Wenn dieser Abend nun ewig wäre.

Vitorina: Wie meinen Sie das?

Fernando: Ich weiß die Zeit nicht mehr, daß es bei mir einmal so ruhig war.

Vitorina: Der Abend fliegt vorüber wie die Möve dort. Vielleicht noch schneller.

Fernando: Ja, man sollte sich daran gewöhnen, zu denken, daß das Glück auf Möwenflügeln wohnt.

Vitorina: Aber glauben Sie mir: Was uns das Leben auch bringen mag: die törichten Wünsche hören nicht auf.

Fernando: Ich weiß nicht, ob die Wünsche töricht sind. Nur daß wir an sie glauben, ja, das ist töricht.

Vitorina: Wir wollen uns deshalb mit den Wünschen begnügen lassen und nicht daran denken, ihnen eine Erfüllung zu beschaffen. Wollen wir uns mit den Wünschen begnügen lassen? Sie reicht Fernando die Hand.

Fernando legt die seinige als Zeichen des Einverständnisses hinein.  
Zaghaft: Ja.

Pause.

Fernando zum Himmel empordeutend: Sehn Sie dort oben. Der Abendstern.

Vitorina: Er ist sehr weit von hier.

Fernando: Wir werden ihn nie zu deuten wissen.

Vitorina: Die Leute sagen immer, daß die Märchen Wahrheit seien. Gibt es wundervollere Märchen als die silbernen Sterne?

Fernando: Sehn Sie den großen glänzenden. Möchten Sie einmal dort hinauf?

Vitorina: Nein. Möchten Sie, daß die Märchen zur Wahrheit würden? Dann wären es ja keine Märchen mehr, und aller Zauber wäre verschwunden.

Fernando: Immer neue tauchen auf. Sehn Sie doch, ein

ganzes Rudel in einem Kreis. Und da über dem Leuchtturm der funkelnde. Der ist wie eine Verheißung. Der lockt mich.

Vitorina: Wie wunderbar dies alles ist. Und wie kurz wir zumeist darüber denken.

fernando: Es ist nicht nütze, darüber zu denken.

Vitorina: Meinen Sie? Ich glaube doch, daß es zu etwas nütze sei. Sehn Sie diese unendliche fülle: Milliarden und aber Milliarden. Sie sind auch bei Tage da, aber wir sehn sie nicht, dem unsre Augen sind von der Sonne geblendet. Und es gibt noch unendliche, undenkbar unendliche füllten anderer solcher Gestirne, aber unsern Blicken auf immer verborgen, denn das, was wir hier über uns sehn, ist nur das Mindeste des Wunderbaren. Was will unsre kleine Erde in dieser Unendlichkeit heißen? Was haben Sie zu bedeuten und ich? Was haben unsre Gefühle zu bedeuten und unsre Gefühlen, die uns so riesengroß erscheinen, im Angesicht dieses Unendlichen, unser kindliches Wissen, unsre engen Vorstellungen von Freiheit, Schicksal, Gerechtigkeit, Willen, Gott? Es ist mir gewiß, daß nicht ein einziger dieser Begriffe dem Ewigen standhält.

fernando: Sie philosophieren, Vitorina?

Vitorina: Ich empfinde das nur.

fernando: Vitorina, ich wünschte, ich hätte Ihren toten Gatten gekannt.

Vitorina: Hören Sie, wie dort hinter den Dünen die Wildgans ruft.

fernando: War Ihr Gatte eigentlich älter als Sie?

Vitorina: Hören Sie die Wildgans.

fernando: Vitorina . . . .

Vitorina: Ist es nicht wundersam, wenn solch ein Vogel durch den Abend ruft? Ist es nicht, als sei die Natur zu einem tiefen Gedicht geworden? Wie ist dieser Abend schön.

fernando: Vitorina, sprechen Sie nicht weiter so. Sprechen Sie nicht so heimelig, sagen Sie lieber etwas Gewöhnliches, Plattes. Andern Sie vor allem den Ton Ihrer Stimme, ich muß sonst fliehn.

Vitorina ruhig: So bang ist Ihnen? Beim bloßen Klang einer Frauenstimme, die Sie erst wenige Stunden kennen?

fernando: Es ist nicht die Stimme allein.

Vitorina: Aber ja, Sie haben recht. Ich werde mich bemühen, so kalt und platt zu sprechen, wie mir möglich ist. Es ist meine Pflicht sogar. Nachdenklich: Oder . . . sollte es doch meine Pflicht nicht sein?

fernando: Ja, es ist Ihre Pflicht, bei Gott, Vitorina; glauben Sie mir.

Vitorino: Verzeihn Sie. Wie lange ist Ihre Gemahlin eigentlich schon tot?

Fernando: Kaum ein Jahr. Wie kommen Sie darauf?

Vitorina: Es flog mir so in den Sinn. Weil Ihnen so bange ist, wissen Sie?

Sie zwingen sich beide, zu lächeln. Pause.



E. R. Weiss.

Fernando: Wissen Sie, Vitorina, daß es Menschen gibt, die niemals aufhören, glücklich zu sein? Es sind Menschen von kurzem Gesicht und behaglichem Verstand, und es ist ihr Wunsch nicht, Flügel zu haben, um sich über die andern fortzuschwingen und alles zu erkennen und zu erfahren. Sie zweifeln nicht, sondern sie glauben. Ihre Sinne sind nicht fein, darum ertragen sie so



viel. Ihr Geist ist bescheiden, darum ist er zufrieden. Ich möchte nicht sein, wie jene Menschen sind — und dennoch: wie beneide ich sie! O, wie beneide ich sie!

Vitorina ruhig: Denn sie haben den Frieden.

Fernando: Haben Sie auch schon einmal etwas wie Neid gegen jene Menschen gefühlt?

Vitorina. Wer sagt Ihnen denn, mein Freund, daß ich nicht selbst zu jenen Menschen gehöre?

Fernando: Jetzt scherzen Sie.

Vitorina: Wieso?

Fernando: Haben Sie den Frieden?

Vitorina sieht auf das Meer hinaus.

Fernando in verändertem Ton: Es ist eine seltsame Natur, in die wir verschlagen sind. Warum kann sie uns niemals das Gewöhnliche ersparen? Sie hat fast eine Freude daran, die edelsten, glühendsten Gefühle allmählich in die niedrigsten zu verwandeln, die freilich nicht weniger glühend sind. Sie tut es immer — nur nicht bei jener ewig zufriedenen Klasse, von der wir eben gesprochen haben.

Vitorina nickt.

Fernando: Ein Mann liebt eine Frau mit den höchsten, heiligsten Gefühlen, vor deren Heiligkeit er fast erschrickt, da er sich bis dahin nie bewußt geworden war, daß er so heilige Tiefen in sich hätte. Er weiß, daß sein Leben ohne jene Frau nicht mehr gedeihen kann, daß er verkümmern müßte ohne sie, er will sie deshalb zu seinem Weibe machen. Er geht zu ihr und findet, daß sie ihm ganz die gleichen Empfindungen entgegenbringt, die ihn für sie ergriffen haben. Beiden wird es zur Gewißheit, daß sie vom Himmel für einander geschaffen seien. Sie beben und jubeln und küssen sich. Und verbinden sich dann, um lachend dem ersehnten Glück entgegenzulaufen.

Die Armen. Sie wissen nicht, daß der Gipfel schon hinter ihnen liegt. Jener Augenblick, in dem sie ihre Liebe erkannten, das war das Höchste, denn es war das Reinste. Nun geht es den Berg hinab. Langsam, so langsam, daß sie es selbst noch gar nicht spüren. Aber plötzlich kommt dann der Tag — er kommt immer. Die Blut ist verglüh't, und die Wärme befriedigt nicht mehr, da ihr die Blut vorangegangen war.

Vitorina: Nun kommt das Gleichgültige. Das entsetzlich Oede. Das ewig Graue.

Fernando: Die Küsse hören auf, und die Hände legen sich müde ineinander.

Vitorina: Es ist, als ob die Sonne verschleierte Strahlen hätte. Das Leben hat seinen Glanz verloren.

**fernando:** Die Nächte sind kalt, und eine fremde Sehnsucht stellt sich ein. Die Liebe ist nun längst schon tot, und eines Tages, ganz plötzlich, ohne daß man es ahnte vorher, ohne daß man ihn will und noch recht kennt, da kommt . . . .

**Vitorina:** Der Haß.

**fernando nickt:** Er ist dann das Letzte. Woher er kommt? O, aus der Liebe, aus der großen Liebe. Da schlief er im Keim schon von Anfang an, so wie die letzte Stunde in der ersten schläft, so wie der Tod im brausenden Leben begründet ist.

**Vitorina:** Und wie es beginnt. Wissen Sie, wie es beginnt?! Mit einem Blick, mit einem eisigen, unheimlichen, fremden Blick, vor dem man erschrickt bis ins Mark, da man ihn nie bis dahin erfahren hat. O, wie entsetzlich fremd kann der Blick eines menschlichen Auges sein. Er kann Mauern aufrichten.

**fernando:** Der eine fängt an, das Wesen des andern heimlich zu belauern, woran er bis dahin niemals dachte, und findet plötzlich, daß die Bewegungen des andern häßlich sind, seelenlos; und seine Worte rauh, unfein, und ihr Inhalt plump. Er schilt sich einen Narren, daß er dies alles früher nie bemerkte. Er möchte den andern schlagen für jede seiner häßlichen Bewegungen, für jedes seiner kindischen Worte. Er möchte ihn schimpfen mit ganz gewöhnlichen Worten, aber er schweigt und beißt die Zähne zusammen. Er ist gereizt bis aufs Blut, er möchte weinen wie ein Kind und weiß nicht, was er will und was er empfindet. Nur dies eine weiß er: daß er unglücklich ist — durch den andern.

**Vitorina:** Vielleicht hat sich sein Auge auch an einer andern Frau erfreut. Oder das ihrige an einem andern Mann.

**fernando:** Warum nicht? Wir sind mit Sinnen begabt, die wollen ihre Nahrung haben. Aber wie dem auch sei: das Glück ist in eine tiefe Nacht begraben.

**Vitorina:** Und dann?

**fernando:** Ich sagte schon, daß es das Letzte sei. Das Leben dehnt sich noch weit, aber glanzlos und ohne Süße. Die Augen verlernen es, Freude an der Schönheit zu haben und das goldne Licht zu trinken. Um die Lippen kommt ein Zug, als müßten sie ewig Bitteres schmecken.

**Vitorina:** Die Menschen sollen es nicht so weit kommen lassen. Sie müssen sich trennen, ehe es so weit kommt.

**fernando:** Wenn sie ehrlich sind, ja. Meist haben sie nicht den Mut dazu.

**Vitorina:** Sie haben Recht. Es gehört ein Mut dazu, ehrlich zu sein. Und auch ein Entschluß. Wie leicht verlieren wir die Kraft, einen Entschluß zu fassen.

**Fernando:** Es ist ein seltener Segen, wenn die Natur selbst ein Erbarmen hat.

**Vitorina** steht ihn fragend an.

**Fernando:** Ich meine, wenn sie einen sterben läßt von den beiden. Das ist noch das Beste. Oder nicht?

**Vitorina** unsicher: Es mag wohl das Beste sein — vielleicht, ja. Aber gut — nein, nein, nein, gut ist dies alles nicht. . .

**Fernando:** Wissen Sie, Vitorina, daß es Nächte gibt, in denen sich ein Mensch die Augen rot weint nach dem Toten, den er einst haßte?

**Vitorina:** Der Tod verändert alles Gewesene.

**Fernando:** Er vergoldet es.

**Vitorina:** Die Erinnerung sieht nie das Graue, durch das wir schritten, sondern nur die glänzenden Stunden, die wir mit Lachen genossen. Das Glück des ersten Anfangs, das süße, reine, läßt uns nicht los, und wir verzehren uns in Sehnen danach.

**Fernando:** Wir leben es nur einmal. Die Sehnsucht ist Vergewöhnung. Aber hier kann die Vernunft nichts tun.

**Vitorina** plötzlich in die ferne hinausdeutend: Ah — sehn Sie dort . . . Nun ist es vorbei. Haben Sie das Meteor gesehen, das da drüben vom Himmel fiel und im Wasser versank?

**Fernando:** Ich habe es gesehen. Haben Sie sich etwas gewünscht bei seinem Fall?

**Vitorina:** Ja, mein Freund.

**Fernando:** Aber die Wünsche sind Torheit, Vitorina . . .

**Vitorina** in die ferne blickend: Dieser Wunsch nicht. Ich habe mir gewünscht, daß Sie mich bald recht tief . . . verachten möchten.

**Fernando** bittend: Vitorina . . .

Sie schüttelt abwehrend das Haupt und sieht schweigend auf das schwarze Meer hinaus, auf dem hier und da weiße Schaumstreifen empor-tauchen. Bald beginnt sie zu frösteln.

**Vitorina** aufstehend: Kommen Sie. Mich friert, mich friert. Dieser Abend ist kalt.

**Fernando** sich gleichfalls erhebend: Kalt wie das Leben, Vitorina.

Es ist fast dunkel geworden, der Himmel ist überfüllt von unzähligen Sternen. Vitorina legt sich ein Plaid um die Schultern. Fernando will ihr dabei behilflich sein, aber sie wehrt ihn ab. Sie schreiten stumm den Strand hinan und steigen die Dünen empor. Hierbei reicht Fernando seiner Begleiterin den Arm. Sie legt den ihrigen hinein, doch nach wenigen Schritten schon zieht sie ihn hastig wieder heraus. So wandern sie nebeneinander dem Dorfe zu.

Hans Bethge. !

# Der Indizienbeweis

Da ich doch wohl bei der Angelegenheit Lublinski contra Holz schliesslich auch beteiligt bin, sei mir gestattet, hier und an diesem Punkte der Diskussion, noch einmal das Wort zu ergreifen. Es mag ja sein, dass die Sache sich ein wenig in die Länge zieht; aber, ich meine, sie ist wichtig genug und es lohnt sich, sie gründlich zu ventilieren. Erstens: Der Gerechtigkeit wegen; zweitens: Der Ordnung und, ich möchte sagen, der Reinlichkeit wegen; drittens aber, und nicht an letzter Stelle, weil es sehr nützt, dass endlich in die Anfänge der neuen Richtung Klarheit kommt und gewissen Suggestionen der Garaus gemacht wird, die denn nachgerade doch ein wenig zu viel Verwirrung angerichtet haben. Sei es gerade herausgesagt: ein gutes Stück deutscher literarischer Decadence wird mit diesem Fall, ich denke: sehr zu allgemeinerem Nutz, aufgerollt! — Im übrigen aber wird ja wohl die Sache durch das Folgende, hoff' ich, um ein gut Stück abgekürzt sein. —

Ich möchte hier an eine Stelle in Lublinskis, «Ein Attentat von Arno Holz» betitelten, gegen Holz gerichteten Aufsatz in Heft 1 des «Neuen Magazin» vom 2. Juli anknüpfen.

Es heisst daselbst auf S. 32: «Schlaf hat die sehr positive Behauptung aufgestellt, dass er von Holz zwar starke und entscheidende Anregungen empfangen, sich dann aber sehr rasch von ihm emanzipiert hätte. Eigentlich nur «Die kleine Emmi» wäre ganz und gar unter dem Einfluss von Holz entstanden, während Schlaf für die spätern Novellen der «Neuen Gleise» sich selbst schon eine grössere Selbständigkeit und für die «Familie Selicke» die eigentliche Urheberschaft zuspricht. Dieser Schlafschen Auffassung kann ich in diesem weiten Umfang nicht beistimmen, aber nur, wie ich betonen möchte, aus literarhistorisch-ästhetischen Gründen nicht, denn die sogenannten Gegenbeweise und Dokumente in der Holzschen Broschüre sind entweder von einer entzückenden Belanglosigkeit, oder sie bestätigen eher Schlafs Behauptungen.»

Es kommt mir vor allem auf den letzten Satz dieses Zitats an.

Ich habe mich, ganz abgesehen von dem persönlichen Interesse, das ich selbstverständlich an dieser Polemik Lublinski contra Holz nehmen muss, rein objektiv, über den in Rede stehenden polemischen Aufsatz Lublinskis gefreut. Er ist ein gutes und braves Stück Kritik, dessen Vorzüge wohl jedem verständigen und besonnenen Menschen unmittelbar einleuchtend sind. Vor allem finde ich es meisterhaft, wie Lublinski die Art der Holzschen Polemik — vgl. S. 33 unten — charakterisiert. Denn sicher: die mit aalglatter Schlauheit ausweichende und um das Eigentliche herumgehende Art eines Menschen, der einer innerlich faulen und unhaltbaren Prätension einen möglichst überzeugenden Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben sucht: Das ist Holzens Taktik in dieser ganzen Angelegenheit. Nicht prächtiger konnte die schwache Seite des Gegners entblösst werden, als es von Lublinski geschehn ist! —

Aber nun der Punkt, an den ich hier anknüpfen möchte.

Gewiss: es musste Lublinski in diesem Aufsätze vor allem darauf ankommen, da Holz ihn als Verleumder verklagen will, zunächst zu betonen, wie wenig Ursache Holz eigentlich nach dem, was Lublinski in seiner «Bilanz der Moderne» über Holzens Verdienste für die neuere deutsche Literatur ausgeführt, zu einer solchen Klage besitzt; er musste darauf hinweisen, wie ungleich näher gerade seine Auffassung über diese Verdienste in der «Bilanz» Holzens Prätionen steht als den von mir in dieser Angelegenheit erhobenen. Immerhin bezeichnet Lublinski bereits hier die von Holz gegen mich bisher aufgebrauchten Gegenbeweise und Dokumente als «sogenannte» und sagt, dass sie «entweder von einer entzückenden Belanglosigkeit seien» oder eher «Schlafs Behauptungen bestätigen». Er will jedoch an jener Stelle nicht abschweifen, sondern sich über diesen Punkt ein anderes Mal mit Holz nach Herzenslust raufen. Aus alledem scheint ja wohl hervorzugehen, dass Lublinskis gegenwärtige Ansicht über Holzens Verdienste um unsre neuere Literatur im Stillen bereits um ein Bedeutendes von seiner in der «Bilanz der Moderne» niedergelegten Auffassung abweicht.

Wenn dies nun der Fall ist — und es wird ja wohl und kann bereits nicht anders sein — so muss ich gestehn, dass mir die Formulierung des Anfangssatzes im oben angeführten Zitat nicht recht verständlich ist.

Lublinski schreibt: «Dieser Schlafschen Auffassung» — er hat sie kurz vorher zitiert — «kann ich in diesem weiten Umfang nicht bestimmen, aber nur, wie ich betonen möchte, aus literarhistorisch-ästhetischen Gründen nicht.» Das stellt sich in einigen Widerspruch zu dem, was gleich hinterher folgt. Denn wenn die sogenannten Gegenbeweise und Dokumente in der Holzschens Broschüre entweder von einer entzückenden Belanglosigkeit sind «oder eher Schlafs Behauptungen bestätigen», so kann doch wohl Lublinski bereits jetzt nicht mehr recht von «literarhistorisch-ästhetischen Gründen» sprechen, die ihn hindern, «Schlafs Auffassung in diesem weiten Umfang beizustimmen», oder jedenfalls, diese Gründe wären denn doch wohl bereits bedenklich erschüttert. Ich meine, Lublinski wird ihnen sowieso, unbedingt, gar bald den Laufpass zu geben genötigt sein; gerade er, als ein Mann, der hier, wie in seiner «Bilanz der Moderne», ein so vortreffliches kritisch-ästhetisches, wie ethisches Distinktionsvermögen bewährt hat. —

Ich sage, diese «literarhistorisch-ästhetischen Gründe» sind bereits erschüttert. Es könnten nun aber immerhin bis zu einem gewissen Grade noch welche vorhanden sein, welche den Wert der von mir aufgestellten positiven Behauptungen über unsre damalige Zusammenarbeit noch in irgend einem Grade beeinträchtigen. — Sind noch welche vorhanden? Nun ja, und ich werde gleich auf sie zu sprechen kommen; nicht ohne sie auf ihren positiven Wert hin etwas eingehender zu untersuchen.

Vor allem möchte ich aber zuvörderst auf eins hinweisen. Ich habe also gewisse ganz positive Mitteilungen über die tatsächliche Art unsrer Zusammenarbeit gemacht. Sie seien hier vorerst noch einmal wiederholt.

Erstens: was die Novellen der «Neuen Gleise» anbelangt, so sind völlig gemeinsam von uns geschrieben: 1. «Die kleine Emmi» und 2. «Papa Hamlet»; so jedoch, dass wir Satz für Satz, ich möchte sagen: Wort für Wort gemeinsam durchgesprochen, abgewägt und seine endgültige Fassung festgestellt haben, die Holz mir dann,

in unser beider Namen, in die Feder diktierter. Wohlgeremt: Der Duktus des Inhalts ging auch hier, ich kann wohl sagen: **völlig** von mir aus. — Die übrigen Novellen jedoch haben mich zum alleinigen Verfasser; und besonders jene ganz eigene Art derselben, wie sie durch «Krumme Windgasse» und vor allem durch «Die Papierene Passion» gekennzeichnet ist.

Zweitens: das Drama «Die Familie Selicke» ist in Konzeption, Entwurf und Aufbau und in der Niederschrift von mir allein. Dies wird von Holz selbst, wenschon lau und zögernd, zugegeben; wenngleich er seinen Anteil an einer gemeinsamen Feile als grösser hinstellen sucht, als ich ihn bezeichnet habe, und behauptet, dass er das Drama vorher mit mir genau durchgesprochen habe. Das letztere ist aber gar nicht der Fall; sondern ich habe alles nach und nach zu Hause und bei unsren Spaziergängen — sie fanden, wenn Arno Holz sich besinnen will, die Kaiserallee hinauf statt — vor ihm entstehen lassen, und er hat nichts dazu geäußert und gegeben, als dass er immer wieder sagte: er müsse alles bis ins letzte mir überlassen, da er selbst nicht produzieren könne und zu sehr von seinen theoretischen Arbeiten in Anspruch genommen sei. Er arbeitete damals am ersten seiner kleinen Bücher über «Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze». — Ich habe ferner ganz positiv ausgesagt, dass wir gemeinsam — und gewissermassen «pro forma», ein damaliger Ausdruck von Holz selbst — einige Feilen auf den ersten sieben Seiten des ersten Aufzuges und auf der letzten des dritten gemacht haben, Holz behauptet, dass er die Niederschrift durchgesehn und derartig verbessert habe, dass ihm der Hauptanteil an dem Werk gebühre. — Ich weise darauf hin, wie allgemein und unbestimmt diese Behauptung ist gegenüber der durchaus positiven und detaillierten Angabe, die ich gemacht habe! — Warum stellt Holz ihr nicht eine gleich positive entgegen? Warum bezeichnet er nicht den Umfang jener von ihm behaupteten Durchsicht und Verbesserung in gleicher Weise genau und detailliert, wie ich meine Angaben gemacht habe??

Nun: Dies wären denn also noch einmal meine positiven Angaben über unsre Zusammenarbeit, von denen ich nicht einen Finger breit abgehe und abgehn darf. Holz ist in all seiner bisherigen Polemik um sie herumgegangen wie um den bekannten «heissen Brei», hat ihnen aber gleich positive nicht entgegenzustellen vermocht; vielmehr: er hat sie selbst hier und da entweder widerwillig direkt zugeben oder sie auch unwillkürlich bestätigt! —

Wir sehen: Die «literarhistorisch-ästhetischen Gründe» schrumpfen immer mehr zusammen.

Ich sagte aber nun vorhin selbst, dass dennoch welche vorhanden sein könnten, die, wenn auch nicht den ganzen Umfang von Holzens Präntensionen, so doch diese noch zu einem guten Teil rechtfertigen und unterstützen könnten, so dass Holz immer noch und in der Tat der «Vater der neuen Literatur» und der «Schöpfer eines neuen Stils» genannt werden könnte.

Worauf könnten diese Gründe sich nun aber stützen?

Nun ich meine: 1. auf jene gemeinsame Arbeit an der «Kleinen-Emmi» — der «Papa Hamlet» käme als eine Arbeit aus einem sehr vor

gerückten Stadium unserer literarischen Freundschaft hier wohl bereits nicht mehr so recht in Betracht; den meisten und grössten Beweiswert für diesen Punkt wird offenbar jene erste Arbeit besitzen; 2. auf Holzens theoretische Veröffentlichungen; auf seine Büchlein über «Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze».

Was den ersten Punkt anbelangt, so könnte ja unter Umständen Holzens Anteil an jener gemeinsamen ersten Arbeit der «Kleinen Emmi» derartig sein, dass er bereits völlig genügte, Holz zum «Schöpfer eines neuen Stils» zu machen.

Sehen wir nun zu, ob er tatsächlich dazu genügt.

Der Sachverhalt ist folgender: Ich meinerseits brachte zu jener Zusammenarbeit die Skizze, das erste Brouillon eines Kapitels aus einem Roman herbei, in dem ich Impressionen aus dem Leben des deutschen Couleurstudenten geben wollte. Das, was ich von diesem Roman damals bereits im allerersten, flüchtigen und rohen Entwurf auf dem Papier hatte, zeigte bereits immerhin schon, wie ich hier zu betonen für nötig halte, deutliche Spuren eines französisch-naturalistischen Einflusses. Ein Faktor, der, wie ich meine, immerhin zu einem gewissen Teil und Grad und im Stillen mit in die Zusammenarbeit von vornherein hineinwirkte. — Ein anderer derartiger zu einem gewissen Teil und Grad und im Stillen von vornherein mit in die Zusammenarbeit hineinwirkender Faktor war ferner die Gestalt und der Charakter des Stückes als kurzes Romankapitel. Ein dritter derartiger Faktor war endlich sein Inhalt. Ich meine: man kann solch ein Stück, nach was für einer Technik auch immer, später überarbeiten oder ausarbeiten oder ausfeilen: Faktoren wie die eben angeführten werden ihrerseits von vornherein mehr oder weniger unwillkürlich von selbst und naturnotwendig eine solche Uebearbeitung und Technik modifizieren. — Das nun aber haben tatsächlich diese Faktoren in diesem Falle getan. Was aber nun haben sie modifiziert? Etwa eine bereits in sich feste und sichere Technik, die Holz hinzubachte? Dies ist der Punkt! — Nein! Diese Technik war noch gar nicht sicher und fertig! Es war noch gar kein fertiger und in sich fester «Stil» vorhanden! — Wie überaus schade, dass Holzens beide zerbrochenen Romane nicht der Öffentlichkeit vorliegen! — Immerhin mag der Umstand, dass sie ihm unter den Händen zerbrachen, dafür kennzeichnend sein, wie wenig sicher und fertig Holzens Technik war, wie noch in sich unklar und tastend; wie wenig es gerechtfertigt ist, von einem fertigen «Stil» zu sprechen, den Holz damals bereits gehabt hätte! — Was nun aber brachte Holz in Wahrheit zu jener Zusammenarbeit hinzu? Nun, eine bis zu einem gewissen Grad vorhandene Technik eines vorwiegend koloristisch-impressionistischen Milieu-Naturalismus. Denn einzig und allein nach der Richtung einer artistischen Milieuwiedergabe ging Holzens Fähigkeit; in anderer Richtung hat sie stets in seiner Prosa versagt. — Nach dem Prinzip eines solchen, indessen noch gar nicht einmal fest und sicher ausgebildeten koloristisch-impressionistischen Milieu-Naturalismus, einer Technik, die nur erst noch in ihren ersten tastenden Ansätzen; ich möchte sagen: die kaum recht über ihre Idee hinaus war, wurde nun die gemeinsame Durcharbeitung meines Romankapitels vorgenommen; und unter der, immerhin vor der Hand heimlichen, Mithineinwirkung jener Faktoren — wenn freilich ich Holz oft genug be-

wusst opponierte, wenn er allzu breit auf das Milieu eingehen wollte und meine Opposition auch geltend zu machen wusste! — kam denn nun die «Kleine Emmi» zu stande und kam so etwas zu stande, wie ein für eine neue Art Romane zu schreiben geeigneter Stil. Holz für sich allein würde höchstwahrscheinlich dieses kleine Stück Leben ebenso zu einem schillernden Ungetüm von 40 Manuskriptseiten aufgebauscht haben, wie die Kapitel seiner beiden missglückten Romane. — Also, alles in allem: dieser bewusste «neue Stil», dessen Urheberschaft Holz für sich allein in Anspruch nimmt, kommt, da er überhaupt erst von der «Kleinen Emmi» an vordanden ist, bereits hier mit auf meine Rechnung. Es handelt sich bereits hier, nicht um einen «Vater» der neuen deutschen Literatur, sondern um deren zwei.

Immerhin nun aber: Holzens Anregungen zu einer solchen koloristisch-impressionistischen Technik waren in dieser ersten gemeinsamen Arbeit noch die ungleich überwiegenden und ausschlaggebenden. Doch bereits in den folgenden Stücken waren sie es nicht mehr in dem gleichen Grade, sondern es traten immer mehr Modifikationen von meiner Seite hinzu, und mein Anteil wurde immer bewusster, während Holzens Anteil, in Hinsicht also der technischen Fortentwicklung jenes ersten Anfanges, immer mehr und immer entschwindender zurücktrat. Zu ganz gemeinsamer Arbeit taten wir uns nur noch einmal zusammen: beim «Papa Hamlet». Hat da aber Holz etwas Neues hinzugebracht und etwas, das als eine selbstständige Weiterbildung jenes ersten Anfanges gekennzeichnet werden könnte? In keiner Weise! Ganz abgesehen davon, dass der hauptsächlichste Inhalt dieser Novelle bereits in einer früheren Fassung von mir vorhanden war, die später, nachdem sie ein paar Jahre auf der Redaktion der «Gesellschaft» gelegen, um die Zeit, da die «Familie Selicke» aufgeführt wurde, in der «Gesellschaft» zum Abdruck gelangte. — Eine sehr wesentliche Fortentwicklung des neuen Stiles aber, eine Entwicklung, die also den Uebergang zu dem Stil des neuen naturalistischen Dramas machte, bedeutet die Technik der von mir völlig allein und selbständig verfassten «Papiernen Passion».

Ich frage: ist nun also nach all diesem Holz Schöpfer eines neuen Stiles, oder ist er nicht vielmehr vorwiegend Anreger eines solchen und höchstens bis zu einem gewissen Grade noch Mitschöpfer? Ich denke doch wohl, nur dies und nichts mehr und meinethwegen auch nichts weniger.

Ich fürchte, die «literarhistorisch-ästhetischen Gründe» von oben sind inzwischen noch mehr ins Wanken geraten, und der wahre Sachverhalt wird sich also bereits jetzt dahin erhellt haben, dass Holz nicht im stande war, für sich allein — in seinen Romanen — einen festen, sicheren neuen Stil zu schaffen und dass er in seiner Fortentwicklung auch nur bis zu einer gewissen Grenze beitragen konnte, an welcher sein Vermögen versagte.

Aber da sind nun noch Holzens theoretische Büchlein über «Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze». Sie in Rücksicht genommen, könnte ja nun wohl immer noch die fable convenue vom «energisch und zielbewusst zupackenden Manne» vielleicht zu Recht bestehen? — Nun, viel-



leicht? Wenn freilich, denn doch wohl nur noch bis zu einem gewissen Grade?

Wir wollen sehen. — Holzens Kunsttheorie also; seine Gedanken und Ansichten über «Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze».

Sehen wir zunächst zu, wie sie zu stande kamen. Er hat ja selbst ihre Entwicklung, ihr Werden in seinem Büchlein so anschaulich, fesselnd und sicher interessant dargestellt. — Wenn wir uns das aber, was er in seinem ersten Kunstbüchlein nach solcher Richtung ausführt, vergegenwärtigen, und das dazu halten, was ich bisher alles über unsere Zusammenarbeit und das Zustandekommen des «neuen Stils» — ein gar nicht zu treffender Ausdruck übrigens — ausführte, so wird man sehen, dass jene Ansichten und Gedanken im Anfang unserer Zusammenarbeit noch gar nicht in solcher bestimmten Art und Gestalt vorhanden waren. Ich bitte, dies wohl zu beachten. Ich meine: man hat beeinflusst von Holzens theoretischen Arbeiten immer den Irrtum begangen, dass man als selbstverständlich annahm, Holz habe bereits von Anfang an eine durchaus fertige, klare und in sich geschlossene Kunsttheorie gehabt. Das hat er also nicht! — Was nun aber übrigens ferner, frage ich, hat denn das Eigentliche und Wesentliche von Holzens Kunsttheorie mit dem deutschen Naturalismus zu tun und mit seiner sogearteteten Produktion? Doch wohl nur einiges: Denn Holzens Bestreben geht ja, neben und über jeder individuell-poetischen Form und Technik darauf hinaus, ein Grundgesetz aller Kunstbetätigung zu finden, festzustellen und zu formulieren. Ob ihm das geglückt ist, ist eine andere Frage. — Wahrhaftig: nein!

Ich darf also doch wohl das Resumé ziehen, dass auch hier — ganz abgesehen von diesen und jenen sonstigen, oft wohl sehr starken, Bedenklichkeiten jener theoretischen Büchlein — für jene «literarhistorisch-ästhetischen Gründe» allerhöchstens nur eine sehr schwache Stütze sich findet. Jedenfalls: Holzens Theorie beweist gar nichts dafür, dass er der Schöpfer eines neuen Stils wäre und nicht bloß sein Anreger und, bis zu einem gewissen Grade, sein Mitschöpfer.

Es ist noch dazu nicht unwichtig, und ich gebe zu bedenken, dass seine Theorie-Heftchen erst niedergeschrieben und in ihrem Inhalt formuliert sind, etwa in der Zeit zwischen der «Familie Selicke» und dem «Papa Hamlet» und einige Zeit über die «Familie Selicke» hinaus! — Ich denke, es liegt auf der Hand, dass diese Formulierung beeinflusst sein muss durch unser literarisches Freundschaftsverhältnis und durch die vielen Gespräche und Diskussionen, die wir miteinander gepflegt hatten, und durch jene Art engster Zusammenarbeit! —

Wenn man nun aus alledem ein Resumé zieht, so wird und kann es nur noch das folgende sein:

Da Holz den positiven Angaben, die ich von unserer Zusammenarbeit gemacht habe, keine gegenteiligen entgegensetzen kann, vielmehr sie sogar wider Willen hier und da zugeben, bestätigen und unterstützen musste, und da er bisher im wesentlichen nur versucht hat, sie in einer hin- und hernarrenden indirekten Weise, die nachgerade wohl unzulässig werden dürfte, zu entkräften und zu beeinträchtigen, wird ja wohl jenen meinen Angaben ein schliesslich ausschlaggebender Wahrscheinlichkeitswert

endlich zugesprochen werden müssen; so dass nun endlich folgendes feststehen wird — was ich von Anfang an betont habe! — des Inhaltes:

Es ist nicht zulässig, dass Arno Holz als «Vater der neuen Literatur» und als «Schöpfer eines neuen Stils» bezeichnet wird, sondern es ist lediglich und einzig statthaft, ihm die ersten, allerdings bis zu einem gewissen Grade zunächst Richtung gebenden Anregungen zum Zustandekommen einer neuen naturalistischen Technik zuzusprechen und ihn als Mitschöpfer einer solchen Technik zu bezeichnen, der er jedoch für das naturalistische Drama nur noch in sehr bedingter und durchaus indirekter Weise, und eigentlich nur, zu einem Teil, kraft jener ersten Anregungen ist, die er mir in unserer ersten gemeinsamen Arbeit gegeben hat.

Und nun, zum Abschluss, nur noch eins. Man hat unsere ganze Angelegenheit als eine «Bagatelle» hinstellen wollen, sozusagen als ein «Aufgerührtes von Anno dazumal», über welches «Anno dazumal» wir ja wohl bekanntlich und so durchaus feststehender Weise längst hinaus sind: indessen die Sache ist durchaus keine «Bagatelle». Sicher für mich nicht. Denn es ist leider inzwischen zur literarhistorischen «fable convenue» geworden, nicht nur bei uns, sondern auch im Ausland, dass Arno Holz der «Vater der neuen deutschen Literatur» und der «Schöpfer des neuen Stils» sei. Das muss unter allen Umständen und durchaus seine Korrektur und Richtigstellung erfahren!! — Sie würde von meiner Seite wohl schon längst erfolgt sein, wenn nicht äussere Umstände mich im Laufe der letzten Jahre daran gehindert hätten. —

Johannes Schlaf.

## Nachwort\*)

*Für die Leser, die von den vorausgegangenen sechseinhalb Seiten noch nicht eingeschlafen sein sollten, bemerke ich:*

*Zwischen den früheren und jetzigen Angaben Schlags über unsre ehemalige Zusammenarbeit klafft ein Widerspruch, der unlöslich wäre, wenn ich ihn nicht in meiner Schrift «Johannes Schlaf, ein notgedrungenes Kapitel» bereits aufgeklärt hätte: Schlaf ist seit länger als zehn Jahren geisteskrank! Er glaubt sich durch «Mentalsuggestion» «telepathisch» von mir «verfolgt» und sein ganzes Innenleben ist fast nur noch eine erbitterte Reaktion gegen diese fixe Idee! Die Beweise hierfür weiss Schlaf so in meiner Hand, dass er gegen diese Aufklärung, die seine ganze Nachträglichkeit erledigte, bis auf den heutigen Tag auch nicht einen Muck gewagt hat! Da es meinem Empfinden widerstrebte, die Hilfe des Gerichts gegen die verleumderischen Angriffe des Kranken in Anspruch zu nehmen, habe ich jetzt die Gelegenheit ergriffen, die erste gefährliche Kolportage des Kerns dieser Verleumdungen durch einen Gesunden zu belangen. Nicht um den auf Schlaf Reingefallenen «bestrafen» zu lassen, was für mich einen gewissen Wert nur als Begleitumstand haben wird, sondern damit durch*

\*) Die Redaktion schliesst nun endlich die Diskussion und verweist jeden, der zur Polemik Lublinski gegen Holz noch etwas zu sagen wünscht, in den Inseratenteil. Der erste war Herr Lublinski! Also, siehe Inseratenteil!

uninteressierte Dritte endlich unwiderleglich festgestellt wird: 1. Schlaf, der in der ganzen Angelegenheit bisher nichts getan, als immer nur behauptet hat, kann für seine Behauptungen auch nicht den geringsten Beweis erbringen, und 2. Schlafs Geisteszustand, der einzig und allein den Widerspruch erklärt, in den Schlaf sich mit sich selbst gesetzt hat, ist derartig, wie ich dies seit nun schon zwei Jahren aufgedeckt habe! Ob ich es dann noch nötig haben werde, für das, was mir von beiden abgestritten wird, selbst den Beweis zu geben, wird die Verhandlung lehren. Statt das Resultat dieser ruhig abzuwarten, scheint Herr Lublinski wie Schlaf schon jetzt eine so betäubende Beklemmung zu drücken, dass sie alles aufgeboden haben, um das, was Herr Lublinski «die Oeffentlichkeit» nennt, gegen mich in Stimmung zu schnattern. Herr Lublinski ist aus diesem Konzert bereits in eine unvorsichtig von ihm selbst geöffnete Versenkung gekugelt, wo er die Reste von sich zu einer «Broschüre» gesammelt hat, deren Lektüre mir eben «ein Genuss» war, und sein Schützling Schlaf, fürchte ich, wird sich nach diesem missglückten «Indizienbeweis» zu einer neuen Hilfsaction wohl auch kaum mehr aufraffen. Ich schliesse daher, indem ich uns allen ein fröhliches Wiedersehen wünsche vor dem gefürchteten Schwarzen Mann inmitten der «aufgewühlten Philisterinstinkte».

Arno Holz.



## CHRONIK

### Festungen, die durch Russland rollen.

Plehwe hat bekanntlich in einem sehr festen und gegen Kugeln gepolsterten Wagen gesessen, der aber trotzdem mit ihm in die Luft flog. Welch traurige Zwangsherrschaft die diplomatischen Metzgermeister drüben in Russland durchhalten! — Jedesmal, wenn der Minister ausfahren musste, war er beflissen, die kleine Festung, die dicht vor seiner Tür hielt, in einem gewaltigen Sprunge zu erreichen. Dann sass er gegen Kugeln sicher, ganz hinten ins Eck des tiefen Wagens gedrückt, und die kleine Festung rollte zum Zaren. Dort strebte er wiederum mit verzweifelten Schritten zwischen allerlei Wächtergesindel hindurch, in die festesten Panzerkammern Russlands zu gelangen. — Alle Zeitungen betonten, dass der gewaltsame Tod Plehwes keinen mildernden Einfluss auf das System haben würde. Der Zar selbst (o guter Nikola!) soll in Ohnmacht gefallen sein, als man ihm das Attentat berichtete. Wir sind schon längere Zeit zu hören gewohnt, dass der Zar beim Aderlass eines der Schergen des Russenreichs seine kleinen Ohnmachtsanfälle zu haben pflegt. Ein Hut, den man einer schönen Frau verweigert, und ein in die Luft gesprengter Minister, tausende von Menschen, die in die Schlacht und den Tod geprügelt werden, das alles hat denselben Effekt: einen kleinen Ohnmachtsanfall! Dann ruft der Zar: «Er war sowohl mein Freund, wie mein geschätztester Ratgeber», und es wird mit erneuten

Kräften weitergeknebelt. Neue Geheimagenten werden geworben, noch festere Wagen gebaut, und es ist zu hoffen, dass die russische Regierung, um auch gegen die mörderische Bombe gesichert zu sein, für sich eine Central-Festung errichtet, zu der auf streng verbarrikierten Eisenbahnschienen ihre Vertreter in gepanzerten Blitzzügen fahren. Denn ob ein Polizeimann mehr oder weniger gemordet wird, spielt im Riesenreich des Polizeistaates keine Rolle, wenn nur die, die den grossen Hebel drücken, einigermaßen ihres Lebens sicher sind. Diese absolute Verstocktheit des Systems muss einen verwirren . . . Sollte man nicht glauben, dass der brutale Heldenmut des Ministers, der noch unter seinem Nachtgewand einen Panzer trägt, in Russland für eine direkte Eingebung Gottes gehalten wird? Uns Europäern bleiben Russlands Polizeipropheten und Knutenmartyrer ebenso lächerlich wie verabscheuungswert, und wir freuen uns auf das Zukunftsidiyll: Alles, was in Russland regiert, muss in Stahl und Polster und mit einer höllischen Geschwindigkeit durchs heilige russische Reich kutschieren. — Und nur selten bekommt Väterchen seinen Ohnmachtsanfall, weil er denkt, es braucht Zeit, bis die Gewalten der Hölle so viel Dynamit unter die Trutzburg seiner centralisierten Regierung zusammenschleppt haben. Nur immer massiver und in möglichst grossem Umkreis bauen und mauern, dann wird ihm vielleicht noch sein letzter Lebensabend vergoldet und friedlich leuchten. Wenn Väterchen tot ist, muss sein zweifelhafter Nachfolger weiter zusehn.

—a.

### Herrn Wendens Leserfang

Es scheint also wirklich, als ob Herr Wenden aus Wien, dem Verfasser des «Tropenkoller», ein gefälliger Freund die Reklameforderung des Prinzen Arenberg aus dessen Irrenhause zum Präsent gemacht hätte. Und der Vater des ungeratenen ladenhockerischen Buches, fasste die feiste Reklame beim Schopf. (Sehr passend, da sie bei den Haaren herbeigezogen war.) Es ist immerhin schmeichelhaft, wenn man von Prinzen gelesen wird, sei es auch nur im Irrenhause. Und es ist noch hübscher, wenn man in seiner bürgerlichen Nichtigkeit Prinzen so schildern kann, dass sie sich selbst erkennen und böse werden. Aber man hätte den Freunden des Herrn Wenden doch nicht auf den Leim gehen sollen, wenigstens nicht dort, wo man von jeher Zweifel an dem Wahnsinn des Prinzen Arenberg hegte. Denn nun zeigt sich eines: So wahnsinnig, dass er Herrn Wendens «Tropenkoller» liest, in einem so fidelen Irrenhaus, wo man sich so leicht besser unterhalten kann, so wahnsinnig ist der Prinz sicher nicht. Und das haben wir ja immer gesagt. Eingeborene in Afrika zu ermorden, ist unter allen Umständen standesgemässer und auch amüsanter.

Percy.

**Schonung für Väterchen.** Der Zar hat schwere Sorgen. In Europa sind seine Minister und in Asien seine Generäle keinen Augenblick davor sicher, gewaltsam gen Himmel befördert zu werden. Das Unglück macht auch vor den Pforten des Winterpalastes nicht halt, aber treue Dienerliebe kann wenigstens schonende Formen für die Meldung des Unheils finden. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint ein Schlachtbericht Kuropatkins aus diesen Tagen geradezu rührend. Der Feldherr hat allerlei Hiobsposten vom östlichen Flügel zu melden. Er verdünnt und verhüllt

die Niederlagen, so gut es eben geht. Aber seine zärtliche Fürsorge für Väterchens Laune lässt sich damit nicht genügen. Er kann es nicht übers Herz bringen, seinen Bericht zu schliessen, ohne der Hoffnung Ausdruck zu geben, «dass sich die Hauptmacht in ihren Stellungen gehalten habe.» Wenn jetzt der Kommandant der Hauptmacht die von ihm verlorene Schlacht unter Beifügung derselben Hoffnung für den westlichen Flügel meldet, und der dortige Feldherr mit seiner trostreichen Zuversicht wieder auf den östlichen Flügel zurückgreift — so ist ja Alles in schönster Ordnung! Das Rezept lässt sich auch im Inneren anwenden. «Majestät, ich melde gehorsamst, der Plehwe ist soeben in die Luft gesprengt worden, aber ich hoffe, dass der Witte noch lebt.»  
Hilaris.

**Haltung und Grandezza.** An das Lieblingswort des Don Ranudo di Colibrados, den Kotzebue so lustig erfunden hat, wird man unwillkürlich erinnert, wenn man den Bericht des französischen Journalisten Kann vom «Figaro» über die Spazierfahrt der Marine-Attachés von Tokio nach Korea liest. Der Anfang der Fahrt — weiter reicht die Schilderung noch nicht — scheint sehr lustig gewesen zu sein. Die japanischen Gastgeber zur See waren trotz des Krieges in übermütigster Laune und die Gäste eiferten ihren Wirten nach. Nach dem Mahl, bei dem viel Saki getrunken wurde, vermehrte sich die Gesellschaft um niedliche kleine Geishas . . . Ein Attaché versuchte einen japanischen Tanz, ein anderer eine japanische Liebeserklärung. Der französische Berichterstatter unterlässt es nicht, hier zu Ehren des deutschen Marine-Offiziers festzustellen, dass der «kalt und ernsthaft blieb und sich von allen Extravaganzen fernhielt.» Wieviel das zu bedeuten hat, kann man erst nach der Lektüre des nächsten Satzes ermessen, indem der Franzose andeutet, um wieviel die japanische Gastfreundschaft weiter geht, als europäische. Der Deutsche allein blieb kalt und kehrte vor Tagesanbruch an Bord des Schiffes zurück; er bewahrte Haltung und Grandezza auch gegen die kleinen, niedlichen Geishas. Seit «Rosenmontag» und «Zapfenstreich» haben die kleinen Leutnants Respekt vor der Unterhaltung mit den kleinen Geishas, besonders wenn Zeitungsschmierer in der Nähe sind, Haltung und Grandezza vor dem tintenklexenden Civil, selbst auf der Lustfahrt des Manschu-Maru am schönen Strande von Miyajima . . . . .  
Corax.

---

Der Dialog «Unter den Sternen» von Hans Bethge ist mit Genehmigung des Verlegers dem reizvollen soeben in eleganter Ausstattung erschienenen Büchlein «Bei sinkendem Licht» von Hans Bethge mit Buchschmuck und Holzschnitten von E. R. Weiss entnommen. Der beigegebene Holzschnitt ist von E. R. Weiss für den Dialog gezeichnet. D. Red.

---

Unverlangte Manuskripte, denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt und bleiben 4 Wochen lang zur Verfügung des Einsenders. Manuskripte, deren Rücksendung innerhalb dieser Zeit nicht erfolgte, können nicht reklamiert werden. Kurze und schneidige Artikel, welcher Richtung sie auch immer seien, sind uns stets willkommen. D. Red.

---

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

# Den Lesern und Abonnenten des neuen Magazins

teilen wir hierdurch ergebenst mit, dass wir von dem in Berlin verbotenen Heft 2 auf besondere Bestellung hin noch Exemplare zur Komplettierung des Jahrgang liefern können. Heft 1 dagegen ist beschlagnahmt und für immer vergriffen.

**Heft 1** enthält u. A. folgende Artikel: **Die Geschlechtlichen** (zum Frauenkongress) von René Schickele. — **Lucie Berlin** (über den letzten Berliner Lustmord) von Hans Ostwald. — **Sexual-ethik im russischen Kadettenkorps** von Miles. — **Das Ver-söhnungsfest** (erstmalige deutsche Publikation) von August Strindberg. — **Ein Attentat von Arno Holz** von S. Lublinski.

**Heft 2** enthielt u. A.: **Heimliche Mütter** von Adele Schreiber. — **Das neue Weib** (Satire auf die Frauen-Emanzipation) von Maria Janitschek. — **Professors** (Prozess gegen das Meyersche Ehepaar von Hans Ostwald. — **Gedanken über Pietro Aretino** von Georg Jacob Wolf. — **Erinnerungen an Oskar Wilde** von Wilhelm Michel. — **Die Bilanz der Moderne** von Johannes Schlaf. — **Dr. Leon Leipziger und Freiherr von Mirbach** von René Schickele. — **Prinzenspiele** (Unser Kronprinz beim Polospiele) von Hans Ostwald.

**Heft 3** enthielt u. A.: **Akademische Sittlichkeit** (über den Studentenbund „Ethos“) von René Schickele. — **Univer-sitäts-Knaute** (zur Ausweisung des Studenten Silberfarb) von Catulus. — **Die Pocken unter der Pickelhaube** von Caramussel. — **Der Student mit den zween Bräuten** von Karl Hans Strobl. — **Ein Knabenstreich** von Hermann Hesse. — Fortsetzung der **Fehde** zwischen Holz—Schlaf—Lublinski. — **Ex Libris Elsa Asenijeff** von Max Klinger.

**Heft 4** enthielt u. A.: **Luther und Hutten** (erstmalige Publikation) von August Strindberg. — **Die Herausforderung aus dem Irrenhause** von Caramussel. — **Russisch-Preussen** (zum Königsberger Prozess) von Albert Weidner. — **Hala, Erzählung** von Bernhard Kellermann.

**Heft 5** enthielt u. A.: **Die Konversion der Sozial-demokratie** von Caramussel. — **Gedanken eines russischen Staatsmannes** von Jules Lemaitre. — **Der Generalstreik für den Frieden** von Albert Weidner. — **An das russische Volk** von Crosby. — **Das Kunstwerk** von Tschschow. — **Russische Studenten und Studentinnen** von René Schickele. — **Keinen Napoleon für Russland!** — **Der tolle Graf** (Graf Pückler). — **Schluss** von Arno Holz. — **Ministerreisen** — **Konto K.** — **Büchse der Pandora** — **Die neue Eva.**

Die Hefte 2—5 werden, soweit noch Vorrat reicht, den Freunden unseres Blattes gegen Bezahlung von 30 Pfg. pro Heft nachgeliefert. Bezug kann durch jede Buchhandlung erfolgen oder durch die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazinverlag Jacques Hegner, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29. Abonnement auf das Magazin pro Quartal Mk. 3,—, pro Jahrgang Mk. 12,— nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt entgegen. Bei Zusendung unter Kreuzband von der Geschäftsstelle aus erhöht sich der Abonnementspreis pro Quartal um 60 Pf. für Porto. Probenummern des neuen Magazins sind in allen besseren Buchhandlungen vorrätig oder auf Wunsch gratis und franko von der Geschäftsstelle des neuen Magazins, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, zu beziehen.

Das neue

Heft  
7

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 7

Berlin, den 15. August 1904

Heft

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. II, Tempelhofer Ufer 24

Digitized by Google

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam  
in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu  
Ende damit war und es hinlegte, sass ich alfer  
Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW.11.**

**Sezession**

IX. Ausstellung   
Mai—September 1904

**Berlin-Charlottenburg, Kantstrasse 12**

Geöffnet täglich 9—7 Uhr — Eintritt 1.— Mk.  
Sonntag 50 Pf.



# Frauenstimmen

über Kellermanns Sehnsuchtsroman.

## Sofie Hoechstetter

schreibt in der „Zeit“, Wien, 22. V. 1904.

„Es ist ein Buch von Jugend — von der Jugend, die in einer Seele sich die Welt erobert. Von der Jugend, die bereit ist, alles zu verschenken. Von der Jugend mit der genialen Gabe, alles in Schönheit geschehen zu lassen. Behutsam, in strenger Wahl des Wortes ist die Geschichte seiner Sehnsucht erzählt. Ruhige Künstlerhände tragen den Stoff, tragen die tausend Nuancen der Wechselbeziehungen zwischen zwei Menschen. Bernhard Kellermann hat das allerpersönlichste Erleben und Fühlen geschildert. Aber dieses subjektivste Buch wendet sich zu einem Lebensbuch, ich möchte sagen, diese Tragödie des Mannes könnte der männlichen Jugend, die heute jung wird, zu dem werden, was der „Niels Lyhne“ drei Generationen war oder Rousseaus „Héloïse“ einer Epoche. Ich möchte von Herzen wünschen, dass Kellermanns Buch zu all denen käme, die etwas daraus nehmen können, und dass die Persönlichkeit, die es künstlerisch erleben und ihm die reine Form geben konnte, einen Teil unserer jungen Zeitgenossen erlöste von der Nüchternheit, dem Mangel an Kunstform und der Aermlichkeit der Gefühle, durch welche die Ompedas, die Karl Busse, und wie sie alle heißen, ihre kreuzbrave Schule machten. Ja, ich wünsche wohl für die Leser von Kellermanns Roman, er möchte ihnen ein Verführer sein, ein Rattenfänger, der sie mit dem Lied der Leidenschaft fortlockt und ihnen ein halbverschüttetes Gebiet wieder zum Neuland macht.“

## Toni Schwabe

schreibt in der „Freistatt“, München am 26. III. 1904.

„Es hat ein reicher und glücklicher Mensch ein wundervolles Buch geschrieben — das heisst Yester und Li — es ist die Geschichte einer Sehnsucht. Der es geschrieben hat, ist so reich, dass er kein einziges Mal einen Gedanken auszubeuten braucht. Und er ist glücklich, weil er der Liebe auf der Höhe seines Könnens begegnet ist, wo er die Kraft hatte, sie zu tragen und die Reife, sie zu verstehen. Ich wünschte, ich könnte die Flüchtligen anhalten vor diesem Buche und sie mit dem überlegenen Besserwissen zur Andacht zwingen, denn das Buch ist ein Kunstwerk und der es geschrieben hat, muss ein guter Mensch sein: Ein Wort Nietzsches fiel mir ein, als ich diese Geschichte einer Sehnsucht eben fertig gelesen hatte, das heisst: Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen. Dieses eigenste und persönlichste Wort, das uns wohl in manchen Stunden unsres Lebens schon begegnet ist, sehen wir hier wieder als ein Schöpferwort. Wir freuen uns und lachen ihm zu. Hier ist ein Buch, das unter ihm entstanden ist. Ich glaube wohl, man darf es von Anfang bis Ende durchlesen, ohne eine Phrase zu finden. Alles ist neu und eigen geprägt, alles Geschaute ist durch eine Persönlichkeit gegangen, ehe es wiedergegeben wurde. Kunst ist es — wirkliche Kunst! Denn nur des Künstlers und des Königs Recht und Stolz ist es, keine Münze auszugeben, der nicht das eigene Bild aufgeprägt ist. Ich habe eine Freude an dem Buch gehabt! Eine rechte Frühlingfreude — Eine Freude, die mir so unvergesslich sein wird wie das Schönste in meinem eigenen Leben. Und wenn ich wieder einmal in München bin, dann werde ich durch diese Stadt, die für mich bis jetzt noch unbelebt war, gehen und werde die Spuren von Heinrich Ginstermann und ihr, die er liebte, aufsuchen. Und die gleichgültige Stadt wird für mich belebt sein durch das wundervolle Buch eines reichen und glücklichen Menschen.“

*Der viel und glänzend besprochne Roman Bernhard Kellermanns „Yester und Li“ ist im Magazin-Verlag Jacques Hegner zu Berlin S. W. 11 erschienen und zum Preis von Mk. 4,— brosch. und Mk. 5,— geb. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.*



# Das neue Magazin

Heft 7

1904

*Das Geheimnis der Kron-  
rechte*

Dr. H. Leoster

*Frankreichs Ende*

René Schickele

*Gedichte*

Walt Whitman

*Der Geist des Bösen*

Otto Flake

*Noch ein Indixienbeweis*

Johannes Schlaf

*Reproduktion einer Original-  
zeichnung*

Fidus

*Chronik:*

*Frauenbewegung, dazu  
Reklame*

R. Sch.

*Ein Kriegsminister, der  
Nihilist ist — Neuer  
Friedensulk.*

Sascha

*Retter wider Willen*

— eo —

*Der Brief des*

*Flagellanten.*



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 13. August 1904.

Heft 7.

## Das Geheimnis der Kronrechte

Löbliche Redaktion!

Ich möchte Sie bloss warnen, in den Chorus der Verzweiflung miteinzustimmen, den unsere freisinnige Presse jedesmal anstimmt, so oft der «Vorwärts» oder ein anderes Blatt ähnlicher Gesinnung wieder einmal das Geheimnis entdeckt hat, dass sich die Anschauungen der Krone irgendwo und irgendwann nicht mit wohlerworbenen Bürgerstands-Idealen decken. Sie kennen mich doch schon ein wenig, Sie haben mancher meiner untertänigen Bosheiten nach obenhin entgegenkommend in Ihrem Blatte Raum gegeben und wissen daher, dass ich es nicht als mein Amt betrachte, die Regierenden vor den Regierten zu schützen. Aber die Verwirrung, die mir diesmal in den Köpfen der berufsmässigen Pächter aller mitteleuropäischen Kultur und aller höchstentwickelten Menschheits-Ideale zu herrschen scheint, dünkt mich doch eines Warnungsrufes an Sie wert: Bewahren Sie kaltes Blut gegenüber dem «entsetzlichen nationalen Unglück», dass der oberste Kriegsherr über Nutzen und Schaden der Oeffentlichkeit bei Militärstrafprozessen anderer Ansicht ist, als die Wortführer unseres Mittelstandes. Schon die einfache Ueberlegung, dass dem

Bürgertum die Oeffentlichkeit in militärischen Angelegenheiten den Wert der Kontrolle hat, der Beaufsichtigung des Heeres und seiner Führer, müsste den Gedanken nahe legen, dass diese Oeffentlichkeit der Krone nicht als ein wertvolles Gut erscheinen kann, nicht als ein Gut, zu dessen Wahrung und Verteidigung sie verpflichtet wäre. Denn die Krone, der selbst Aufsicht und Kontrolle des Heeres obliegt, kann bei der Erreichung ihrer militärischen Ideale von dem Prinzip der Oeffentlichkeit keine Förderung erwarten. Für sie gibt es im Leben der Armee kein Geheimnis, vor ihr ist — in der Theorie natürlich — nichts in Dunkel gehüllt, und ihr obliegt die Wahl des Zieles, wie des Weges für das Volksheer, dessen unbeschränkte Leitung sie sich vorbehalten hat. Sie hat militärische Berater, denen die Regelung aller Funktionen dieses Riesenkörpers Lebensaufgabe ist, und man muss es begreifen, dass sie von der uferlosen Laienkritik der sogenannten breiten Oeffentlichkeit keine wertvolle Förderung zur Vervollkommnung der Armee erwartet. Wo der Wille eines Einzelnen verfassungsgemäss entscheidet und naturgemäss entscheiden muss, dort kann kein Vorwurf erhoben und kein Lob gesendet werden, das nicht auch den Herrn dieses allgemein geltenden Willens trifft. Der Kaiser wäre nicht der, der er ist, wenn er sich nicht für stark genug halten würde, seiner Führerrolle voll und ganz aus eigener Kraft gerecht zu werden. Er kann Irrtümer und Schlacken in den Lebensäusserungen der Armee nicht hinwegzaubern, er kann sich selbst für Versündigungen Einzelner nicht verantwortlich machen. Aber er darf wohl — wie gesagt, verfassungsgemäss — in sich selbst das Vertrauen setzen, dass er vorgehen wird, was vorzukehren ist, dass er seiner Aufgabe mit Hilfe der von ihm gewählten militärischen Ratgeber gerecht werden wird, ohne die sogenannte breite Oeffentlichkeit zu Hilfe rufen zu müssen.

Sie dürfen mir nicht entgegenhalten, dass das Volksheer eine solche Loslösung von den Grundsätzen und Anschauungen der übrigen Bevölkerung nicht verträgt, dass dieses Stück Absolutismus mitten in unserem fortgeschrittenen Verfassungsleben keinen Platz finden kann. Denn wir haben ihm diesen Platz mit vollem Bewusstsein angewiesen, wir haben die völlig schrankenlose Alleinherrschaft der Krone



Aubrey Beardsley, Federzeichnung

über Krieg und Frieden, sowie über alle Kriegsmittel zu einem ebenso bedeutungsvollen Bestandteil unserer Verfassung gemacht, wie es diejenigen Teile sind, die dem Volke gestatten, auf allen anderen Gebieten durch ihre Vertreter wirkungsvoll dreinzureden. So wenig die Krone von uns verlangen kann, dass wir ein Volksrecht durch sie ausüben lassen, so wenig können wir von ihr fordern, dass sie uns dabei unterstütze, wenn wir nach Mitteln und Wegen suchen, um ihr in die Ausübung der Kronrechte hineinzuschreiben. Wir müssen den Vertrag, der in der Verfassung niedergelegt und selbstverständlich ein Kompromiss ist, ebenso halten wie die Krone, und es wäre nicht nur aus ästhetischen Kulturgründen, sondern auch aus politischer Raison zu wünschen, dass wir uns dabei vornehm gebärden. Nur Höflinge und Kriecher können uns vormachen wollen, dass die Konstitution ein reines, freiwilliges Gnadengeschenk der Krone ist, aber auch nur demagogische Ignoranten ohne historischen Sinn vermögen zu behaupten, dass die Kronrechte ihr Dasein nur von der Gnade der öffentlichen Meinung weiterfristen. Volk und Herrscher haben seit langem Frieden geschlossen und müssen die Grenzen ihrer Betätigungsgebiete wahren.

Dass aber gerade die oberste Kriegs- und Armeegewalt ein ausschliessliches Herrscherrecht geblieben ist, entspringt gewiss keinem Zufall. Mit Naturnotwendigkeit musste die Entscheidung über Krieg und Frieden im monarchischen Staate dem Monarchen vorbehalten werden, und damit fiel auch schon das Instrument zur Bewachung des Friedens und zur Führung des Krieges in seine Machtsphäre. Man wusste ganz gut, warum man Dienstreglement und Exerzierreglement nicht durch das Parlament machen lassen konnte, so wenig wie man die rein absolutistische Organisation der Armee selbst in der unruhigsten Demokratie anzutasten wagt. Die Sozialdemokratie weiss wohl, dass sie armeefeindlich sein muss, weil das stehende Heer einen übermächtigen, tief in das Erdreich des modernen Staates versenkten Block bedeutet, der vor jeder Berührung mit demokratischen Tendenzen bewahrt werden muss. Man kann nicht erst abstimmen lassen, ob die Söhne des Volkes ausmarschieren dürfen, oder gar, ob sie wollen. Der Organismus wird mit so viel

Opfern erhalten und vervollkommen, weil wir aus der Barbarei, gewaltsamen Ueberfall zu fürchten und zu seiner Abwehr bereit sein zu müssen, noch lange nicht heraus sind. Hier ist das Notwehrgesetz, dass der Zweck die Mittel heilige, nicht ganz zu vermeiden. Wir müssen es uns abgewöhnen, fortwährend über die natürlichsten Konsequenzen eines von uns anerkannten, ja beschworenen Zustandes Zeter und Mordio zu schreien. Die oberste Armeegewalt ist ein Kronrecht, und es ist das ganze Geheimnis der Kronrechte, dass sie keine Volksrechte sind. Das ist doch einfach genug; nur dürfen wir das, nachdem wir es schon einmal begriffen haben, nicht bei der unpassendsten Gelegenheit wieder vergessen. Selbst der modernste Herrscher hat ein Gebiet, wo er absolut ist, auch wenn er nicht unseren Willen tut. Nach Abschaffung der stehenden Heere können wir die Verfassung auf diesen Punkt hin revidieren. Aber auch dann werden wir daran kaum viel ändern können. Vielleicht wird's sogar schlimmer, wenn Armee und Volk nicht mehr so reinlich geschieden sind wie jetzt. Wer weiss, ob wir uns dann nicht erst recht nach der absolutistischen Insel zurücksehnen?

Dies ist einstweilen die unmassgebliche Meinung Ihres  
stets ergebenen

Dr. H. Leoster.



George Cruikshank.

# Frankreichs Ende

Frankreich hat die Grosstaten Bonapartes nicht vergessen können. Sein Genie war zu ungeheuerlich. Er hatte das müde Tier, den degenerierten Hengst, in Raserei gepeitscht, und es hatte ihn schäumend durch die Welt getragen. Als er vom Sattel stieg, blieb nur ein Klepper in phantastischen Fetzen. Den haben die Besten des nachfolgenden Geschlechts durch die Stätten epischer Tage spazieren geführt. Wenn über die letzte Sonne blutige Seen zusammenrannen und eine rote Traurigkeit auf den Feldern schien, hörten sie alte Fanfaren schreien und trunkne Sieger nach dem Kaiser, dem Kaiser verlangen. Der revoltierte Plebejer von einem Kaiser war ein Halbgott. Sein Leben das Schreiten eines Halbgotts von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man daher sagen, meinte Goethe, dass er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und nach ihm vielleicht nicht sehn wird.

Goethe und Napoleon. Ja und nein. Der Korse trat die Welt der Moral aus der Bahn, (das musste sein Gefühl sein). Er huldigte einem absoluten Nihilismus und ordnete sittliche Kategorien mit dem Säbel. Er sprach zu allem nein, um sein eigensüchtigstes Ja in die steilste Höhe zu zwingen. Er zwang sich ewig durch Vernichtung des Gegensatzes. Er brannte alle Brücken und Schiffe hinter sich ab, um die volle Energie seiner Natur aus allen Fesseln sich losreissen zu lassen. So ist sein Leben eine harmonische Raserei geworden. Wie aber der zerstörende Geist immer ungemein schöpferisch wirkt, so hat die Revolte, die des Korsen Namen trägt, in ihrer Heftigkeit, und weil sie geschichtlich «notwendig» war, sich in Frankreich und nirgends völlig gelegt. Napoleon Bonaparte ist das Unheil der französischen Nation gewesen, ihr Schicksal und Untergang. Alle Worte, die er (so dekorativ gross!) sprach, in Tat und Rede, sind Arsen in den Adern des erschlafenen Volkes. Er scheint die letzte nationale Energie zusammengedrängt zu haben. Als sie losbrach, entriss sie dem heimatlichen Boden alles, was er an Zeugungskraft besass.

Auf den starkarmigen Ringer folgten die Genies mit den schwälenden Herzen und den entkräfteten Lenden. Alle Grossen,



die Frankreich nach dem Trauerabend von Sankt Helena hervorbrachte, gingen im Zug der dem frühen Siechtod Geweihten. Stendhal wäre unter Napoleon Sergeant geworden, inmitten zukünftiger Landpfarrer wurde er Grossvikar. Die aufreizende Geste der Tat blieb in der Luft hängen, das Blut war durch das wildherrliche Schauspiel entzündet, der Schrei nach der Tat, der königlichen Zierde des Mensch-Tiertums, wurde ein ohnmächtiges Knirschen, zuweilen ein Weinen in die Kissen.

Wenn Frankreich in Chateaubriand einen religiösen Erneuerer gefunden hätte, hätte es wahrscheinlich die Höhe einer einheitlichen religiösen Kultur erreicht. Aber der Katholizismus Chateaubriands war Müdigkeit, die Schwermut und Sehnsucht dumpfger Nächte. Er liebte den Weihrauch und die Pracht dicken, gebräunten Goldes, er suchte Halt in den Stürmen seines Schicksals, die nach einem klaren Ziele jagten, die die späteren Intellektuellen aufgaben. Mussets Katholizismus war Pathos und Flennerei. Baudelaire liebte die Kirchenväter (man hat ihn den letzten Pater ecclesiae genannt), weil sie Satan seine dunkle Krone anerkannt und seine höllische Glorie bestätigt hatten. Satan verdunkelte Gott, und der Höllensturz war ein Triumph: Baudelaires fiebrig glühende Vision. Das Dogma war längst Ruine, die Heilige Geschichte eine Legende, von Renan erzählt. Der «dilettante» erlangte im Gespräch über spekulative Dinge, die für ihn psychologische waren, seine ganze Geschmeidigkeit, ernsthafteste Liebenswürdigkeit. Renan ist ein grosser Name, lieber Landpfarrer, der du mich liest. Renan ist beinah ein Märtyrer. Er ist in seinen furchtbaren Seelenkämpfen der erste Zeuge seines Glaubens gewesen, den ich «mystischer Skeptizismus» nennen möchte. Nach so vielen schmerzhaften Krämpfen hat er mit leisem Lächeln nur noch segnen wollen. Wir sehn in seinem gütigen Wissen vom Menschen ein Martyrium, das sich in den Herbst ergeben hat, wann die Blätter fallen. Rousseau ist sehr lange durch die Welt getobt, hat viele Schiffbrüche überstanden, viele rettende Bretter unter sich gehabt und ist eines Herbstabends ans Land gestiegen, wo er Trümmer sah und Stuckfassaden und englische und demokratische Gärten. Nun liebt er anders die Natur, viel stiller, eindringlicher, ganz herbstlich. Er ist eben hundert Jahre alt geworden. Und er träumt zum letztenmal: «An jenem Morgen tauschten Himmel und Erde Küsse in Liebesversunkenheit; die Asphodele waren wie trunken vom Tau, die Grillen schienen krankhaft betäubt von ihrem Sang, und über dem Blumenmeer taumelten die Bienen.»

Das ist das Ende.

«Junger Mann, Frankreich stirbt, störe nicht seinen Todeskampf.» Renan hat das zu Déroulède gesagt, der auch den Korsen nicht vergessen kann. Frankreichs Banner tragen keine Adler mehr, es reibt sich in Bürgerkriegen auf. Die noch Tatenlust und Willen genug besässen, um Schlachten zu schlagen, verzehren sich in Sehnsuchtsfieber nach den Tagen von Austerlitz. Die meisten sind bloss Literaten. Was helfen die Aktion Française, die Patrie Française, die Trompeterstückchen von Déroulède, Coppées Tiraden, was helfen die Lemaître, Barrès, Voguë, all die Tapfern? Sie schreiben eine gute Prosa, und das genügt uns. Das politische Schicksal Frankreichs ist gleichgiltig.

Wir lieben es sogar in der Blüte seines Niedergangs. Der hundertfach gedüngte Boden birgt kein Eisen mehr, aber er nährt eine tropische Vegetation, die berauschend duftet — und seine Söhne matter und zärtlicher macht. Es ist der Tod in Hypnose. Die Zuckungen der armen Kranken sind eigen schön, und wir kannten sie noch nicht. Da spielt es wirklich keine Rolle, ob Herr Combes ein grosser Staatsmann oder ein freisinniger Friseur ist, der Karriere gemacht hat. Sie brauchen für ihr katholisches Bedürfnis weder Mönche noch Nonnen, das Konkordat hat keinen Zweck mehr, weil kein Napoleon lebt, der es nützt. Der verbindliche Nihilismus der letzten ist das Natürliche; Herr Combes mag daher auflösen, was aufzulösen ist; wie vielleicht nie ist jede Massnahme des Staats gleichgiltig. Das Pack, das jetzt in Frankreich Politik treibt und regiert, ist belanglos wie eine schlechte Strophe. Der und jener hat Raum genug, um die Sensation des Politikers einen Tag lang auszukosten, und er wird ihrer mit Wehmut glücklich bleiben, ob er Macht erlangt hat oder nicht. Denn es kommt für ihn nicht mehr so sehr darauf an, Macht zu erreichen als Macht zu erstreben. Das wird ihm genügen. Der «Artist» ist heute der Typus des intelligenten Franzosen, der historische Typus und sein Sterben wird lang und schön sein, in seinen kurzen Empörungen, seiner Niedergeschlagenheit, seiner Resignation. Sein Name ist Maurice Barrès.

Jeune homme, la France se meurt, ne trouble pas son agonie.

Wir sehn zu.

René Schickele.

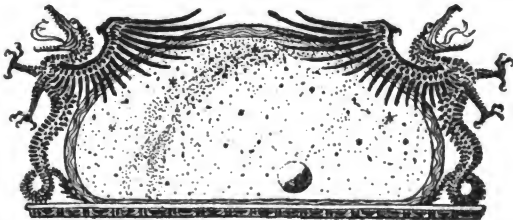
# WALT WHITMAN (1855)

*«Ich feire mich selbst  
Und was ich kiese sollst auch Du erkiesen  
Denn ich bin Du und meine Atome sind alle  
Dein wie mein.  
Ich liege ausgestreckt und lade meine Seele ein  
zu Gaste  
Ich liege mittagtrunken matt . . . , versunken  
Im Schauen eines Grashalms den der Sommer  
zeugte.»*

---

Gen alle hin  
Hoch! heb ich die steile Hand.  
Das Zeichen erhöh ich  
Das nach mir ewig sichtbar strahlen soll  
Den Menschen aller Stätten, aller Wege.  
: Nach einer Weile, lesend hier zur Mittnacht, —  
— Die grossen Sterne schauen zu, die Sterne des  
Orion alle schauen,  
Und die schweigsamen Plejaden, und Saturn und  
Mars, glutrot, schau beide; —  
Tiefsinnend, im Lesen meiner eigenen Gesänge, —  
nach einer langen Weile:  
(Gram und Tod nun wolverwandt):  
Eh sich schloss das Buch: Du Stolz! Du Freude!  
Sie stark zu sehn  
Sieghaft! Im Angesicht von Tod und Nacht  
Im Angesicht des Zwiigestirns Saturn und Mars!

Uebertragen von Hugo Lang-Danoli.



Fidus.

# Der Geist des Bösen

. . . . Gegen acht Uhr am Morgen des ersten Dezember schrakte er aus schwerem Schlafe auf, für einen Augenblick, und hatte das unennbare, doch heftige Empfinden, in ihm zitterte eine seltsame Erregung. Erschüttert, wie man es nach langem Weinen tut, seufzte er auf, dann schloß er die Lider von neuem. Wie von unsichtbarer Gewalt, bleiern lag ein Druck auf ihm und er sank; tief, noch tiefer; in die Schenkel eines Trichters.

Und nun war der eine zum Abhang eines Berges geworden, an dessen Fuß er selber lag.

Es war ein vollkommener Kegel, nicht hoch, doch steil.

Als ob eine mathematische Hand von der Spitze nach unten hinien gezogen hätte, wuchs von alten Tannen eine Reihe neben der andren da hinauf und sie alle liefen in der Spitze zusammen. In jeder stand ein Baum über einem zweiten, dritten und so fort, und die Bäume waren uralt und grau, von kurzen Aesten und dürrem Holz. Kein Laub, und grau und steinig war auch der Boden.

Ganz oben aber, auf runder Spitze, stand als Quadrat ein Gebäude vom tiefen Gelb der alten Klöster. Zwei Reihen gleichmäßiger Fenster waren auf jeder der vier gleich langen Seiten.

Er stand im Innren des Baus und sah, daß die Seiten als letzten Kern einen freien Hof umschlossen, über dem der graue Himmel lag. Ringsumher lief im Gebäude selbst ein Gang; von seinen steinernen Platten schien sich der Schall seltsamer Schritte abzulösen.

Türen mündeten in gleichmäßigen Abständen auf diesen Gang.

Die einsamen Schritte kamen näher, von irgendwo aus dem Dunkel einer Ecke trat in schwarzem Kleid ein junger Mann. Er öffnete die eine Thür und ging hinein. Er folgte ihm.

Sie waren in einem großen hohen Saal, den dunkles Getäfel bis an die Decke bekleidete. Es war ein Hörsaal, Bänke standen da, in denen junge Scholaren saßen. Und sie alle sahn mit zurückgebogenen Köpfen in die Höhe einer der Decken. Dort ganz hoch, ganz oben, war eine Kanzel, die als Katheder diente. In ihr stand ein hagerer grauer Mann, der über Astronomie, die Ringe des Saturn und Mondtrabanten sprach. Er hatte den einen Arm ausgestreckt und schleuderte in die entfernte gegenüberliegende Ecke talergroße runde Scheibchen aus weißer Kreide.

Und siehe, diese begannen unterhalb der Decke zu kreisen und ihre Einie blieb als weißer Ring.

Der Saal war wie ein quadratischer Behälter. Decke, Boden und drei Wände aus dunklem Holz, aber die vierte Wand war ganz aus Glas, die, die der Tür gegenüberlag und die vom unbeweglich grauen Himmel draußen ein unheimlich großes Stück bis zum Horizont auschnitt.

Und während Jener so dozierte, liefen nun drei, vier weiße Kreise ihre Bahn, konzentrische Ringe um einen innren Kreis, der in schiefer Ebne zu ihnen stand.

Da — langsam — tauchte hinter dem gelehrten Astronomen eine Hand auf; ganz langsam: mit gewölbten Fingernägeln.

Und sie war schön, dämonisch, leicht gekrümmt und gelb getönt. Der Ärmel, aus dem sie kam, war von dunkelrotem Stoff, der nach unten fiel, wie ein weiter Richtertalar. Lautlos kam sie hinter dem Astronomen hervor und dann griff sie nach dessen Hand und den Kreidescheibchen, die sie entschleudern wollte.

Die Ringe hörten auf zu kreisen, blieben stehn.

Jetzt stand auch hinter Jenem eine Gestalt, ganz in diese rote Robe gehüllt. Ein längliches Gesicht, zwar jung, doch nächtig bleich, mit dunklen, flackernden Augen. Das Haar war bläulich schwarz, desgleichen auch die Augenbrauen.

Das Gesicht blieb unbeweglich tot und lautlos erstarb alles Leben im Saal. Der Astronom stand mit ausgestrecktem Arme da und sah mit weiten, weiten Augen auf die weißen Kreise, die nicht mehr rotierten, als lausche er auf die kalte Hand, die nach seinem Herzen kroch.

Die Scholasten auf den Bänken sahn mit zurückgebognem Haupt ihn unbeweglich an — ein Augenblick des tiefsten Schweigens noch; dann zog um den bartlosen Mund Jenes in der roten Robe langsam ein verzerrtes Lächeln . . . .

Er erwachte und fühlte sich eines heimlichen Giftes voll, das süß und schwer war, das ihn dämonisch lockte. Die ersten Fäden des Künftigen hatten ihn umzuckt und der Geist des Bösen hatte ihn gestreift.

Otto Flake.



## Noch ein Indizienbeweis

Ich stecke so sehr, gerade jetzt, in neuen Arbeiten: also nach und nach, aber, Herr Arno Holz darf überzeugt sein, sicher und bestimmt werden wir quitt! — —

Also noch ein Wahrscheinlichkeits- und Indizienbeweis; andere sind hier ja leider nicht möglich. Sind meine Wahrscheinlichkeits- und Indizienbeweise bisher immer noch die solidesten, positivsten und besten gewesen, so, denk' ich, wird vielleicht der allerbeste und überzeugendste der sein, den ich im Folgenden stellen will.

Ich habe also erklärt, dass ich der alleinige Autor der «Familie Selicke» bin, dass Arno Holz nur pro forma mitgezeichnet hat und nur auf ein paar wenige gemeinsam vorgenommene und sehr unwesentliche Feilen hin; ich habe erklärt, dass dieses Drama völlig und einzig mir gehört. Ich habe diese Erklärung noch mit einem plausiblern Beweise zu stützen, als ich bisher ihn zu bieten Gelegenheit und Musse hatte. —

Ich kann nun zwar, da fast alle Papiere aus jener Zeit in Holzens Besitz sind, und Holz nicht jener anständige und — selbstsichere Gegner ist — der letztere auch nie und nimmer zu sein vermag! — der ruhig jene Papiere, soweit ich ein faktisches und moralisches Recht auf sie besitze, zur Verfügung stellt; ich kann also, sage ich, der Oeffentlichkeit keine Dokumente von unmittelbarem Beweiswert vorlegen; aber ich denke, dass ich trotzdem einen wohlgültigen und gutwertigen Beweis für mein alleiniges Autorrecht auf die «Familie Selicke» stellen kann. Ich stelle ihn also. —

Ich habe seinerzeit in meiner Broschüre «Noch einmal der Fall Holz» (Berlin W. Carl Messer & Co.) mitgeteilt, dass ich im Sommer 1888, kurz nach dem Zustandekommen der Novelle «Papa Hamlet», an einem Tage, an welchem ich draussen in Pankow allein und Holz in Berlin war, ein Stück verfasste, das später den 2. Aufzug der «Familie Selicke» bildete. — Das hat Holz — ein sehr wesentlicher Punkt! — nie im ganzen Verlauf unsrer Polemik in Abrede gestellt oder stellen können.

Nun dieses Stück, das mich durchaus zum alleinigen Verfasser hatte, ist der wesentlichste Grundstock zur «Familie Selicke» und bildet einen weitaus grössten und sehr wesentlichen Teil ihres gegenwärtigen Inhalts. Ich habe es Holz an jenem Tage, als er aus Berlin nach Pankow zurückgekommen war, nicht gezeigt und habe ihm auch nie und nicht eher

davon gesprochen, als bis ich nachher die «Familie Selicke» in Berlin niederschrieb. — Der Inhalt dieses Stückes war wörtlich, bloss — versteht sich! — nach Ausscheidung der novellistischen Milieustimmungen, und fast ohne jegliche sonstige Abänderung oder auch nur Feile, der Inhalt des ganzen gegenwärtigen 2. Aufzuges der «Familie Selicke», und wurde auch noch zu einem grossen Teil von mir für den 1. und für den 3. Aufzug verwertet; ich erweiterte ihn nur noch durch die Gestalt des alten Kopelke, die ich aus der, also gleichfalls von mir völlig allein verfassten, «Papiernen Passion» herübernahm.

Lublinski hat in seiner «Bilanz der Moderne» die Ansicht ausgesprochen, dass Holz mit mir gemeinsam einen gemeinsamen Plan zur «Familie Selicke» verabredet habe, dass Holz die Absicht zu dem Stück gehabt habe, die dann aber, da Holz dies nicht vermocht hatte, von mir erst verwirklicht worden sei. — Man halte das, was ich eben mitgeteilt habe, dagegen. — Ueberhaupt: es ist mir eigentlich völlig unerfindlich, was in dem der Oeffentlichkeit vorliegenden Tatsachenmaterial Lublinski auch nur die geringste Veranlassung und Stütze für seine Meinung geben konnte? — Und Holz hat dies einfach mit behauptet, hat es sich einfach zu Nutz gezogen! — Berücksichtigen wir nun aber, was ich eben mitgeteilt habe — eine Tatsache, der Holz bisher noch nichts entgegenzustellen und die er noch nicht zu widerlegen vermochte — und sehn wir, was es besagt.

Jenes Stück also ist die Urform der «Familie Selicke» und ein weitaus grösster und wesentlicher Teil ihres gegenwärtigen Inhalts, wörtlich und fast ohne jede Feile. Ich denke: da dies so ist und da ich der alleinige Verfasser dieses Inhalts und Stücks und dieser Urform bin, so schliesst das zugleich ein und besagt, dass auch einzig und allein mir Plan und Absicht der «Familie Selicke» gehört; und es steht bereits jetzt fest, dass Holz eine Unwahrheit sich zu schulden kommen lässt, wenn er behauptet, dass **Plan** und **Absicht** der «Familie Selicke» ihm gehöre.

Nun, wenn aber auch jene Urform, selbst wenn sie einen grössten und sehr wesentlichen Teil der jetzigen «Familie Selicke» ausmacht, feststehendermassen von mir allein stammt: so ist sie ja trotzdem noch nicht das ganze Stück. Da ist vor allem noch, wenn auch sonst weiter nichts mehr, die Episode von Wendt und Toni, die einen sehr grossen Raum im 1. und im 3. Aufzug einnimmt.

Sollte etwa hier Plan und Absicht Holz gehören? Das wäre dann ja immer noch ein sehr grosser und wesentlicher Anteil, der seine Prätionen noch immer sehr rechtfertigen würde.

Nun: ich sage noch einmal, mit aller nur denkbaren Entschiedenheit! aus, dass auch mit diesem Teil des Dramas Holz absolut und gar nichts zu tun hat! —

Man sehe doch nur zu, ob es auch nur im geringsten wahrscheinlich ist, dass Holz hier irgendwelche Urheberrechte zukommen.

Ich denke: nach dem, was ich vorhin festgestellt habe, liegt es auf der flachen Hand, dass das nicht nur eine Unwahrscheinlichkeit, sondern sogar eine direkte innere Unmöglichkeit ist! — Jeder kompetente, ja! auch nur halbwegs kompetente ästhetische Kenner und Kritiker, der Akt 2 der «Familie Selicke» kennt, der ja doch wohl ohne Zweifel der stärkste, dichterisch wertvollste, aus dem intensivsten innern sympathischen Erleben heraus geborene Teil des Dramas ist, wird bestätigen müssen, dass aller weitere Inhalt des Dramas mit logischer Konsequenz und Naturnotwendigkeit sich aus diesem 2. Akt heraus und durch den Verfasser desselben und jener Urform des Stücks bis ins kleinste hinein entwickeln **musste**, und dass ein zweiter, der jenes so intensive und sympathische innere Erleben **nicht** gehabt, auch das ganze übrige Drama aus sich nicht zu entwickeln vermochte! Jeder verständige Mensch, er braucht noch nicht mal ein geachteter Kritiker zu sein, wird dies ohne weiteres fühlen und erkennen.

Ich fordere Arno Holz auf: wie! wäre es nicht zum mindesten interessant, wenn er, der behauptet, dass Plan und Absicht der «Familie Selicke» von ihm stamme, einmal reproduzieren wollte, wie das Drama denn dann eigentlich in ihm und aus ihm heraus entstanden, sich entwickelt und gebildet hat? Das müsste er doch wohl können. Und er hätte es doch wohl eigentlich, all meinen so bestimmten und positiven Aussagen gegenüber, nachgerade auch recht von nöten! — Und man könnte es doch eigentlich auch von ihm verlangen. Ja, mir steht, sobald ich davon nur Gebrauch machen will, das Recht zu, nach allem was Holz im Verlauf dieser Polemik sich mir gegenüber herausgenommen, ihn dazu zu zwingen?!

Nun, er weiss selbst aber nur zu gut, dass er es nicht im stande ist! —

Wie wäre er's auch! — Man bedenke nur, wie sich der weitere Inhalt der «Familie Selicke» entwickelt hat, wie er sich entwickeln musste!

Ich will es erzählen; wieder will ich, auch dies, ganz positiv und mit jeder Bestimmtheit berichten.

Holz schreibt mir, dass die «Freie Bühne» gegründet ist, Hauptmann ist bei einem Drama — «Vor Sonnenaufgang» —: es versteht sich, dass auch — «wir» mit einem Drama aufs Tapet müssen. Er hat keins. Kann auch, da er im Begriff ist sein theoretisches Buch zu schreiben, keins schreiben. Ich indessen kann ihm mitteilen, dass ich einen Stoff und einen Anfang zu



einem Drama habe. Und, noch in Magdeburg, geh' ich an den Entwurf. Da ist im Urstück die Gestalt der Toni. Ich habe für sie als Dichter von Anfang an so viel intensive Sympathie gehabt. Sie ist im Stück die Bewussteste, die Führendste und Mitführendste; sie ist die, die am meisten leidet. Wie, wenn sie die Möglichkeit bekäme, aus dieser Stickluft herauszukommen? Ein Mann, eine Liebe könnte sie etwa befreien. Ein Chambregarnist etwa, ein junger Student, so ein Moderner, auch solch eine bewusste, fühlende, mitfühlende Natur. Und ich schuf und bildete in mir die Gestalt des cand. theol. Gustav Wendt aus. — Ich frage: ist auch nur die mindeste, die allergeringste psychologische oder sonstige innere Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass eine solche Idee von Arno Holz stammen könnte? Ich muss hier wirklich Lublinski, ich kann mir nicht helfen, eine psychologische — im übrigen auch diese und jene ästhetische Flüchtigkeit ankreiden. — Wie konnte er jemals die Ansicht aufstellen, dass Plan und Absicht dieses Dramas von Arno Holz kommen könnte! — Und, um die Unwahrscheinlichkeit noch drastischer, ja zur offenbaren Unmöglichkeit zu machen: wie hätte jemals ein Arno Holz — ein Mensch mit einem so groben, wenn nicht geradezu rohen und rüden sensualistischen Egoismus, — dem Drama die Wendung geben können, dass Toni entsagt und auf ihrem Posten bleibt! —

Ich frage also noch einmal: ist Plan und Absicht zur «Familie Selicke» von mir oder von — Arno Holz? Von mir! — Und ich frage nochmals: bin ich Verfasser und Gestalter dieses Dramas oder — Arno Holz? Ich! — Ich, und niemand sonst! — Und ich möchte hier noch fragen: ist unsere deutsche ästhetische Kritik im Zustand einer völligen Verrottung und Decadence? Ich sage: ja, sie ist es! Und sie kann es kaum in einem höheren Grade sein! —

Nun, was aber, frage ich, könnte Arno Holz sonst noch zu dem Drama getan haben? — Herr Arno Holz, ich rufe Ihnen also zu: Sie haben mit mir gemeinsam und pro forma — Ihr eigner damaliger Ausdruck! — einige Feilen auf den ersten sieben Seiten ungefähr des 1. Aufzuges und ein paar wenige kleine und durchaus unwesentliche Aenderungen auf den letzten des 3. Aufzuges mitgemacht. Und dies ist Ihr ganzer Anteil an der Arbeit und sonst rechtfertigt nichts, dass Sie mitzeichneten! Und dies und einzig dies ist die Wahrheit und kann nur die Wahrheit sein! — Wollen Sie noch mit weiteren Winkelzügen, Finessen, Pikanterien, Spitzfindigkeiten und Hakenschlägereien Ihre Sache noch mehr verschlechtern?!

Sie sagten das böse Wort von «literarischer Hochstapelei»: nun nein, Arno Holz! dies ist es nicht: aber Sie leiden an Autosuggestionen, heillos haben Sie sich in Autosuggestionen verrannt. Am Ende, der Teufel scheint nun mal seinen Spass zu haben: kommt es zu Tage, dass Sie die — pathologische Natur sind und dass ich sie nicht bin. Und

so ist und liegt die Sache. — Und nun dürften wir wohl allerdings bald, sehr bald am «Schluss» und am Resumee sein.  
Weimar. Johannes Schlaf.

## Persönlich

Gewiss finden auch wir, dass die Klarstellung des Verfasserverhältnisses von Holz — Schlaf zu den Arbeiten der «Neuen Gleise», insbesondere der «Familie Selicke» nicht zum kurzweiligsten zu zählen ist, was im heutigen Literaturleben oder vom gestrigen heute geschieht. Andererseits ist für einen «Autor» nichts gefährlicher als Legendenbildung. Es gibt Literaturgeschichten, die nur aus Legenden bestehen, historischen und ästhetischen. Holz wurde bis heute so ziemlich allgemein als für die «Neuen Gleise» verantwortlich bezeichnet und danach eingeschätzt, Schlaf bloss so en passant als «Mitverfasser» erwähnt. Dann ging es in der Darstellung weiter: Holz . . . Holz . . . Von Schlaf weiter keine Rede mehr. Für Schlaf ist diese endlose Polemik eine (zum mindesten ideelle) Existenz-Frage. — Holz hat seine Position zu verteidigen. Wir selber wollen zur persönlichen Stellungnahme den Prozess, den Holz gegen Lublinski angestrengt hat, abwarten, obwohl das Resultat ästhetisch belanglos und nur das eine wichtig ist: das Material, das die Parteien vor Gericht herbeibringen werden. Folgendes steht jedenfalls fest: 1. Die ersten Anregungen (Schlaf nennt sie eine koloristisch-impressionistische Technik) hat Holz gegeben. 2. Schlaf hat nach der Zeit gemeinsamer Arbeit mit Holz den «Meister Oelze» geschrieben, der ein Meisterwerk in der bestimmten Technik ist, die das Merkmal des «deutschen Naturalismus» ausmachen soll: der vollendete Typ des Genres. 3. Schlaf hat noch später den «Bann» geschrieben. Hier ist nicht mehr die harte Zucht des Stils aus der Zeit der «Familie Selicke» — die Linien gehen weicher, die Stimmung ruht reich und farbensatt. Das sind «Gegensätze» zur Pointillier-Technik (der «impressionistisch-koloristischen»). Was Holz war, ist ausgeschieden, es bleibt uneingeschränkt Schlafs musikalische Natur. Ein rechtes, rundes Stück ist der «Bann». Holz hat nach der Trennung von Schlaf kein Drama geschrieben, das den Anforderungen des Holz-Schlaf'schen Naturalismus genügt und hat sich immer mehr einer (manchmal genial) reproduzierenden Methode zugewandt. Der Schluss ist also wohl, dass Holz eine theoretische, hundertfach anregende, Schlaf eine verarbeitende und voll schaffende Natur ist. Das ist ein ästhetisches Urteil. Richtersprüche können nichts daran ändern. Dass Holz den grössten Einfluss auf Schlaf ausgeübt hat, vor allem, was künstlerische Disziplin betrifft (eine kritische Fähigkeit), ist klar. Holz hatte darum mit volles Recht am Werk. Auch wenn er «Familie Selicke» nur pro forma mit gezeichnet hätte. Das Drama war in seiner Machtsphäre erfunden und geschrieben. So weit stehn wir bis heute in der Angelegenheit.

René Schickele.



### *Erstmalige Reproduktion einer Originalzeichnung von Fidus*

Zur Geschichte dieser Originalzeichnung sei Freunden des Künstlers mitgeteilt, dass sie einst als Titelblatt für den Deutschen Tierfreund im Auftrag des Verlegers hergestellt wurde.

In der ersten Ausführung trug die weibliche Figur nicht das dezent verhüllende Gewand, das sie jetzt schmückt, sondern wir hatten einen der herrlichen Fidusschen Akte vor uns. Gegen diesen Akt erhob sich jedoch im Tierschutzlager ein solcher Sturm der Entrüstung, dass der Künstler sich, wohl unter Zuhilfenahme von einigem Humor, entschliessen musste, seiner Gestalt Gewandung umzulegen. Bei dem im Besitz der Firma Herrmann Seemann Nachfolger befindlichen Original lässt sich noch die ungemeine Zartheit der ursprünglichen Ausführung erkennen, die jetzige resp. letzte Fassung des Bildes hat aber jedenfalls den Vorzug, dass sie auch bei der strengen, über dem neuen Magazin waltenden Zensur unbeanstandet passieren kann.

× × ×

## CHRONIK

### Frauenbewegung. Dazu Reklame

Es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, das die Frauenrechtlerinnen nicht aufgegriffen und in Beziehung zur Frau gebracht hätten. Die Frau und die Kant-Laplacesche Theorie. (Sie genügt ihrem sehnächtigen Gemütsleben nicht.) Die Frau und der Wasserstand der Spree. (Er genügt ihrer geschwächten Physis nicht.) Die Frau und der Kürbis. (. . . . ?) Das kommt, weil sie entdeckt haben, dass, wie alles, was fleucht und krecht, auch die Frau nicht ganz weltfremd und gottverlassen ist. Man kann von ihr behaupten, dass sie als Annoncensammlerin ebenso ruhig und selbstbewusst wie die Kollegen männlichen Geschlechtsbekenntnisses annoncensammelnd durchs Leben zu schreiten vermag. Sie kann es sogar zur Ringkämpferin bringen. Symbol aller Mannbarkeit! Sie hat die Geschichte, die für sie spricht. Brunhild hat mit Siegfried gerungen. Damals erlag noch die Frau. Unterdessen hat sich das Rad der Entwicklung gedreht, nun kommt die Frau nach oben zu liegen. Dies ist in Paris auf dem Montmartre allabendlich festzustellen. Sie hat ferner das Publikum für sich. Ich weiss nicht, ob die Ringkämpferinnen Abgeordnete zum Berliner Frauenkongress entboten hatten. Jedenfalls stellt diese Gruppe das michelangeleske Ideal der ganzen Bewegung vor. Der Begriff MANN und seine Notwendigkeit wird aufgehoben. Vielleicht ist es nur eine optische Täuschung: als die Allertapfersten den Positionen des Feindes MANN näher rückten, sahn sie ihn schon hinter sich und vergassen ihn völlig. Ergo liessen sie das biedermeierische Thema «die Frau und der Mann» fallen. Einfach. Sie wünschten vom WEIB die Beziehungen zu schwierigeren Sachen unterhalten zu sehn. Zum Beispiel zur Wochenschrift «Welt und Haus». Da sind die Beziehungen so glänzend und reich, dass jede deutsche Frau dieses Blatt lesen muss. **Denn:** der Waschzettel schmettert: «Insgesamt von und für Frauen — ob unter diesem Zeichen schon einmal die Nummer einer grossen illustrierten Zeitschrift gestanden hat? So dass nicht nur der gesamte Text von und für Frauen geschrieben wurde, sondern auch der ganze Bilderschmuck, von den grossen Kunstbeilagen bis zur kleinsten Zierleiste, von Frauenhänden herrührte, ja selbst die photographischen Aufnahmen der abgebildeten Frauenschöpfungen wiederum besorgt sind von Frauen? Ein solches Unikum wird kaum in der Geschichte der grossen illustrierten Zeitschriften schon dagewesen sein, und «Welt und Haus», die immer stärker in den Vordergrund rückende Leipziger Wochenschrift, ist wohl das erste Blatt, das in seiner eben erschienenen No. 29 ein solches «Frauenheft» herausgegeben hat, ein «Frauenheft», das diesen Namen nicht nur mit vollem Recht führt, sondern ihm auch alle Ehre macht. Ehre macht mit den in farbigem Doppelton wiedergegebenen zwei Kunstbeilagen und den zahlreichen übrigen Bildern, die Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen und künstlerische Photographien von Frauen reproduzieren, Ehre macht auch mit dem gesamten literarischen Teil.» (Um so mehr Grund, dass andre Zeitschriften «insgesamt» von Männern und für Männer

geschrieben werden.) Nun ist es ja zu beklagen, dass das Volk der Klärchen, Gretchen, Tekla, Kätchen in Sack und Asche Busse tut für die sentimentalen Sünden der Vorzeit. Dass bei der absoluten Verachtung der Waschlappen Egmont, Faust, Ritter von Strahl, die doch alle Inkarnationen deutschen Geistes und deutscher Kraft sein sollten, die reizenden Geschöpfe schlechten Willens wegen aussterben. Dass von nun an Gretchen in Dichtung und Leben Faust mit einem starkgeistigen Fusstritt überwindet und sich hinsetzt, Romane und Gedichte herzustellen. Aber es ist doch auch zu bedenken, dass Fälle wie der Kindsmord im Faust moralisch zu verwerfen sind. Und wirklich scheint mir, solchen Gräueltaten vorzubeugen, das Beste zu sein: hässlich und starkgeistig geboren werden, Jus studieren, die Zeit anstatt mit Liebeleien mit Kunst und Wissenschaft ausfüllen und zu allerletzt in Keuschheit vercheiden. Die Erde stirbt aus, und in der grenzenlosen Einsamkeit des gesäuberten Planeten schreibt eine Frau ihren letzten Roman. An den Weltgeist ein Sang des Siegers. — «Welt und Haus» veranstaltet eine Ausgabe fürs deutsche Heim: die grosse wilde «Sache» in Freiheit dressiert. Frauenjournale wie die «Frauenrundschau», bei deren Lektüre eine Dame von Geschmack nicht erkranken wird, bringen öfters Männerartikel. «Welt und Haus», dem schwächlichen Familienengel, ward es vorbehalten, die gewaltige Blockade der Frau in Szene zu setzen. Der Tagessirup von «Welt und Haus» ist denn auch diesmal «insgesamt» von Frauen zubereitet worden, er möge ja nur von Frauen geschleckt werden.

R. Sch.

#### **Ein Kriegsminister, der Nihilist ist.** Ich meine den Bayern.

Herr von Asch hat in der Reichsratkammer den Standpunkt vertreten: «es könnten so schwere Fälle (von Beleidigungen) vorkommen, dass ein Ausgleich auf gesetzlichem Wege unmöglich sei, und ein solcher Offizier befinde sich in einer gewissen Notstandslage, die ihn zwingt, auch gegen das Gesetz zur Waffe zu greifen». Dieser zweifellos ungesetzliche Standpunkt eines Kriegsministers ist neu insofern, als ein Kriegsminister vor allem Volk eine grobe Verletzung der Landesgesetze gutheisst, ja sogar «für gewisse Fälle» empfiehlt. Es ist übrigens ein ansehnlicher Trupp, der zu ihm steht. Edelmannempörung wider Plebejergesetz — Kastenmoral und Vergewaltigung der Gesetze durch ihre berufenen Hüter. In der Reichsratkammer wurde denn auch nur aus Gründen religiöser Natur gegen den Erlass des Kriegsministers gesprochen, der den Anlass zum Konflikt gegeben hatte. Und Reichsrat Graf Preysing äusserte die Meinung, «der geheime Erlass des Kriegsministers könne indiskreterweise nur durch einen Offizier in die Hände jenes Abgeordneten gelangt sein, und man habe dadurch dem Kriegsminister Verlegenheiten bereiten wollen. Wenn etwa, wie zum Beispiel in Frankreich, auch bei uns Sitte würde, dass sich Abgeordnete an Offiziere herandrängen, um sie zu einer Pflichtverletzung zu veranlassen und um missliebige Minister zu beseitigen, dann würde das Gefüge der Armee gelockert werden». Herrlich, und ganz richtig! Die Lumpe von Abgeordneten haben das Maul zu halten, wenn Menschen mit Ahnen ihre eigenartige Stellung zu den Gesetzen festzustellen wünschen. Es können so schwere Fälle (von Erniedrigung und Knechtung) vorkommen, dass der misshandelte Gemeine (gegen das Gesetz) zum Seitengewehr greifen muss, es dem

Schinder durch den Leib zu rennen. Schwerere Fälle, da ein Volk (gegen das Gesetz) Bomben werfen und das abgekürzte Verfahren der Guillotinen einleiten muss. Es können so schwere Fälle vorkommen . . . gegen das Gesetz . . . Eine verdammt gefährliche Logik, die des Herrn von Asch! Eine staatsgefährliche Logik. Darum denunziere ich ihn hiermit. § 110 des Strafgesetzbuchs: «Wer öffentlich vor einer Menschenmenge zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen . . . auffordert, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren verurteilt!»

Sascha.

Nun haben wir **einen neuen Friedensulk** mehr erlebt. Nachdem alle Aktionen, die die allgemeine und endgültige Niederlegung der Waffen vor dem Heiligenbild der Humanität einleiten sollten, jämmerlich in den Sackgassen der Betons und Glacis zusammengeknickt sind, haben sich die Schulmeister rechtzeitig ihres historischen Rechtes, den Staat zu retten, erinnert. Kurnig heisst der Rufer im ach! so friedlichen Streit gegen Mars, Kuroki und die bösen Engländer, gegen alle, so Schlachtschiffe bauen und Rekruten drillen, die heute oder morgen losgehn könnten. Er findet es heute unheimlicher, denn je zu leben, zumal, wenn man Weib und Kind und ausserdem die Kinder andrer zu erziehn hat. Jeder Krieg ist ihm ein Beweis, «ein handgreiflicher Beweis für den Mangel an internationaler Einheit auf dem Gebiete der Erziehung». Um zu dieser «internationalen Einheit auf pädagogischem Gebiete» zu gelangen, ist für ihn das einzige Mittel: «Meinungsaustausch der Pädagogen selbst in einem zu diesem Zwecke zu organisierenden speziellen Erziehungs-Zentrum». — Ob der gescheiteste aller Leser erfasst hat, was Kurnig, der Friedfertige, will? Wie er sich das denkt; angenommen, England wandelt Lust an, sich wegen der Verletzung des Dardanellenvertrages zu raufen, welchen Einfluss die Geistesverfassung der Bengel seiner Quinta und die seinige wohl auf das englische Kabinet ausüben mag?

Sascha.

**Retter wider Willen.** Des Obersthofmeisters Ihrer Majestät allertreueste Oppositionspresse ist mit allerhöchstem Eifer an der Arbeit, dem Freiherrn von Mirbach seine Stellung zu erhalten. Denn alle Tage schreien sie aus allen Ecken und Winkeln der Kaiserin zu, sie müsse den Mann in allertiefster Ungnade sofort entlassen. Nichts aber kann Excellenz Sammelbüchse fester an seinen Posten kitten als dieser Uebereifer seiner Gegner. Man merkt es auch schon, wie das gehetzte Hochwild sich von Tag zu Tag sicherer fühlt, kühner wird und die papiernen Sittenrichter wie Hunde behandelt, deren Gekläff dem Reiter nur beweise, dass er noch oben sitzt. Er kann gar nicht entlassen werden, so lange ihm Hinz und Kunz den Stuhl vor die Palasttür setzen. Denn die Kaiserin kann sich doch in keinem Fall ihren Hofstaat in irgend einer Redaktionskonferenz wegschicken und frisch zusammenstellen lassen. Freiherr von Mirbach ist doch kein verantwortlicher Minister, den das Parlament unmöglich machen kann, obgleich die Krone ihn ernannt hat. Nicht einmal Herr Bebel wird erwarten, dass die Kaiserin bei ihm anfragt, wem sie eine höfische Dienstleistung um ihre Person übertragen darf. Herr von Mirbach braucht sich um das Misstrauen der Bevölkerung nicht zu kümmern, ihm muss das Vertrauen seiner Herrin

genügen. Möglich, dass er auch das schon verloren hat, seine Stellung bleibt ihm, so lange die ungeschickten Feinde den freien Willen, das selbständige Urteil der Kaiserin zu tyrannisieren versuchen. Wenn der Rummel vorüber ist, dürfte sich der Gesundheitszustand Sr. Excellenz wahrscheinlich bald so verschlimmern, dass ihr die Blancoquittierung von ein paar mal hunderttausend Mark schon zu grosse Anstrengungen verursachen wird. Dann wird er selbst um seinen Abschied bitten, der ihm gewiss gewährt wird, wenns kein Oppositionsblatt vorzeitig erfährt und ein Freuden-geheul anstimmt. Geschickte Taktlosigkeiten können ihn seiner Sammel-tätigkeit erhalten, bis er selbst zu seinen Vätern versammelt wird.

— co —

## Der Brief des Flagellanten

Die Ueberschrift ist dessen würdig, was folgen soll. Wir drucken den Brief ab, nachdem wir dazu die ausdrückliche Erlaubnis des Verfassers (der sogar genannt sein wollte) eingeholt haben. Die Epistel ist eine ergötzliche Kuriosität und ein document humain, Illustration zu einem Kapitel Berliner Bohêmelebens. Man höre:

Berlin, den 12. Juli 1904.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin der Flagellant W. F.-Heliogabal, der sich durch seinen autobiographischen «Schmerzensweg» (Hamburg 1903; «Ein Märtyrer der Frauen» Zürich 1904) bekannt gemacht und durch seine Ehe mit Maria D. in die Literatur eingeheiratet hat; übrigens leben wir glücklich in Scheidung, da man schliesslich auf flagellantistischer Grundlage keine Ehe führen kann.

Ich gestatte mir heute, Ihnen meines Geistes einen Hauch zu senden und Sie zu bitten, der einen oder der andern Ein-sendung in Ihrem Magazin eine Stätte zu bereiten. Ich lege Ihnen bei: einen Brief an die scheidende Herrin, die meine Mystagogin in den Masochismus war, und deren behres Bild auch nicht durch D. aus meinem Herzen verdrängt werden konnte. Vielleicht können Sie dieses Gefühlsdokument auf-nehmen. — Ferner eine Litanei, nachgebildet jener, die in den Maiandachten in katholischen Kirchen gebetet werden.

Aber ich bin auch ein Spötter und mache sadistische scharfgeschliffene Aphorismen, die bengalisch Zustände in Ge-sellschaft, Politik, Literatur u. s. w. beleuchten. Vielleicht nehmen Sie auch einige von diesen kleinen, den Philister verletzenden Grausamkeiten. Als Satiriker habe ich die Höhen des Simpli-cissimus erklimmen.

Mein Gefühlsleben ist jedoch masochistisch-sadistisch. Ich lechze nach satanistischen Befriedigungen, nach *μεγάλα μυστήρια*,

nach Tauropolien, wie sie in den Kulturen der Artemis Orthia, Artemis Triclaria stattfanden. Wenn Sie gestatten, werde ich mir gelegentlich bei Ihnen «Da unten» von Huysmans kaufen; und selig würde ich mich preisen, wenn ich in Berliner Literatenkreise eingeführt würde, in denen «schwarze Messen» gefeiert werden.

Ihrer freundlichen Antwort sieht entgegen

W. F.-Heliogabal.

Von der Skizze «An die scheidende Herrin», in der Heliogabal über den Abschied von der «Mutter und Herrin» weint, sei nichts offenbart. Nicht mehr von der Weisheit der Aphorismen, für deren impulsive Komik der Staatsanwalt weniger Sinn hätte, als für ihren unglücklichen Cynismus. Sie sind so sehr erlebt . . . Berliner Bohème. Das ist der Kreis, der die tolle Poesie der roten Laterne auf den Markt karrete und Köchinnen, die sich übergegessen hatten, als Dichterinnen des horizontalen Mystizismus zur Berühmtheit verhalf. Wie ärmlich und geflickt nimmt sich diese dionysische Anstellerei neben der immerhin gesellschaftsfähigen Fäulnis der Muse aus, mit denen Marie Madeleine intimen Umgang pflegt. —

Freunde, nun ist die Zeit der Sehnsucht, die wandert und flieht — das Meer, o das Meer! Weit weg zu ihm, wir wollen ganz alt und viel jünger werden vor ihm und den verdorbenen Weihrauch vergessen und die schmerzhaft scharfen Worte, mit denen wir fechten mussten, um den Schild rein zu erhalten, wir wollen zur Mutter gehn (o magna mater!), wie die Horizonte weit, weit, verloren ruhn — Seht, wie Menschenschicksale im Hintergrund vergehn, sich in Wellen lösen. Der grosse Pan lebt noch und hat nie von Dolorosa gewusst.



«Frau Else Schenk, Universitäts-Prof.-Gattin» hält daran, als Verfasserin der (einem bei Schuster & Löffler erschienenen Band von d'Annunzio-Uebersetzungen entnommenen) Poesien aus No. 1 des neuen Magazins genannt zu werden. Die Redaktion holt den Lapsus bereitwillig nach. Der Abdruck geschah mit der ausdrücklichen Erlaubnis des Verlegers.

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



Das neue

Heft  
8

73. Jahrg.

# Magazin



Berlin, den 20. August 1904

Erscheint jeden Sonnabend

vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30

Heft in Berlin SW. II, Tempelhofer

H

**DAS SCHÖNSTE GESCHENKSWERK**



Der Roman  
von  
**TRISTAN UND ISOLDE**

Herausgegeben von Joseph Bédier, übertragen von Dr. Julius Zeidler

Illustrierte Ausgabe mit etwa 150 Vollbildern, Textillustrationen  
und Zierleisten

von

**Robert Engels**

Preis in vornehmem Geschenkband Mk. 18,—, Liebhaberausgabe,  
in Leder mit moiréseidenem Vorsatzpapier, nur 50 nummerierte  
Exemplare, Preis in feinstem Ledereinband gebunden Mk. 50,—.

«Der Roman von Tristan und Isolde ist das hervorragendste poetische Erzeugnis der modernen Romantik. Halb Geschichte, halb Dichtung, schildert er die Schicksale des unsterblichen Liebespaares, die schon Wagner zu seinem grossartigsten Musikdrama begeisterten. Die tiefe Poesie des Romans steigert sich in einzelnen Abschnitten zu einem geradezu berückenden Glanz. Es giebt keine Geschichte, die zugleich ergreifender und entzückender wäre, als dieser Roman. Seine Lektüre ist wie eine Wanderung im romantischen Märchenwald. Es ist ein Liebesbrief von höchstem Rang und ein Lebensbuch, das jedem seine eigenen Schicksale wieder spiegelt.»

*Hamburger Cor. expo. dent.*

•So mag das Buch für weiteste Kreise ein Ereignis sein, den Freunden feiner Literatur, wie den Liebhabern prächtigen Buchschmucks, den Bibliophilen, wie den Jüngern des grossen kunstgewerblichen Aufschwunges, den wir erleben. Allen Kulturmenschen sei das Buch ans Herz gelegt, es will ein Gedenk- und Geschenkbuch für alle sein. Der Preis des Werkes ist im Verhältnis zu seinem Umfange, der glänzenden Ausstattung und dem Reichtum an Abbildungen überaus niedrig angesetzt.»

*Breiter Nachrichten.*

Ausser der illustrierten Ausgabe ist auch eine Ausgabe des Textes erschienen. Diese kostet brosch. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—. Beide Ausgaben werden in jeder Buchhandlung gern zur Ansicht vorgelegt.

**Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.**



## Das neue Magazin

Heft 8

1904

*Von den 3 Dingen: Klingel-  
beutel, Strafgesetzbuch,  
Gott*

*Darlehnsucher  
Dreiminuten-Roman  
Verlaine, Gedichte  
Der Hofbarbier*

*Chronik:*

*Russische Medaille  
Prof. Dr. Alfred Frhr.  
v. Berger  
Reklama des Versweifelten  
Bohème*

René Schickele.

Hector.

Heinrich Mann.

Heinrich Horvát.

G. Busse-Palma.

Sascha.

A. S—m.

Sascha.

Senna Hoy.

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alfer Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW.11.**

Soeben erschien in 5. Auflage:

## AMERIKANISMUS

von

**Theodor Roosevelt**

Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Preis Mk. 1,—.

Erhältlich in allen Buchhandlungen.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 20. August 1904.

Heft 8.

## Von den drei Dingen: Klingelbeutel, Strafgesetzbuch, Gott

Zu Heidelberg in einer Kneipe sitzt neulich ein Mann. Seine Haltung lässt über die Redlichkeit der Absicht, die geschundene Maklerseele total unter den Tisch zu schwimmen, schlechterdings keinen Zweifel zu. Wie der Mann sich auf der Höhe seiner pessimistischen Weltbetrachtung fühlt (weil der Alkohol die träge Masse revolutioniert hat), tut er einen Ausspruch. Einen bitterbösen Ausspruch. Einen Ausspruch, den ein Christ nicht tun darf — zu dem sich auch unser Held nicht hinreißen lassen darf, obwohl er Jude ist, Christ und Jud, ihr dürft so etwas nicht sagen. Unser Held liess sich hinreißen. Es schwankten Feuerzungen über seinem Haupt, und er sprach: «Handwerksburschen sperrt man ein, wenn sie betteln, in der Kirche aber darf ungestraft gebettelt werden, das ist eine feinere Bettelei.» (Schlag auf den Tisch des Hauses.) Der Nachsatz «das ist eine feinere Bettelei» war vom Uebel. Das Einsperren von bettelnden Handwerksburschen und der Klingelbeutel waren Tatsachen, aber das mit der Prima-Bettelei bedeutete ein Urteil — ein betrunkenener Mensch gilt gemeinhin für wenig urteilsfähig. Er macht keine feineren Unterscheidungen, er schimpft im allgemeinen und prinzipiell. In Anerkennung dieser Erfahrungs-

tatsache erblickte denn auch die Strafkammer, die sich unterdessen des verwahrlosten Atheismus unsres Maklers angenommen hatte, in der Rede: prinzipielle und universale Böswilligkeit und «erkannte» auf 2 Tage Gefängnis, indem es den Gotteslästerungsparagraphen «anzog». «Der Angeklagte habe nicht den Klingelbeutel an sich treffen wollen (der nach Aussage des Sachverständigen nicht als Einrichtung der evangelischen Kirche zu gelten hätte), sondern das Einsammeln von milden Gaben, und dies sei eine Einrichtung der evangelischen Kirche.» Also nicht einmal in der harmlosen und unzulänglichen Aufregung der Trunkenheit ist der «kleine Mann» sicher vor den Spitzeln der regierenden Klassen. Nun wird auch noch das letzte Ventil für die Unzufriedenheit belastet. Wann soll denn der Mann des Umsturzes sein offenes Wort sprechen dürfen, wenn nicht im Rausch! Es ist doch schöner, er lässt seinen Ingrimms aus, wenn ihn keiner ernst nimmt, niemand an Verantwortlichkeit des seligen Empörers denkt. Tatsachen kann er jederzeit mit mehr oder minder viel Glück an den Nachbarn bringen — aber Konsequenzen ziehn, das ist ausschliesslich das Recht der Betrunknen, der Philosophen und der Irrsinnigen. Mir scheint, der Makler aus Heidelberg ist kein übler Kulturkritiker. Betteln heisst doch ungefähr soviel wie Lebensunterhalt suchen, den man nicht (durch Kontrakt oder Uebereinkommen) auf Grund von Leistung und Gegenleistung zugesichert erhält. Zwischen betteln und geschenkt bekommen besteht nicht einmal der Unterschied, dass der Bettler um Schenkung bittet, denn das hat der Empfänger von Geschenken in fünfzig Fällen von hundert auch getan. Und empfindet der Mann und Christ, der wohl in die Kirche geht, auch seine Kirchensteuern bezahlt, aber trotzdem mit dem Klingelbeutel keineswegs sympathisiert, jegliches Sammeln milder Gaben weniger als «Aufdringlichkeit» als der Kaufmann den Handwerksburschen, der ihn um zwei, drei Kupfermünzen angeht? Der «Mensch in beschränkten Verhältnissen» muss sich durch seine demonstrative Ablehnung des Klingelbeutels im Schoss der Gemeinde viel eher blamiert fühlen als einer, der den Handwerksburschen mit Pathos und Selbstbewusstsein zur Tür hinauswirft.

Aber wir wissen nun, dass das Einsammeln von milden Gaben zu den Einrichtungen der evangelischen Kirche gehört. Man könnte also gegen die Kritiker des Evangelisten Mirbach auf Grund des Gotteslästerungsparagraphen vorgehn. Und hat nicht vielleicht der Heidelberger Gotteslästerer an das System gedacht, das Herr von Mirbach fortan in der Geschichte mit seinem allerchristlichsten Namen zu vertreten haben wird? (Der Mann war trunken und hatte die kühn und sicher fliegenden Ge-

danken des Erleuchteten.) Wie ist das mit der Bettelei des Klingelbeutels? Dem Kirchenbauverein gehört die Edelblüte der Nation an. Vor einigen Jahren sollte dieser hohe Verein 900 000 M. zum künstlerischen Schmuck der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zusammenbringen. Das war aus Anlass der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. Herr von Mirbach galt natürlich längst für den geheimen Papst einer *Ecclesia militans*, die jahraus jahrein im wohltemperierten Streit mit zukünftigen Kommerzienräten, mit Beamten und Adligen liegt, mit Leuten, die «wohlthätig» sind, weil sie einen nützlichen und schmeichelhaften Vorteil erkriechen, und mit solchen, die ihre Stellung mit Würde halten wollen. Herr von Mirbach gedachte, die Presse dem aussergewöhnlich feierlichen und ehrenden Umstand entsprechend tüchtig anzuziehen und wandte sich zur praktikabelsten der Keltern: der Beamtenhierarchie. Er holte sich beim Minister des Innern die Versicherung vollster Sympathie und uneingeschränkter Billigung und schrieb an die Oberpräsidenten. Aber die funktionierten nicht zur Zufriedenheit der Kurie für evangelische Finanzen. Der Druck von oben war anscheinend nicht solid genug. Mirbach berichtete an Herrn von Hammerstein, dass «die bisher erzielten Resultate keineswegs befriedigend seien» — und zur energischeren Förderung des Gotteswerkes erliess nun Herr v. Hammerstein «ein amtliches Schreiben, worin das, was Herr v. Mirbach privat versucht hatte, die dienstliche Unterstützung des Ministers fand». Zu wie verschwindend kleiner Figur schrumpft da der Heidelberger Klingelbeutel zusammen! Und plötzlich bemerken wir mit Schauern oder Ergötzen, dass diese christlichste aller «Einrichtungen» der ev. Kirche mit eherner Präzision arbeitet, dass die Organisation, je höher und je weiter sie greift, um so erbarmungsloser und um wieviel! eher zur Erpressung wird, als jede nur denkbare Bettelei, die das Strafgesetzbuch bestraft. Ein Manichäergewissen steht am Kelterhebel, und die milde Hand drückt und drückt, dass die edlen Säfte aus den Fugen spritzen. Das System ist Tod und Leben aller Streber, und weil wir bald ein Riesenreich von Strebern sein werden, können wir die Hoffnung nähren, dass der deutsche Beamtenstand der mildtätigste aller moderner Staaten wird, dass mit jeder k. Glatze, die über die Gehaltgrenze 10 000 schiebt, aus Deutschlands Lehm und Sand eine Gott wohlgefällige Kirche wächst und dass Preussen allernächstens ebenso viele Kommerzienräte als Bankiers zählen wird, die in ihrem Herzen Christo dienen und mit gefüllter Hand nachhelfen. Evangelium und Kapital sind durch das Genie des Frhr. von Mirbach menschlichst nahe gebracht, der Ahasverhass ist durch den Lohn, den die beschenkte obere und offizielle Christen-

heit dankbar spendet, reichlich versöhnt. Das ist das Kultur-, das Menschheitswerk des Frh. von Mirbach. Nur lasse man die armen Beamten in Frieden: die opfern ja alles; wie sichs gehört; Ueberzeugung, Wille, das Denkvermögen überhaupt. Sie rutschen nach oben, indem sie recht fest nach unten stemmen — und der Häutungen ist in der heiligen Hierarchie des preussischen Beamtentums kein Ende, sie bedeuten beinah religiöse, zum mindestens patriotische Akte. Lasst die Beamten, haltet euch an die, die auf einen lebenslänglichen Raub zurückblicken, auf dass die Menschen, denen sie ihr Geld ausgeführt haben (denen eben der Verstand zum Erwerb fehlt), wenigstens Kirchen hingestellt bekommen, in denen sie sich ausflennen und den Geist stärken können.

Der Küster, der Sonntags mit dem Klingelbeutel umgeht, ist kein Michelangelo des Bettels. Man soll gegen die armen Pastoratsherren nicht böse sein, kein einziger unter ihnen könnte Kommerzienrat werden, es ist menschlich nur erfreulich, wenn ihre Suppen alle 10 Jahre fetter werden. Ich lobe an meinem Makler in Heidelberg auch nur die Konsequenz.

Mein Makler in Heidelberg scheint zu denen zu gehören, denen ers in der Betrunktheit gibt, zu den Genies der glanz-erhellten Vullheit. Betrunkenen, Philosophen und Irrsinnigen wollen wir das Recht auf Konsequenz belassen, denke ich, und uns bei ihren irren Reden doppelt sicher fühlen. Lasst das Ventil recht tüchtig funktionieren, heraus mit dem Qualm, und wenn es noch so sehr riecht: Das ist das Volk. Den Schweiss und die Ausdünstungen des Volkes aber müssen seine Väter und Behüter achten: das sind heilige, höchst zu ehrende Gerüche. Nur solchen, die für ihr Christentum bezahlt werden, scheint es so, als entstiegen sie der Garküche † † † Satans. Ich zum Beispiel bin mir wohlbewusst, dass ich den freundlichen Umstand, dass ich friedevoll und bequem im Schreibstuhl sitze, lediglich der Misère etlicher 100 Familien (à 10 bis 15) zu verdanken habe — und freue mich hundertfach (jedes einzelne Mal ums Zehn- und Fünfzefache!). Die Konsequenz nach jeder Richtung ist die Wahrheit, ist Harmonie. Wir müssen die unverschuldete Ruchlosigkeit unsres Schicksals eingestehn, dann wird es lichter über den hässlichen Knäueln der Ringenden, stärker und reiner heben sich Mord und Verzicht von den ins Ungewisse tiefen Hintergründen ab: das Leben gewinnt an Plastik.

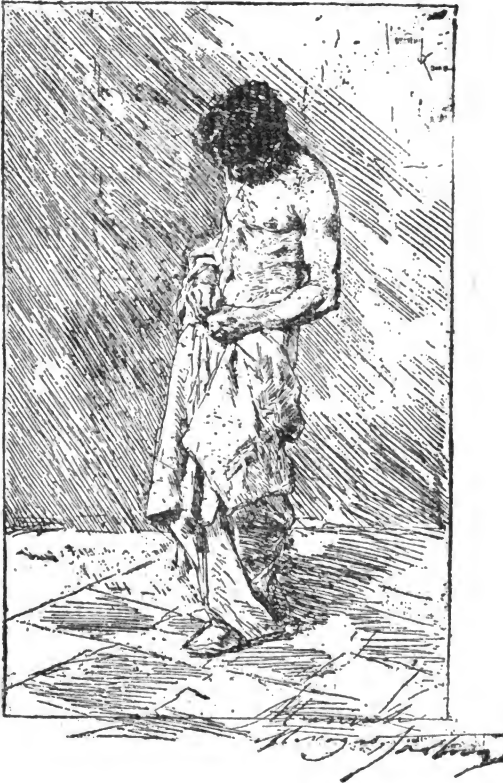
Und das ist doch das einzige, das wir zum Leben vermögen. Gott? Man darf ihn zwar nicht «lästern», nach § 166 des Strafgesetzbuches, aber wer täte es? Es ist ein Hohn, dass das unpsychologischste, verkehrteste Buch, das je geschrieben worden



ist, von Gott und dem Verhältnis des Menschen zu einem Gott spricht, droht . . . befiehlt, ihn zu achten, ihn wie eine reale irdische Person behandelt, indem es so befiehlt, verbietet, das Etwas zu beschimpfen, über das sich die Wesen unsres Planeten, die die höchstentwickelten Gehirne, die aus solcher Erde zu machen sind, besessen zu haben scheinen, in den Tod nicht klar geworden sind. Leben und Schicksale bleiben als Anekdoten zum Schild- und Wappenspruch

**Que sais-je?**

René Schickele.



M. Fortuny, Federzeichnung.

# Darlehnsucher

Darlehen sind, wenn man irgend eine Tageszeitung zur Hand nimmt, in Berlin so leicht zu erlangen, dass man nur die Hand danach auszustrecken braucht, um die gewünschte Summe «in jeder Höhe» zu erlangen. Man hat nur nötig, bei den edeln Menschenfreunden, die einem durch Annoncen den Weg weisen, anzuklopfen, um mit vollen Taschen wieder heimwärts zu ziehn. So denken nämlich die Tausende, denen der Mammon dringend not tut; und sie versuchen ihr Heil, indem sie sich zu einem der annoncierenden Darlehnsgeber verfügen, dem sie verschämt ihr Anliegen vortragen. Der Mann müsste tatsächlich Hunderttausende von Mark zu — verschenken haben, wenn er nur dem zehnten Teil der Darlehnsucher die Mittel zur Verfügung stellen wollte, um die er angegangen wird. Denn in neunundneunzig von hundert Fällen werden die Geldsuchenden nicht in der Lage sein, angemessene Sicherheit für die Gewähr der Rückzahlung des Darlehns zu stellen — und damit wäre die Angelegenheit eigentlich im negativen Sinne für die Borger erledigt, wenn sie die Rechnung nicht ohne den Wirt gemacht hätten. Der angebliche Darlehnsgeber ist nämlich ein Gemütsmensch, der, wenn er nicht dem Petenten zu Willen sein kann, doch wenigstens selber aus dem Handel etwas profitieren will — denn wovon soll sein Schornstein rauchen? Er bringt es nicht über sein menschenfreundliches Herz, uns die Tür vor der Nase zuzuschlagen und sofort aller Hoffnung zu berauben, sondern er zieht die Sache «in Erwägung» und lässt durchblicken, dass «wahrscheinlich etwas zu machen sein werde». Aber bevor er sich eingehend mit der Angelegenheit befassen könne, müsse auf alle Fälle eine Einschreibgebühr für Auskünfte, Recherchen etc. gezahlt werden. — Jetzt steht Herkules, d. h. der Darlehnsbedürftige, am Scheidewege. Ist er schlau genug, so wird er sich sagen: zu was beansprucht der Mann die sog. Einschreibgebühr, da ihm doch die 5 Proz. Provision, die er für die Beschaffung des Darlehns verlangt, sobald ich das Geld erhalte, sicher genug sind?

Aber die meisten Darlehnsucher sind eben nicht schlau, sondern opfern ihre — vielleicht letzten — 5 oder 10 Mk. in der Hoffnung, mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen. Sie hätten die Opferschillinge ebenso gut in die Spree versenken können — der Erfolg wäre derselbe. Der angebliche Darlehns-

geber holt vielleicht pro forma eine Auskunft, die im Abonnement bei irgend einer «Auskunftei» 60 oder 80 Pfg. kostet, ein und legt sie ad acta. Denn irgend welcher Wert in Bezug auf die Bonität des «Ausgekunfteten» ist solcher Auskunft nicht beizumessen; sie ist so mit Fussangeln und Selbstschüssen gespickt, dass es keinem Menschen einfällt, daraufhin auch nur einen Pfennig als Darlehn zu geben. Die meisten Darlehnsucher sind gescheiterte Existenzen, mindestens aber wirtschaftlich Zurückgekommene, denen aus den Kreisen der Verwandtschaft niemand mehr etwas borgen will und die nun, nicht aus noch ein wissend, ihr Glück noch einmal bei völlig fremden Menschen versuchen. Möglich, dass dem einen oder andern mit Hilfe eines Darlehns gelänge, sich wieder emporzurappeln — aber in den weitaus meisten Fällen würde, wenn der Zahlungstag herankäme, der Gläubiger das Nachsehn haben.

Es soll hier keineswegs den Instituten der Darlehnsgeber bezw. Darlehnsvermittler das Wort geredet werden — im Gegenteil! Aber die Darlehnsucher sind selber daran Schuld, wenn sie derartigen Leuten auf den Leim kriechen, die ihnen ja doch niemals ein bestimmtes Versprechen in Bezug auf Gewährung des Darlehns geben, sondern nur ganz unverbindliche Redensarten machen, falls nicht hinreichende Sicherheit in Form eines Faustpfandes, eines Bürgen etc. gestellt werden kann. Das ist aber nur bei einem winzigen Bruchteil von Darlehnsuchern der Fall. Fast alle haben «als Sicherheit» höchstens «eine Wirtschaft», d. h. ihre Haushaltungs-Mobilien, in die Wagschale zu werfen, womit keinem Gläubiger gedient sein kann. Der Weizen der gewerbsmässigen Geldvermittler würde nicht so blühen, wenn ihnen nicht das Publikum selber auf leichtsinnige Weise den mühelosen Verdienst in die Hand spielte.

So wünschenswert es nun wäre, dass den angeblichen Darlehnsvermittlern, die aus der Not ihrer Mitmenschen Kapital schlagen und auf Kosten der Aermsten ihr parasitäres Dasein führen, das Handwerk gelegt würde, so ist doch an die Realisierung dieses Wunsches vor der Hand nicht zu denken. Die meisten Darlehnsucher, die den Vermittlern in die Hände geraten, geben sich zufrieden, wenn sie nach Verlauf einiger Tage den Bescheid erhalten, dass leider «nichts zu machen» sei. Schlägt einer der Gerupften aber Lärm, verlangt energisch seinen Provisionsvorschuss zurück und läuft zur Polizei, so kann ihm diese auch nicht helfen. Denn der Herr «Vermittler» wird nachweisen, dass er für den «Vorschuss» Bemühung gehabt hat, d. h. dass er irgendwo eine (wertlose) Auskunft eingeholt und vielleicht mit irgend einem Hintermann, dem sogen.

«Kapitalisten» über das eventuelle Darlehn Rücksprache genommen hat. Die vorläufig einzige Möglichkeit, das Publikum vor den Blutsaugern zu schützen, bleibt die, es zu warnen, sich überhaupt mit Darlehnsvermittlern einzulassen. Diese gewissenlose Gesellschaft ist über einen Kamm geschoren und lacht sich über die Dummen, die nicht alle werden, ins Fäustchen!

Eine besondere Art Bauernfang betreiben solche «Vermittler», die nicht persönlich, sondern schriftlich mit Darlehnsuchenden in Verbindung treten. Wendet sich ein Bedrängter infolge einer Zeitungsannonce brieflich an den Inserenten, so empfängt er von ihm eine schriftliche Mitteilung, ungefähr folgenden Inhalts:

«Zwecks Erlangung der gewünschten Summe übersende ich Ihnen die bei mir angemeldeten Geld-Angebote, welcher Sie sich sofort bedienen wollen, Adressen und Bedingungen sind zuverlässig. Meine Gebühren mit Mk. 5,— (oder je nachdem geringer oder höher) nehme ich der Einfachheit wegen nach und bitte um prompte Einlösung.»

Ist der Empfänger dieses Briefes töricht genug, die am andern Tage bei ihm eingehende Postnachnahme-Sendung wirklich einzulösen, so wird er sich im Besitze eines wertlosen, gedruckten Verzeichnisses befinden, das die Namen von Banken und Geschäftsfirmen enthält, die angeblich Geld verleihen. Ist dem Geprellten der Mut noch nicht vergangen, wenn er dieses Verzeichnis in der Hand hat, so wendet er sich vielleicht an die eine oder andre darin angegebene Adresse — natürlich ohne Erfolg. Oder doch nicht ganz «ohne»: die «zuverlässige» Adresse stellt die «Bedingung»: zunächst wieder einen — Gebühren-Vorschuss von so und soviel Mark einzusenden, bevor auf das Darlehns-gesuch näher eingegangen werden könne . . .

Prellerei ohne Ende, vor der nicht nachdrücklich genug zu warnen ist!

Hector.

\* \* \*

*Der vorstehende Artikel unsres geschätzten Mitarbeiters hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er vor allem die Aufmerksamkeit des Publikums selbst auf den Krebschaden der privaten Darlehnsuche lenkt. Wir ersuchen unsre Leser, uns Material aus eignen Erfahrungen einzusenden, damit wir es als Beitrag zu der seit langem dringend gewordenen*

#### **Enquête über den Personal-Kredit**

*veröffentlichen können. Wir glauben einem sehr fühlbaren Interesse des Beamten- und Mittelstandes zu dienen, wenn wir eine öffentliche Betrachtung und Kritik der Formen und Missformen unsres Personal-Kredits ermöglichen.*

Die Redaktion.

# Drei - Minuten - Roman

von Heinrich Mann.

Als ich einundzwanzig war, ließ ich mir mein Erbteil auszahlen, ging damit nach Paris und brachte es ohne besondere Mühe in ganz kurzer Zeit an die Frau. Mein leitender Gedanke bei dieser Handlungsweise war: ich wollte das Leben aus der Perspektive eines eigenen Wagens, einer Opernloge, eines ungeheuer teuren Bettes gesehen haben. Hiervon versprach ich mir literarische Vorteile. Bald stellte sich aber ein Irrtum heraus. Es nützte mir nämlich nichts, daß ich alles besaß: ich fuhr fort, es mir zu wünschen. Ich führte das sinnstarke Dasein wie in einem Traum, worin man weiß, man träume, und nach Wirklichkeit schmachtet. Ich schritt an der Seite einer chilen, ringsum begehrten, mir gnädigen Dame nur wie neben den zerfließenden Schleiern meiner Sehnsucht . . .

Wenige Tausende lagen noch in meiner Brieftasche, da öffnete ich sie unvorsichtigerweise eines Nachts auf einem öffentlichen Ball unter den Augen eines jungen Mädchens. Sie lud mich ein und ich folgte ihr weitab in ein kelleriges Haus mit schlüpfrigen Treppen und mit Wänden, von denen es troff. Ich hatte soeben meinen Rock über einen Stuhl gehängt, da klappte der Bettvorleger, auf dem ich stand, mitsamt einem Stück Diele nach unten, und ich rutschte in einen Schacht hinein. Er war ziemlich weit. Ein Vorsprung ermöglichte es mir, drei oder vier Fuß unterhalb des soeben verlassenen Zimmers einen Aufenthalt zu nehmen und der Freude einer weiblichen und einer männlichen Stimme über meine Hinterlassenschaft beizuwohnen . . . Auch das war eine Perspektive. Es war nicht jene oberweltliche, der zuliebe ich nach Paris gekommen war. Es war eine aus traumfremder, aus traumschlimmer Tiefe. Aber ihr eignete etwas Stillendes. Damals blieb mir kaum noch Drang, wieder ans Licht zu steigen. Uebrigens ging die Klappe in die Höhe. Ich schloß die Augen und ließ mich weiter hinuntergleiten. Wider Erwarten brach ich nicht den Hals, sondern entkam durch einen Kanal. Entkam bis nach Florenz, wo ich mir wünschte, den gepuderten Pierrot zu lieben, der in einer Pantomime des Teatro Pagliano jeden Abend vor einem Haubenstock in die Knie sank, weil er zu schüchtern war, es vor seiner Angebeteten zu tun; der sie bekam, betrog, arm machte; der spielte, stahl, und dem seine kindlich hingetändelten Verbrechen immer schmelzendere Kreise um seine unschuldigen Sünderaugen zogen. Zuletzt starb er, am Schluß eines etwas frostigen Apriltages, in all seiner rosigten Verderbtheit, zu den leichten Tränen einer schlanken, biegsamen Musik . . . Ich wünschte mir, ihn zu lieben. Nur war er, wenn er die Bühne

verließ, eine bedeutende Courtisane und kostete allein den Conte Soundso im Monat tausend Eire, was in Florenz sehr, sehr viel Geld ist. Ich ging also zu ihrem Coiffeur und gab ihm meinen letzten Kassenschein dafür, daß er mich anlernte und mit Schminken und Puder zu ihr in die Garderobe schickte. Meine Dienste befriedigten sie nicht immer; und die erste Berührung ihrer schönen, vollen und spitzen Hand erfuhr ich in meinem Gesicht. Eines Abends, als ich ihr eine neue Perrücke ausprobieren sollte, wagte ich mich mit allem heraus und ward von ihr entlassen. Ich wünschte mir weiter, sie zu lieben . . .

Unsere Beziehungen entwickelten sich jäh. Der Conte Soundso, von dem sie tausend Eire bekam, zog sich plötzlich und unter Protest von ihr zurück. Er hatte bereits den größten Teil seiner Familie unglücklich gemacht: durch ihre Schuld, wie er vorgab. Auch andere erklärten sich für geschädigt in ihrem Besten, dank ihr. Nun ward sie selbst von allen entlassen, wie sie mich entlassen hatte; auch von ihrem Direktor. Bald mußte sie, gepfändet, dem Hospital entlaufen, verachtet und umhergejagt sich begnügen mit dem, was auf der Straße zu finden ist. Und so oft sich noch einer von diesen durch sie ins Verderben ziehen ließ, erlitt sie selbst dabei die unsinnigsten Schmerzen . . . Dies war der Zeitpunkt, wo sie mir erlaubte, ihr ein Lager aufzuschlagen in meiner Dachkammer am Ende der engen und volkreichen Via dell' Agnolo. Da lag sie nun in den Mondnächten, den Kopf an der dunkeln Wand, nur die Hände immer unterwegs zu geisterhaft grellen Schlichen und Windungen, wie franke, launische Blumen, die nach Insekten schnappen. Ich saß am Tisch bei einer Talgkerze und schrie. Es war eine hallende, glitzernde, stahlblaue Stille in der Weite; und der junge Pierrot war mondgepudert und sterbensmüd aus seinen Sündenfahrten hergetaumelt, grad in mein Zimmer. Wie ich mir wünschte, ihn zu lieben! . . . . Sie schlug den Blick auf, schmelzend von sanftem Erstaunen über das Schicksal. Sie ließ sich widerwillig pflegen von mir, suchte dabei immer mit den Augen in mir. Sie verachtete mich, weil ich noch bei ihr aushielt. Sie begehrte mich, weil sie mich nicht begriff. Sie hatte manchmal Grauen, manchmal stürmisches Verlangen, manchmal Haß. Sie quälte mich, ganz glücklich, noch ein wenig böse sein zu dürfen, noch einen Schatten von Nache zu haben für das, was mit ihr geschah. Dann weinte sie an meiner Schulter. Und wieder suchten ihre Augen in mir: warum ich sie noch liebe. Eine Antwort bekam sie nicht. Hatte ich sie doch niemals geliebt; ich wünschte es mir nur . . .

In einer dieser Nächte starb sie. Ich stieg darauf zur Straße hinab; und die leere Via dell' Agnolo entlang, und die kleinen

rinnsteinartigen Nebengassen entlang weinte ich in der Finsternis Tränen, auf die ich namenlos stolz war, und deren Verfliegen ich nicht erleben wollte . . . Sie dauerten nicht viel weniger als eine Stunde: die Stunde, die in meiner Erinnerung das beste, wahrste, schönste Stück meines Lebens umfaßt . . . Aber ich ward schon matt; — und inmitten der Scham und des Zornes über mein Versagen fand ich ganz bequem dazu Muße, um mein Leben zu bangen, weil vor meinem Hause zwei verdächtige Gesellen standen. Ich ging auf sie los, aus Furcht davor, ihnen den Rücken zuzukehren. Der eine hatte eine zerquetschte Nase, Kalmückenaugen, einen vier-eckigen Oberkörper, kurze, krumme Beine. Der andere, in einem dünnen Jäckchen und mit etwas Schwarzem um den Hals, war schlank, dunkel, außerordentlich schön. Er setzte sich in Bewegung, kam mit der Hand in der inneren Brusttasche und dem andern neben sich, mir entgegen. Er hatte den Gang der Toten! . . . Ich tat gebannt und doch mit fliegenden Sinnen noch zwei Schritte. Aus seinem blassen, dicklippigen Gesicht — ihrem Gesicht — sah ich schon die Wimpern schwarz herausstechen. Das Heft des Messers erschien in seiner Faust am Rande des Jäckchens. Mein Tot stand beschlossenen auf seinem Gesicht. Auf dem der Toten. Sie hatten nur eines, denn er war ihr Bruder. Er war mit einem Kumpanen in die Stadt gekommen, um sie von mir zu befreien; weil er der Meinung war, daß sie im Getändel mit mir ihr Geschäft versäume und darum den Eltern und ihm kein Geld mehr schicke.

Auf einmal — fast berührte ich mich schon mit ihrem Bruder — wichen die zwei mir im Bogen aus, gaben den Weg frei, verleugneten mich und verschwanden. Ich konnte, halb ohnmächtig, nicht mehr beurteilen, was vorging. Dann erst hörte ich den Trab eines Dritten, der aus dem Dunkel hervor, dazwischentreten war. Es war ein schwächlicher Mensch mit einem Röckchen über dem Arm, und hatte es sehr eilig, weiterzukommen. Aus Dankbarkeit, aus Kopflosigkeit, aus Gemeinschaftsgefühl machte ich zwei lange Sätze hinter ihm her. Er rückte geängstet die linke Schulter, fing an zu laufen. Er lief davon vor mir; er hielt mich für etwas anderes als ich war. Auch ihr Bruder hatte mich verwechselt. Und ich habe das Gefühl, als sei der Verkehr von Menschen immer so ein ratloses und grausames Durcheinander von Irrtümern, wie diese nächtliche Szene an der Ecke der Via dell' Agnolo . . .

In Mailand, meiner Heimatstadt, ließ ich mir etwas Geld geben für das, was ich geschrieben hatte in den fragwürdigen Nächten gegenüber einer Kranken, die ich nicht liebte. Eine hochstehende, begabte Dame warf sich aus diesem Anlaß auf mich. Sie sagte, sie suche, seit sie lebe; ihre Existenz sei tragisch; und den, der

dies geschrieben habe, müsse sie lieben. Ich fand im stillen, das gehe nicht mich an, und war höflich. Ich schulde ihr Dank, behauptete sie; denn niemand auf der Welt werde mich je verstehen wie sie. Das gab ich nicht zu, sträubte mich und erkannte meine Schuld nicht an. Ihre Existenz sei tragisch, wiederholte sie, und ein Sturz vom Felsen von Leukos werde sie enden. Ich war entrüstet, geschmeichelt und befremdet. Wie kam ich zu solchen Dingen? Ich wollte nichts von ihnen wissen. Niemandem erteilte ich das Recht, meine Einsamkeit zu brechen. Die Chilen, ringsum begehrt, mir gnädigen Damen meiner Jugend waren nur mit zerfließenden Schleiern an mir hingestreift. Pierrot war mondgepudert gestorben, wie ein Reflex. Und ein Körper wollte nun hinein zu mir? Wollte mich heilen? Mir Wirklichkeit verleihen? Mir mein Leiden fortlieben? Aber alles Interesse an mir selbst hing ab für mich von diesem Leiden! Jedes kranke Gesicht ist vornehmer, als jedes gesunde. Ich war nicht geneigt, zu sinken. Ich versuchte ihr nahe zu bringen, daß sie sich widerspreche, wenn sie mich für meine Bücher lieben wolle: denn dies hebe meine Bücher auf. Es kam ihr nicht nahe; sie wollte ja glücklich sein, also glücklich machen. Was waren ihr Bücher. Ich fand sie schließlich nur noch dumm und mißhandelte sie dafür, entschlossen, aber mit dem Vorbehalt, mich dieses Stückes Seele zu schämen, wenn einst Zeit dazu wäre, und Kunst zu machen aus der Scham . . .

Als ihre Krisis überstanden war und sie anfing sich loszulösen, holte ich sie zurück und nötigte sie, meine Freundin zu sein. Es befriedigte mich, sie als einen Beweis meiner ungebrochenen Einsamkeit vor Augen zu haben . . .

Diese Einsamkeit gleicht einer jähen Windstille vor der Ausfahrt. Eben klettern noch eine Menge Matrosen rastlos umher an Masten und Schiffswänden, heben Anker, binden Segel los, spannen sie aus. Im nächsten Augenblick fallen die Segel schlaff zusammen, das Schiff rührt sich nicht, die Leute rutschen herab, stehen und sehen sich an . . . Auf diesen Seiten haben sich wohl ungewöhnliche Sachen ereignet? Meine Lebensstimmung aber ist kahl, als sei nie etwas eingetroffen. Sind hier etwa die Mitglieder eines hervorragenden Variétés, dem Publikum zu heftigerer Unterhaltung, sämtlich wahnsinnig geworden? Ich meinstenils sitze, scheint mir, die ganze Zeit vor einem Grau-in-Grau-Stück, wo lebenslänglich auf langweilige Art gestorben wird. Was ist Wirklichkeit.

Wirklich waren vielleicht die Tränen, die ich einst die leere Via dell' Agnolo entlang und die kleinen rinnensteinartigen Nebengassen entlang geweint habe, in einer Nacht, fast eine Stunde. Die Stunde war wirklich. Von einem Leben fast eine Stunde. Oder wenigstens die erste halbe Stunde war wirklich. Vielleicht . . . Aber es ist nicht ganz sicher.



# Der Hofbarbier

Don Georg Busse-Palma

Es war ein wundervoller Frühlingmorgen. Auf den Straßen Marburgs, der Hauptstadt des Königreichs Kasanien, herrschte reges Leben. Schüler in farbigen Mützen gingen den Gymnasien zu; ältere Herren, auf spanische Rohrstöcke gestützt, marschierten gemächlich in ihre Kanzleien oder Comptoirs, und auch die elektrischen Bahnen, die auf dreifachen Geleisen an dem alten Königspalast vorüberrollten, waren dicht besetzt; mit jungen Männern, die Zeitungen lasen, und mit jungen Mädchen, die still vor sich hinsahen, und auf deren roten, allzu roten Lippen eine süße, lächelnde Erinnerung lag. Es war Frühling und nicht weit von der Nacht.

Die es sehr eilig hatten oder zu vornehm waren, um die Straßenbahn zu benutzen, fuhrten in Droschken. Eine derselben rollte jetzt dröhnend über das alte Steinflaster, bog um die verwiterte, schwarze Schloßplatzseite des fürstenhauses und hielt dann vor dem breiten Portal, vor dem ein Doppelposten der Gardekürassiere, den blanken Pallasch lässig im Arm, zu Schutz und Ehre Wache hielt.

Ein kleines, sehr elegant gekleidetes Herrchen entstieg ihr. Den Schnurrbart wundervoll gekräuselt, den spiegelblanken Zylinder auf dem blonden Scheitel, machte er ein Gesicht, als ob er sehr darüber erstaunt wäre, daß der Posten nicht präsentierte. Die beiden Weißröcke sahen ihm aber gemächlich zu, wie er die weißen Sandsteinstufen in die Höhe stieg, und rührten sich gar nicht. Sie kannten ihn schon. Es war der Hofbarbier Sperling, der allmorgendlich kam, um Seine Majestät zu rasieren und dem allerhöchsten Bart die geniale Façon zu geben, die von allen Dandys Europas nachgeahmt wurde.

Der junge König war gut aufgelegt.

„Na, wie geht's, Sperling?“ fragte er den Barbier freundlich.

„Danke untertänigst, Majestät. Ich kann nicht klagen.“

„Haben Sie heute schon Zeitungen gelesen?“

Sperling blähte sich wie ein kleiner Hahn. Der König, von dessen Stellungnahme die Ruhe Europas abhing, fragte ihn, ihn nach Neuigkeiten! Er wurde ganz blaß vor Stolz, denn für gewöhnlich war das nicht die Art des von seinem Machtgefühl tief durchdrungenen Herrschers.

Er erzählte also. Tagesneuigkeiten, Stadtklatsch funterbunt durcheinander. Am Schlusse sagte er zögernd:

„In Ostmark sind die Unruhen ärger geworden. Die Blätter schreiben, daß alles auf eine Revolution hindrängt, und daß darn alles von Euer Majestät abhänge.“ —

Der Monarch biß sich auf die Lippen. Der Barbier erzählte da ein Faktum, dessen mögliches Eintreten ihn seit zehn Jahren un- ausgefetzt geistig beschäftigt hatte.

„So, so,“ meinte er gedehnt. „Ah, Sperling, kragen Sie mal gefälligst nicht so!“

Sperling erröthete bis über die Ohren. In dem neuen Gefühl seiner erhöhten Wichtigkeit hatte er wirklich für einen Augenblick nicht aufgepaßt und gegen den Strich rasiert.

Mit einem Mal stieß Seine Majestät ein kurzes Lachen aus.

„Sperling?“

„Majestät befehlen?“

„Eigentlich sind Sie doch der mächtigste Mann in ganz Europa.“

„Majestät geruhen zu scherzen!“

„Aber gar nicht, Sperling. In allen Zeitungen steht ja, daß die Ruhe Europas bald nur von mir abhängen wird, und Sie . . . hm, Sie setzen mir jeden Tag buchstäblich das Messer an die Kehle. Sperling, Sperling! Wenn sie einmal anfangen sich mit Politik zu beschäftigen, schick' ich Sie weg; denn dann schneiden Sie mir mal unversehens die Kehle durch, wenn ich Ihnen was nicht recht mache!“ —

Dem armen Hoffriseur bebten die Knie. Das feste, runde, noch halb eingeseifte Kinn des Königs freilassend, hob er seine Hände wie beschwörend in die Höhe, ohne jedoch das haarscharfe, blitzende Messer hinzulegen.

„Wie können Euer Majestät nur so etwas denken,“ sagte er kläglich. „Eher möchte ich mir doch diesen Hals hier durchschneiden!“

Und wie er mit dem Zeigefinger auf seine schlaffe gelbe Kehle zeigte, malte sich eine so ehrliche Treue und ein so ungeheucheltes Entsetzen in seinen Zügen, daß der Fürst ihm begütigend und lächelnd auf die Schulter klopfte.

„Glaub's ja, glaub's ja, Sperling. Hab' ja nur Scherz gemacht!“ —

Herr Sperling kam aber trotz dieser Worte ganz verstört nach Hause. Im Laufe des Tages beruhigte er sich jedoch bald wieder, und in der Dunkelstunde schlug er wie gewöhnlich den Weg zu seinem Stammlokal ein, wo er regelmäßig mit mehreren Bekannten und Freunden einige Schöppchen zu leeren pflegte. Es war schon recht spät geworden, und die Geister des Weins hatten alle die

würdigen Herren schon etwas unnebelt, als der Hofbarbier auch das große Ereignis des Morgens zum besten gab.

„Denken Sie sich nur, meine Herren, wie ich heute mit Seiner Majestät über die äußere Politik plaudere“ — er sagte das anscheinend gleichmütig, so, als ob das tagtäglich geschähe — „meint unser gnädigster Herr, daß ich doch eigentlich der mächtigste Mann in Europa wäre, weil . . . hä, hä . . . ich ihm täglich das Messer an die Kehle setze!“ —

Man fing an zu lachen. Besonders der Rentier Krummbügel erschütterte mit seinem dröhnenden Baß das ganze Zimmer.

Herr Sperling sah ihn pikiert an. „Nun, nun, es war ja ein Scherz; aber, meine Herren, so ganz, so ganz zum Lachen dürfte dieses wohl dennoch nicht sein!“

Er dämpfte seine Stimme.

„Unter uns gesagt . . . wenn ich nicht solch königstreuer Mann wäre . . . die Macht, hm, die hätte man ja . . . Aus meiner Gymnasialzeit“ — der Hilfslehrer Rudolf stieß ein vernehmbares Hüsteln aus, das Herr Sperling aber stolz ignorierte — „aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich eines Römers Brutus, der seinerzeit den Kaiser Cäsar umbrachte und doch ein tugendhafter Mann war . . . Und ich meine, wenn ich eben nicht so monarchisch wäre bis in die Knochen, meine Herren! . . . dann, die Macht hätte man ja durchaus, ganz durchaus!“ —

Er vertiefte sich in seinen Pokal und als er seine Nase wieder heraushob, sah er sich triumphierend im Kreise um.

«Ja, ja, meine Herren, von dieser Hand hier hängt viel ab!» Und er zeigte die kleine, weiße, nervöse Hand seinen Stammtischfreunden.

Er kam etwas angetrunken ins Bett und träumte viel. Seine dicke Ehegesponsin hörte ihn im Schlaf mehrmals murmeln: «Die Macht hätte man ja, durchaus, ganz durchaus.» —

Am nächsten Morgen, als er sich seiner Worte erinnerte, erschrak er über seine Schwachhaftigkeit. «Herrgott! wenn das Seiner Majestät zu Ohren kommt!» dachte er. «Dann ist es aus mit dem »Hof«barbier. Daß ich ihm die Kehle durchschneiden könnte, hab ich gesagt. Jesus Maria, wie man auf solche Gedanken kommen kann!»

Er war so nervös, daß er sein Frühstück fast unberührt ließ, und noch in der Droschke beschäftigten ihn seine gestrigen Worte. Vergebens suchte er die Gedanken daran zurückzudrängen. Immer wieder überfielen sie ihn, und als er das königliche Kinn mit dem breiten Haarpinsel eingeseift hatte und das Messer ansetzte, drehte er es unwillkürlich so, daß die haarscharfe Schneide eine Sekunde genau über den Kehlkopf lag. «Wie leicht das wäre, ein kurzer

Ruck, und er ist tot,» dachte er sich. Dabei lief ihm aber ein Grauen über den Rücken, und der Schweiß trat ihm kalt auf die Stirn.

«Ist Ihnen nicht gut, Sperling?» fragte der König freundlich.

«Danke untertänigst, Majestät. Ich habe schlecht geschlafen,» stammelte der Hofbarbier.

Als er die Treppe hinunterging, war er ganz blaß. Er wollte die breiten Marmorstufen zählen, um auf andre Ideen zu kommen, aber unaufhörlich summte es ihm im Kopf: «Die Macht hätte man ja, durchaus, ganz durchaus.»

Auch der Versuch, den er in der Droschke machte, die roten Zahlen des Fahrpreisanzeigers zusammenzuaddieren, half ihm nichts. «Sechzig und fünfzig — ein ganz kleiner Ruck — sind hundertundzehn — die Kehle wäre glatt durch — hundertzehn und siebenzig — die Macht hätte man ja — sind hundertachtzig — durchaus, ganz durchaus! . . .» Da gab er es auf.

In seiner Wohnung angelangt, fühlte er sich so schlecht, daß er sich zu Bette legen mußte. Wenn er auch bald wieder aufstand, wurde es doch tagtäglich schlimmer mit ihm. Schlaf und Appetit hatten ihn verlassen. Oft, wenn er des Mittags im Begriff war, eine Ente oder sonst etwas zu tranchieren, mußte er erblickend das Messer weglegen. Immer ein und derselbe Gedanke wirbelte durch seinen armen verfürten Schädel.

Einmal, wie er des Morgens durch sein Geschäftslokal ging, um in das Schloß zu fahren, sah er, wie sein Gehilfe grade einen stattlichen, schönen Offizier unter dem Messer hatte. Er blieb vor ihnen stehen und sah sie seltsam an, nicht mit unruhig flackernden, sondern mit toterhaften, nachdenklichen, beinahe leblosen Augen.

«Er hat die Macht, Herr Leutnant, durchaus, ganz durchaus!» sagte er dann langsam.

«Wer denn, Herr Sperling?»

«Der Barbier, der Barbier, Herr Leutnant!»

«Und wozu hat er denn die Macht, Herr Sperling?» lachte der junge Dragoner.

Herr Sperling hob seinen Zeigefinger und machte damit die Gebärde des Halsabschneidens.

«Dazu, Herr Leutnant, dazu! Ja, ja, der Barbier, der Barbier.»

Dann ging er hinaus. — — —

Als eine halbe Stunde darauf der erste Kammerdiener Seiner Majestät in das Toilettenzimmer trat, stieß er einen markerschütternden Schrei aus. Der Frisiermantel des Königs war feucht und rot von rauchendem Blut, und der Hals bis zur Mitte durchschnitten. Hoffriseur Sperling aber stand mit blöden Augen neben der Leiche und, den haltlos hintüber gefallenen Kopf an den braunen Haaren

bald nach rechts und bald nach links biegend, rasierte er in tadelloser Ruhe weiter.

Vor dem Schlosse jagten die Zeitungsjunge hin und her. «Neuestes Extrablatt! Revolution in Ostmark!»

Das war das letzte, was Hoffriseur Sperling vom Lärm und Treiben dieser Welt hörte. Man brachte ihn gleich in die Marburg benachbarte Irrenanstalt. Die Hände auf dem Rücken geht er an schönen Tagen dort still und friedlich im Garten spazieren. Nur wenn er irgendwo einen Rittersporn entdeckt, reibt er sich schmunzelnd die Hände und zieht dann ein kleines Holzmesserchen hervor. «Der Barbier, der Barbier. Ja, die Macht hat man doch, durchaus, ganz durchaus,» murmelt er stillvergnügt vor sich hin, und ehe man es sich versieht, hat er der stolzen Blüte den Stengel durchschnitten. —

Zu einem gerichtlichen Urteil war es natürlich gar nicht gekommen. «Er war durchaus nicht Herr seines Willens,» hatte der alte Geheimrat als Sachverständiger erklärt. «Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ihm so gegangen, wie es Leuten ergeht, die allzulange in einen bodenlosen, furchtbaren Abgrund sehen. Schließlich stürzen sie sich hinab, wenn ihr Charakter und ihre Lebensauffassung sonst auch gar nicht zum Selbstmord drängen. So ging es auch ihm. Er war ja sonst ein völlig harmloser Mensch.» —

## Parodien.

Kleine Sachen.

Nicht von Peter Altenberg.

### Das werdende Genie.

«Was habt Ihr am liebsten, frug F. A. zwei aufgeweckte Jungens.

«Die Arbeit» sagte der eine, der Primus der Klasse.

[«Handwerker» dachte F. A.]

«Die Ferien», lachte der andere, der der vierzehnte war.

«Was sind Ferien», frug F. A.

«Wenn man nichts mehr zu schaffen hat», — sagte der Primus.

[«Handwerker» dachte F. A. wiederum.]

«Ferien!» lachte der andere, «das ist: gar nichts mehr müssen, und alles nur wollen».

«Genie du, dachte F. A. und er kühte prophetisch diese geniale Anabenstirne!»

# **Vier Gedichte von Paul Verlaine**

übersetzt von Heinrich Horvát

---

1.

## **Der Faun.**

Es lacht der alte Terrakottafaun  
Als wollt er Unheilvolles künden;  
Wir sollen nicht den Augenblicken traun  
Die uns so heiter jetzt verbinden.

Die uns auf melancholischem Pilgergang  
Zu dieser Stunde hingeleitet,  
Die unter holdem Tamburinenklang  
Und Lautentönen sanft entgleitet.

(fêtes galantes.)

---

2.

## **Mondlicht.**

Ein festnes Landschaftsbild ist deine Seele  
Das Spielteufel und ein Maskenvolk beleben,  
Sie singen, daß ihr Trauern sich verhehle,  
Die Laute klingt, wenn sie im Tanze schweben.

Doch wenn von Liebes- und von Lebenslüften  
In leisem Moll ein kleines Lied sie singen,  
So ist's als ob sie selbst davon nichts wüßten, —  
Dem Mondenlicht mischt sich des Liedes Klingen.

Dem traurig-stillen, schönen Mondenlichte,  
Bei dem die Vögel träumen auf den Fluren,  
Und der Fontänen rauschende Gedichte  
Ertattisch schluchzen unter den Skulpturen.

(fêtes galantes.)

## Das Schattenbild der Bäume . . .

Die Nachtigall, die sich von einem hohen Zweige im Wasser erblickt glaubt sie sei hineingefallen. Sie ist auf dem Gipfel einer Eiche und doch fürchtet sie zu ertrinken.

(Byrano de Bergerac).

Das Schattenbild der Bäume die sich niederneigen  
 Stirbt wie ein Rauch im fahlen Bach,  
 Und oben dort, in den wirklichen Zweigen  
 Weint ihm der Tauben Gurren nach.

Wie kann dies bleiche Bild so wunderbar  
 Dich selber bleichen Wandrer zeigen,  
 Wie weinte in den hohen Zweigen  
 Deiner ertrunkenen Hoffnungen Schar!

(Romances sans paroles.)

## Schäferstunde.

Am Horizont der rote Mond sich hebt,  
 In unruhvollen Nebeln dampft das Feld  
 Und es entschläft, — der Frösche Schreien gelst  
 Aus grünen Binsen, wo ein Schauer webt.

Der Wasserblumen Kronen nicken schwer  
 Und schließen sich; die Pappeln stehen dort  
 Geipenstergleich am unbestimmten Ort —  
 Leuchtkäfer irren schwirrend hin und her.

Die Eulen wachen auf und lautlos sacht  
 Durch schwarze Luft ihr schwerer Flügelzucht,  
 Ein dumpfer Lichtschein hebt sich im Zenith,  
 Weiß steigt die Venus auf — und es ist Nacht.

(Paysages tristes.)

# CHRONIK

**Schumann:** «Für mich ist Wagner unmöglich; er ist gewiss ein geistreicher Mensch, aber er redet in einem fort. Man kann doch nicht immer reden.»

**Wagner:** «Wir stehn äusserlich gut miteinander; aber mit Schumann kann man nicht verkehren: er ist ein unmöglicher Mensch; er redet gar nichts.»

Von wem wird das Histörchen sein, wenn nicht vom seligen Hanslick. Er hat es in Dresden beim Besuch von Wagner und Schumann erlebt und hinterher fürs Feuilleton frisiert. Und nun wollen auch wir auf Hanslick eine Ruhmesrede halten: Er war der musikalischste Coiffeur Wiens. R. i. P.

Russland verleiht seinen Spitzeln die Medaille «Für Eifer». Auch der Gendarmerie-Oberwachtmeister v. Fritschen in Memel hat sie erhalten. Liegt nun Memel in der Provinz Ostpreussen oder in Russland? Oder giebt es eine ideelle russische Grenze, die Preussen umschliesst? Und ist eigentlich ein preussischer Gendarmerie-Oberwachtmeister angestellt, damit er für Russland «eifere»? Ausländische Strebermedaillen könnte unser reiches Vaterland leicht entbehren, ohne dass es dadurch magern Jahren entgegensehn müsste. Das *civis romanus sum* klang anders. Das Wort hatte nicht den biegsamen Nacken, es zwang die Welt. Heute lässt man es sich nur von einem Engländer gefallen — wenn es nun schon auf die Ueberlegenheit der Kanonen ankommen soll. Bleiben wir besser bei unserm geistigen Prestige. Bülow wird auch die Rede schneller als die That. Er plaudert wunderschön, der Königsberger Prozess war wüst. Beiden gemein bleibt ein blamabler Dilettantismus: man kann auch Höflichkeit sagen. Eine Regierung, die auf sich hält, kriecht übrigens nur in Haupt- und Staatsaktionen (quasi michelangelesk), und schwänzelt nicht ewig im Wind, — ob der nun säuselt oder droht, schwänzelt nicht, schliesslich nur, um Windstille zu vermeiden — Deutschland steht nicht isoliert, nie, nie! dafür sorgt Bülow, der wohlherzogene Liebling der Grazien, sorgt das Siegerlächeln, dem keine Frau widersteht. Wir haben jetzt in der deutschen Geschichte die Epoche der Weltindustrie, der Arbeiterbewegungen und der Salonpolitik, es blüht die Kunst der Rede, unsre Minister zieren hingebungsvoll die Gemeinplätze, um die ein Mann den Bogen schlänge, es blüht, es blüht die Kunst der Rede. Wir leben wahrhaftig in einer grossen Zeit, in einer Zeit, wo . . . Sascha.

Prof. Dr. Alfred Frh. von Berger besteht in der «Neuen Fr. Presse» vom 31. Juli darauf, dass für die russische Novellistik weiter nichts als der Reiz des Ethnographischen spricht. Herr von Berger will nämlich zeigen, dass die russische Novellistik in Deutschland überschätzt wird; — er zeigt aber garnichts. Mehr als die angeborene Gabe des Erzählens (was auf die Neigung der Russen zum Lügen zurückgeführt wird), die



Fähigkeit der Selbstbeobachtung und der «künstlerischen Ansteckung», die Gabe des psychologischen Analysierens (das jedoch pathologischen Ursprungs sein soll) wird den armen russischen Erzählern nicht zugestanden. Das ist mehr als genug, Herr Baron! Sie haben da die Eigenschaften und Eigentümlichkeiten eines Wilhelm Hauff, eines Sacher-Masoch, eines Paul Heyse und eines Arthur Schnitzler citiert. Das sind doch auch nicht zu verachtende Novellisten. Ethnographisches aber und kostbare Pelze findet man auch schliesslich beim seligen Gregor Samarow und bei Papa Sardou; dazu braucht man weder Tscheschow, noch Andrejew oder Tschirikow zu lesen. A. S—m.

**Die Reklame des Verzweifelten.** In der (redaktionell vortrefflich geleiteten) «Literarischen Praxis» vom 11. August findet sich folgende Annonce:

Kritiker

mit bestimmter baldiger Gelegenheit zu Besprechungen erhalten auf Wunsch Freixemplare meiner sieben Bücher:

- «Mensch und Gott». Gedichte.
- «Vagantenlieder». Gedichte.
- «Sinnliche Seele». Gedichte.
- «Die Brautnacht der Königin». Dramendichtung.
- «Maria». Schauspiel.
- «Der grüne Graf». Phantasiespiel.
- «Der Vulkan». Dramendichtung.

Schriftsteller Willy Dencker,  
Karlshorst bei Berlin, Schenkestrasse.

Nun werden sich aber Deutschlands Kritiker beeilen! Der «Kunstwart» schreibt in solchen Fällen: «Wie's gemacht wird». Aber so ungeschickt wird es doch nur ganz selten gemacht. Sascha.

## Berliner Bohême.

In No. 7 des «Neuen Magazin für Literatur, Kunst u. soziales Leben» wartet mit einem Briefe der be—kannte Herr W. F. = Heliogabal auf, den die Redaktion — sie soll das übel-, sich aber zu Herzen-nehmen — geschmackloserweise als einen Vertreter Berliner Bohêmetums präsentiert.

Man mag in Erinnerung und Vergleichung unsrer Bohême mit der des Pariser Chat noir über das Berliner Literaten- und Künstler-Zigeunertum welcher Meinung immer sein —: auch sein oberflächlicher Kenner wird die geradezu ungläubliche Beleidigung empfinden müssen, die die redaktionelle Glosse bedeutet.

Es ist Sache der Redaktion, es mit ihrem feiliterarischen oder sensationslüsternen Empfinden auszurechten, wenn sie Herrn Heliogabal die Spalten öffnet. Dann mag sie ihn als ihren Mitarbeiter oder als literarischen Harlekin oder Tollhäusler vorführen; das Recht hat sie nicht, ihn einen Prototyp der Berliner Bohême zu nennen.

Der Bohême, die in der mächtigsten Persönlichkeits-Inkarnation unsrer Zeit: in unsrem forterbenden Peter Hille verkörpert war und die Peter Clausens revolutionärer Mutter Zuflucht gewesen ist; die im Düssel-

dorfer und Caprenser Hannz Heinz der Philisterwelt ihr trotziges Sieger-Schelmengesicht zeigt und einen so — jawohl, trotz allem! — den so kraftvollen, den frechen und doch mimosenstillen Zigeuner Erich Mühsam hervorgebracht hat; die um Hans Hyan verständnisvolle oder verständnisbare Zahler versammelt. Die in ihren Tempeln den geweihten Heiden Franz Ressner zum feinen Auguren Schennis, und an den Tisch Theodor Etzels, des bebrillten Spötters und weltfliehenden Epikuräers, die feingliedrige Gisela Bogenhardt und unsre graziösen Sonnenkatzel Cournon Kaschka, Ilse Gussmann mit den kleinsten weissen Händen, Rita Merrbach, die philosophische Brunhild, und den grosssehenden Welten-Lyriker Adolf Knoblauch setzt . . . Und bei Dalbelli zu einer Chianti die kleine Theo aus hanseatischer Patrizierrasse und die bronzene sonnensträhnige Centaurin Ruth lockt. —

Bei Apoll und der Freiheit: es gibt eine Bohème in Berlin, eine Bohème, der nur Eines fehlt, es ganz zu sein: ein Märchenmantel, der im Augenblick in ein Sternenland trägt, darinnen es kein Denken und kein Sinnen gibt, keine Problema und keine hirnzermarternden Fragen . . . Und St. Petrus, Tinos Freund, hat solchen Mantel getragen, Sommer und Winter; der war zer-schlissen. —

Beim grossen Gott, an den wir alle glauben, und der um so grösser ist, je öfter und stärker wir wie Jabok mit ihm rangen: es gibt eine kraftvolle, gesunde Berliner Bohème, so wahr wir als die Göttin, vor deren entschleiertem Glanz jener täppische Jüngling mit den fürwitzigen Fingern erblasste, die freie Persönlichkeit erkannten. Und mag Herr Heliogabal sich von der Redaktion des «Neuen Magazin für Literatur, Kunst und soziales Leben» (soziales Leben heisst es ja wohl, nicht wahr?) Huysmans «Da unten» holen und sich in schwarzen Messen um so schneller bis zu dem Grade entwickeln, der ihn völlig reif erscheinen lässt für eine staatlich gesicherte und Menschheit schützende Heimstätte —: mit der Bohème hat dieser . . . Mann so wenig zu tun, wie er je zu tun hatte und wie er zu tun hat mit Dolorosa, der Dichterin. Mag Dolorosa schwere Wege gewandelt sein: sie ist stets in ihrem innern Heiligsten auf den Höhen gewesen, in denen der Menschheit Dichter wandeln. Der Freude oder des Schmerzes, der Sonne oder der Finsternis Dichter —: die sehrenden Dichter mit Schwanenherzen.

Gehört Dolorosa nicht zur Berliner Bohème (ob wir ihr gleich nie die verstehende Hand und das ernste Ohr geweigert haben): weil sie in schweren Werdetagen verlernt hatte: vor sich selbst wahr zu sein —: Herr Heliogabal soll in seiner Mansarde am Friedrichshain bleiben, wo die vornehmen Damen zu ihm kommen. Er gehört so wenig zu den lachenden und doch so herzernsten, zu den spottenden und ach! so götterneidischen Berliner Zigeunern wie — ja, wie der Banausenfreiherr von Enzberg.

Senna Hoy.

Die Antwort für die nächste Nummer. D. Red.

Unverlangte Manuskripte, denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt und bleiben 4 Wochen lang zur Verfügung des Einsenders. Manuskripte, deren Rücksendung innerhalb dieser Zeit nicht erfolgte, können nicht reklamiert werden. Kurze und schneidige Artikel, welcher Richtung sie auch immer seien, sind uns stets willkommen.

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW, 48, Friedrichstr. 16.

Das neue

Heft  
9

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 9

Berlin, den 27. August 1904

Heft

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

Verlag des H. Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alter Cor da und schludzte aus tiefstem Herzen so schreibt Mathieu Schwann in einem Scuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11.**

## *Zum 1. Oktober*

läufen sich erfahrungsgemäss in meinem Betrieb die Bestellungen derart, dass selbst unter Inanspruchnahme von Hilfskräften nicht allen Wünschen pünktlich entsprochen werden kann. Es liegt daher im Interesse meiner geehrten Kundschaft, sich wegen etwaiger **Neu-Einrichtungen** oder **Ergänzungen**, namentlich aber wegen **speziell anzufertigender Möbel** möglichst frühzeitig, am besten schon jetzt, mit mir in Verbindung zu setzen. Auch gestatte ich mir, bei dieser Gelegenheit nochmals auf meinen für Mieter und Vermieter **völlig kostenlosen Wohnungs-Nachweis** aufmerksam zu machen und **daran zu erinnern, dass ich Umzüge in constantester Weise besorge**. Meine Ausstellungsräume sind vollständig umgestaltet und mit neuen, hocheleganten Musterzimmern in jeder Preislage ausgestattet.

# M. MARKIEWICZ

BERLIN N., Friedrich-Strasse 111.



## Das neue Magazin

Heft 9

1904

*Die verhexte Freiheit*  
*Der Kampf um die Musik*  
*Schritte aus der Nacht*  
*Elizabeth Eleanor Rossetti*

Caramussel  
C. Saint-Saëns  
B. Kellermann  
Übers. H. Lang-  
Danoli

*Die Geschlechtlichen —*  
*quand-même!*  
*Was habt ihr aus der Frau*  
*gemacht?*

René Schickele

*Federzeichnung*

Multatuli  
Montvel

*Chronik:*

*Konträre Frauenbewegung*  
*Dr. Leon Leipzigers Marty-*  
*rium*

Sascha  
Caramussel

*Die Gnade der Geburt*  
*Die Geschichte einer Seh-*  
*sucht*

Caramussel  
Catulus

§ 184

*Aufzeichnungen einer*  
*modernen Lehrerin*  
*Bohème und Berlin*

\* \* \*  
R. Sch.



SOEBEN ERSCIEN IN SECHSTER AUFLAGE.

## WENN DIE MENSCHEN REIF ZUR LIEBE WERDEN

VON

**EDWARD CARPENTER**

PREIS BROSCH. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,—.

VON DEMSELBEN VERFASSER SIND FERNER ERSCIENEN:

**DIE CIVILISATION** PREIS BROSCH. Mk. 3,—, GEB. Mk. 4,50 UND  
**DEMOKRATIE** PREIS BROSCH. Mk. 2,—, GEB. Mk. 3,—.

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

73. Jahrg.

Berlin, den 27. August 1904.

Heft 9.

## Die verhexte Freiheit

Zu Paris anno 1789 haben sie eine Dirne zur Göttin der Vernunft gemacht. In diesem bestialischen, heiligen Rausch lag tiefer Sinn, ein weit tieferer, als jene über die Zerreißung ihrer Ketten orgiastisch verzückten Galeerensklaven ahnten. Ihnen war es bloss eine Forderung des erhitzt zum Gehirn schiessenden Blutes, zu besudeln, was sie eine Stunde zuvor noch zitternd gescheut hatten, weil es sie schmachvoll zu Boden drückte. Das Neue, Grosse, Heilige, was sie soeben aus Blut, Wahnsinn und Schande emporhoben, war ihnen noch kein Positives geworden. Sie fühlten es nur als die Zermalmung, Zertretung, Schändung des entsetzlichen, bis zum Heldenmut verhassten Alten. Aus Trotz, aus Wut, aus zynischem Hohn erhoben sie die Dirne auf den Altarsessel; ihre Erhöhung bedeutete ihnen kaum mehr als die Erniedrigung des Gottes, dessen Thron dort vorher stand. Vernunft war ihnen Freiheit. Die zügellose Freiheit meinten sie im Symbol der Dirne. Und die allgemeine. Ahnten sie vielleicht doch, was sie damit verkündeten? Die zügellose Freiheit liegt ausserhalb der menschlichen Kultur. Marat, Danton, Robespierre waren übrigens auch ganz kräftige, stramme Zügel. Die «neue Ordnung» führte rasch ein tyrannisches Regiment. Der Fluch musste den Boden für die Saat des Segens bereiten, die dann in ganz Mitteleuropa aufging. Keinen Tag konnte die Freiheit zügellos bleiben. Aber allgemein? Das ist etwas andres.

Diese Eigenschaft, die Natur und Dirne gemein haben, sollte der Freiheit wohl bleiben. Eine Dirne muss sie sein, die jedermann geniessen darf. Mit dem Staubbesen muss man sie aus dem Tempel jagen, wenn sie ehrbare Gelüste bekommt, sich züchtig verhüllt, ihren Leib nur ihren Priestern gewähren will oder gar monogamische Anwandlungen bekommt. Die Freiheit, die sich nur einzelnen oder nur einem gibt, muss man als die wahre Dirne mit Fusstritten regalieren. Es lebe die Prostitution dieses einen heiligen Freudenmädchens!

Wir haben harte, eifervolle Priester einer alleinseligmachenden Vernunft, einer privilegierten Freiheit. Wer wollte nicht Vernunft, wer nicht Freiheit? Für sich wie für die andern; jedem die, die er ihm gönnt, die ihm vorteilhaft, als seinen Idealen zuträglich erscheint. Es gibt Individualisten und Herdenmenschen der Freiheit. Sie taugen beide nichts. Die Freiheit ist ein allgemeiner, aber kein Herdenbegriff; sie ist so unendlich reich, dass sie jeder individuell geniessen kann. Und nicht umsonst bestieg sie nackt ihren Thron. Das geschah, damit sie jeder nach seinem Geschmack bekleiden kann. Aber die eifervollen Priester der obern Zehntausend, wie der untern Millionen sind allerorten zu Flickschneidern geworden, die ihr Uniformen anmessen und Embleme aufnähen, die wir mit verehren sollen. Und das lassen wir uns weder von den feinen Hoflieferanten, noch von den groben Massenerzeugern gefallen. Der Gesinnungszwang von unten ist mir nicht sympathischer als der von oben. Ja, mein ästhetisches Gefühl verzeiht historisch gewordenen Individualitäten weit eher den wallenden Faltenwurf einer bockbeinigen Rückständigkeit als frischgebackenen Himmelsstürmern. Im ästhetischen Empfinden sind wir doch alle ein wenig feudal gesinnt. Ein exklusiver König ist stilvoll, aber ein unduldsamer Volkstribun wirkt aufreizend.

Da wär ich denn beim Thema des Tages. Bei jenem internationalen Amsterdam, das auf das nationale Dresden folgte. Bebel hat gesiegt: Die sozialdemokratische Freiheit muss seine Mütze tragen. Die Arbeiterbataillone dürfen nur mit den von ihm approbierten Knöpfen ausrücken. Der Gamaschendienst der internationalen Armee ist etabliert, das Exerzierreglement jubelnd beschlossen worden. Die Schiessinstruktion erscheint demnächst. Jaurès, das heisst der bürgerliche Sozialismus, liegt am Boden. Das Mittel ist zum Zweck geworden. Revolution ist die einzige Pforte, durch die wir in den sozialdemokratischen Zukunftsstaat eingehn



dürfen. Und streng sozialdemokratisch muss er sein, denn das soziale Paradies wäre die Hölle, wenn es nicht parteidogmatisch organisiert wäre. Nicht das soziale Empfinden, nicht das redliche Streben, nicht die von glühendster Begeisterung getragene Mitarbeiterschaft an der Erreichung der höchstgesteckten sozialen Ideale legitimiert die Mitstreiter an der Eudämonisierung der Menschheit, sondern bloss die Unterwerfung unter die starre Autokratie der Parteileitung. Eine Zwangsgenossenschaft zur Erreichung der Freiheit. Eine chinesische Mauer soll um das Proletariat gezogen werden, die kein Mitglied des verhassten Bürgertums übersteigen darf. Die freie, glückliche, gleiche, brüderliche Menschheit darf nicht anders als auf dem Wege des Klassenhasses erreicht werden. Mit Haut und Haaren muss sich jeder Sozialdemokrat dem Dogma der Unversöhnlichkeit ausliefern und die Scheuklappen von Amsterdam verbinden.

Den Feinden der Sozialdemokratie und ihrer Ziele mag das recht sein. Je utopistischer Programm und Taktik gehalten werden, um so harmloser sind sie in der Praxis. Wer die Ziele der Sozialdemokratie fürchtet oder verdammt, darf sich freuen, je weiter Herr Bebel sie steckt. Die soziale Evolution spüren wir in allen Gliedern, der grosse Kladderadatsch ist ein Schreckgespenst für schwachnervige Prinzelein. Nicht mit Unrecht hätschelt die österreichische Regierung ihre Irredentisten in Triest. Das Programm der Lossreissung dieses Hafens von der Monarchie und seiner Vereinigung mit Italien ist so hochverrätherisch, dass man es gefahrlos dulden kann; ein Oppositions- oder Obstruktionsplan unter Beteiligung an der aktuellen Politik wäre weit unbequemer. Und die russische Regierung begrüsst freudig das zionistische Programm für ihre Juden, weil es den Juden die Utopie des eignen Staates unter gleichzeitiger Warnung vor jeder aktiven Teilnahme an der Politik des Staates, in dem sie «einstweilen» leben, darreichte. Aber der selige Herr v. Plehwe zog sogleich andre Saiten auf, als die jüdisch nationale Bewegung sich mit dem Zionismus verknüpfte, weil diese die praktische Vorbereitung des utopistischen Zieles bedeutete. Jeder Junker mag daher auch Herrn Bebel seinen unbedingten Zionstraum gönnen. -- Die Durchtränkung der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft mit den Gedanken und Wünschen einer auf breitedemokratischer Grundlage aufgebauten Sozialreform ist dem Junkertum weitaus bedrohlicher. Das Port Arthur unserer gegenwärtigen Gesellschafts-Ordnung und Staatsform ist immerhin noch in leidlichem Verteidigungszustand, gut ver-

proviantiert und mit zahllosen Minen und Stachelzäunen geschützt. Nur ein schlechter und gewissenloser Feldherr könnte die Arbeiter-Bataillone in absehbarer Zeit zu einem Bajonett-Angriff kommandieren.

Mit dem Junker darf sich der Pfahl- und Spiessbürger über das Ergebnis des Amsterdamer Sozialisten-Kongresses freuen. Je röter dort der Himmel war, um so weiter sitzen wir vom Feuer. Aber das freisinnige Bürgertum, das sich mit dem Gedanken unablässiger und ernster sozialer Arbeit vertraut gemacht hat, ohne den Nacken unter die orthodoxe Partei-Disziplin beugen zu wollen, ohne Kraut und Rüben des sozialdemokratischen Programms mit «Putz und Stengel» zu verdauen, wird mit Missbehagen bemerken, dass wieder einmal der Radikalismus, der über alle Stränge haut, das Feuer der Reaktion heizt. Schon ruft das republikanische Bramarbasieren Bebels den ganzen kaisertreuen Heerbann zu entrüsteter Gegenwehr und drängt wahrhaft fortschrittlich gesinnte Schichten der Bevölkerung, die im Königsberger Prozess freudig der sozialdemokratischen Arbeit zustimmten, in die Reihen der Gegner. Politisch ist die Taktik Bebels ja durchaus begreiflich. Ein utopisches Programm hält die Geister wach und entflammt die Herzen, während die kleine, schrittweise praktische Arbeit der Bewegung den Elan raubt. Nichts vermag einer Partei als solcher mehr zu schaden, als die sichere, gleichmässige Annäherung an ihre Ziele. Eine Partei ist tot und kann sich begraben lassen in demselben Augenblick, in dem ihr Sieg ein vollständiger ist. Im Zukunftsstaat des Herrn Bebel ist kein Raum mehr für die Gladiatoren-Kunststücke sozialdemokratischer Massenbändiger. Darum musste die arme Freiheit in Amsterdam verhext werden. Sie dient nur mehr zum Privatgebrauch der «Rechtgläubigen», der Auserwählten, die die Herrschaft in ewigen Händen halten. «Und die Masse absolut, wenn sie unsern Willen tut.» Vielleicht hat Herr Bebel recht, vielleicht ist seine Taktik die einzig vorteilhafte für die Sozialdemokratie. Wohl verstanden, für die Partei, nicht für ihr Programm. Dann musste er auch logischer Weise gerade dem Teil des Bürgertums, der diesem Programm am nächsten steht, am unversöhnlichsten den Krieg erklären. Aber die soziale Reform lebt und stirbt nicht mit denen um Bebel. Vielleicht wird man noch einmal das verhasste Bürgertum zu Hille rufen müssen, damit die verhexte Freiheit wieder entzaubert werde.

Caramussel.

# Der Kampf um die Musik

von Camille Saint-Saëns

Die Musik befindet sich noch in dem Stadium der Jugend, die ihre Kräfte noch gar nicht zu schätzen, ihre Macht noch nicht zu gebrauchen weiss.

Was ist denn Musik? Wer kann es definieren? Klingende Architektur, Bildhauerkunst, die statt des Tones Luftschwingungen meisselt. Sie verfügt über eine Farbenpalette, wie die Malerei; aber sie verfliegt wie der Wind, ein Luftstoss, und sie ist nicht mehr. — Eingegangen! In Erz gegossen besteht sie fort: der Buchdruck hat sich ihrer bemächtigt, sie über die ganze Welt verbreitet. Gerade so wie die Literatur, wie ein Buch ist sie unzerstörbares Gemeingut geworden. Und eines hat die Musikschrift noch voraus. Sie wird von allen Völkern, allen Ländern gelesen und verstanden, sie wird ohne Rücksicht auf Sprache und Rasse den kommenden Geschlechtern als unantastbarer Schatz überliefert.

Die Literatur konnte sich lange Zeit dieses Privilegs der Unsterblichkeit rühmen, ohne Rivalen, und Horaz durfte mit Recht sagen, er habe ein Denkmal errichtet, stärker als Erz. **E**rz springt, Farben verbleichen: das Wort bleibt bestehn. Jetzt kommt eine neue Kunst, gleichfalls stärker als Marmor und Erz. Die Literatur wittert einen Rivalen. Und wie empfängt sie, wie behandelt sie diesen neuen Ankömmling! Instinktiv hassen die Dichter die Musik; selbst die, die sie in Versen besingen, legen ihr grosse Sünden zur Last und reden von einer frivolen Kunst, die mit der Mode komme und gehe. Sie wollen nur die Musik toter oder ausländischer Meister gelten lassen. Mindestens lehnen sie sich gewaltsam gegen jede neue Kunst ihrer Zeit, ihres Landes auf. «Was brauchen wir uns mit neuen Opern zu quälen,» schreibt Alfred de Musset, «wir haben ja die alten Meister, die Vertreter der einzig wahren Tonkunst,» was ihn nicht hindert, sie gleich nachher als «die vergänglichste aller Künste» zu bezeichnen. Und wie spricht Diderot von Rameau: «Er phantasierte in unverständlichen Visionen, in apokalyptischen Traumoffenbarungen über die musikalische Theorie, die kein Mensch verstehen kann; er schrieb auch eine ganze Reihe Opern mit harmonischen und melodischen Floskeln, mit unzusammenhängenden Phrasen . . . er verdrängte den grossen Florentiner, ihn werden die italienischen Virtuosen schon wieder verdrängen». Diderot und Musset schwärmen für die Italiener; andre sind noch schlimmer und

lehnen sich gegen alles neue auf. Als der Barbier von Sevilla erschien, hiess es: «Tolle Konfusion, schwache Ansätze, schreiendes Durcheinander, allemanischer Tönlärm, schlechtgesetzte Phrasen, bizarre Modulationen, — und so was nennt man Eigenart.» (Gezeichnet: Augustin Thierry.)

Die Musik wechselt mit der Mode, wie alles in der Welt ohne Unterschied. Die Tragödie hat gewechselt, das romantische Drama hat gewechselt — aber sie sind deshalb nicht untergegangen. Das grosse Publikum versteht nichts von den Bildern des 15. Jahrhunderts, von der Kunst des Mittelalters; die Leute haben gotische Wunderbauten zu Ruinen zusammengehauen, die Gotik sei nur in Ruinen wirksam, bei Mondschein u. s. w. Es ist fraglich, ob Leute aus dem Volke irgend welche Freude an Albrecht Dürerschen Gemälden haben. Wie viel Menschen lesen die göttliche Komödie, den rasenden Roland oder die Ilias und die Odyssee? Gibt es ein eklatanteres Beispiel für die Allvergänglichkeit als die toten Sprachen?

Jedes Ende bedeutet für die Kunst einen neuen Anfang. Wo die alte Mode abschliesst, fängt die neue an. Die Musik kann schon Gefühlsträger sein; sie ergreift ganze Scharen, bringt ganze Völker in Aufruhr. Der Lärm verhält, die Kunst steht fest wie eine Bildsäule: unbeweglich, schweigsam, sie bleibt, wie sie ist.

Man irrt, wenn man glaubt, sie sei notwendig auf das Heer der Sänger und Spieler angewiesen. Man liest eine Beethovensche Symphonie am prasselnden Kaminfeuer, wie man eine Racinesche Tragödie liest; beide bleiben auch ohne öffentliche Darstellung das, was sie sind.

Die, die den Tonwerken das ewige Leben absprechen, glauben selbst nicht an ihr Gerede; sonst könnten sie nicht die alten Meister auf Kosten der neuen verherrlichen. In Wahrheit kämpfen sie nur gegen das glänzende Wachstum der Musik, kämpfen mit allen Mitteln und Waffen, die ihnen erreichbar sind. Da man die Musik nicht zum Schweigen bringen kann, sucht man sie herabzusetzen, eine untergeordnete Kunstgattung; aus ihr zu machen, etwas Minderwertiges und doch Reizendes, wie Roqueplan sagt: eine Unterhaltungskunst. Daher der blutige Kampf gegen alle ernste Musik, dieser heuchlerische Enthusiasmus für Gesang, für Melodie. Ein trügerisches, bedeutungsloses Feldgeschrei!

Ich kenne Leute, die ihre Vorliebe für Blumen dadurch dokumentieren, dass sie ihnen die Häse brechen, um Sträusse zu flechten: für sie existiert die Pflanze mit ihrer wunderbaren Gliederung der Wurzeln, Stengel und Blätter gar nicht: ihre einzige Daseinsberechtigung beweist sie ihnen nur durch die Blüte, eine Pflanze ohne Blüte hat für sie kein Interesse. Andre wieder studieren die Pflanze in allen Einzelheiten, vertiefen sich in ihre Entwicklung, sinken in Bewunderung vor ihren so weise angeordneten Bildungen, ihren graziösen, zarten oder kräftigen Linien

und sehn die Blüte nur als den treibenden Höhepunkt des Stengels, als den berechten Ausdruck seiner Lebensfülle an. Kann man behaupten, sie hassten die Blüten? Warum also die Musiker als Feinde der Melodie hinstellen, weil sie ihr nicht alles übrige opfern wollen? Niemand hasst die Melodie; hassenswert sind einzig die albernen, törichten Verleumdungen, mit denen man unter der Flagge der Melodie kämpft.

Man verlangt, der Musiker dürfe nicht durch Wissenschaft glänzen. Aber was man in dem Falle für Wissenschaft hält, ist ganz einfach musikalische Begabung, und wenn man Bogabung hat, soll man sie zeigen und nicht damit hinter dem Berg halten: wenn auch der gute Ton verlangt, nicht mit ihr zu renommieren, so wäre es andererseits blöde, zu tun als hätte man keine, nur um den Talentlosen ein liebenswürdiges Lächeln abzugewinnen.

Da durch, dass die Musikkritik nicht von Musikern, sondern von Literaten ausgeübt wird, ist die Musik ihren intimsten Feinden in die Hände geliefert; die Ratschläge, die man ihr gibt, sind ihr Tod. Man sagt nicht: Musiker, seid gross, kraftvoll, erhaben! Sondern: seid leicht verständlich, dient dem landesüblichen Volksgeschmack. Jetzt eben gibt man den Komponisten, die sich mit neuen Opern beschäftigen, den Rat:

«Für einen dramatischen Komponisten bedarf es keiner algebraischen oder chemischen Spezialstudien. Mögen ihre Werke szenisch und melodisch sein; alles übrige wird man ihnen dann gern nachsehn.»

Das ist doch eine direkte Aufforderung zu musikalischer Stümperei.

Ganz besonders muss in diesem ewigen Kampfe zwischen Dichtkunst und Tonkunst die krasse Uebertreibung in den zitierten Urteilen auffallen. Man kann unmöglich mehr ernste Musik schreiben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, mit Kot beworfen zu werden, wie der gemeinste Verbrecher. Man hat kein Recht, — so scheint's — einen eigenen Stil zu schreiben. Nicht selten werden Schriftsteller von im allgemeinen ganz liberalen Anschauungen die unduldsamsten Ketzler im Punkte der Musik; sie verlangen Versammlungsfreiheit, Redefreiheit, Pressfreiheit, Zensurfreiheit und wollen die freieste Kunst in Ketten legen.

Die Musik lacht über diese Narren; sie lacht über all die Schmähungen, die man ihr zufügt. Was liegt ihr daran, dass man sie eine ephemere Kunst nennt! Sie lebt, sie wird leben und kämpfen.

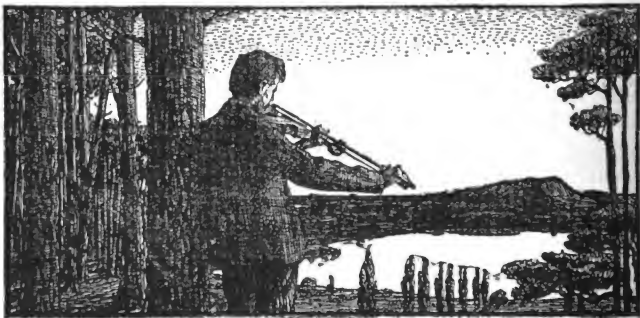
Sie wird kämpfen als Kunst einer modernen Kultur, als Ausdruck einer zum Höchsten und Schönstengerichteten Civilisation, in der Zeit des Sturms und Drangs.

Die Schriftsteller, die der tondichterischen Bewegung entgegenarbeiten — vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht aus diesem oder jenem bedeutungslosen Motiv — geraten, ohne es zu merken, in die Speichen des Weltenrades, das die Menschheit dem leuch-

tenden Morgenrote einer grossen Zukunft entgegenträgt. Der Gang des Weltenrades, das sie zermalmt, wird vielleicht einen Augenblick aufgehalten, zum Stillstehn gebracht — niemals!

Man kann diese Unglücklichen nur beklagen, die ein launenhaftes Geschick zwingt, ihre Kräfte, ihre Fähigkeiten einer undurchführbaren Sache zu widmen, zwecklos und ruhmlos, ohne den Dank der Mitwelt, ohne den Ruhm der Nachwelt. Ohne zu wissen, was sie reden, wiederholen sie jahraus jahrein dieselben banalen Schlagworte mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig wäre. Es gibt zu denken, wenn man Männer von Geist eine so undankbare Aufgabe verfechten sieht. Einmal müssen sie doch müde werden. Mehr als einer ist zum Feinde übergegangen: sie werden schliesslich alle übergehn. Dann ist die Schlacht gewonnen. Dann wird es nicht mehr heissen: Die schönen Künste und die Musik, sondern die Musik und die schönen Künste. Wenn die Musik einen gesonderten Platz einnimmt, wird es der Ehrenplatz sein.

Übersetzt von W. Kleefeld.



J. V. Cissarz.



Müller - Schönefeld.

## Schritte aus der Nacht

Die Holzveranda eines Landhauses. Draußen ein Garten, dessen Blätter im Mondlichte wachen. Gefüllte Akeleerosen schlingen sich um das blinkende Holzwerk. Die Veranda ist von dunkligen Schatteln erfüllt. Weißes Licht bricht durch das Rankengewebe, tastet über den Mosaikboden.

Ein junges Weib sitzt im Dämmerlicht einer Ecke, den schmalen, hohen Kopf in die Hände geschmiegt. Blonde Stirnlocken schimmern, die Stirn blicket sich dem Ruß des Lichts dar. An den weißen dünnen Händen blüht ein Stein, wie ein winziges waches Auge.

Ein Brunnenn murmelt durch die Stille. Tauschen und verborgenes Atmen.

In der Ferne dunklig und schwebend gleich stillen Wolken Hügelland.

Ohne Laut geht eine Tür. Eine schlank Gestalt, der Gatte des jungen Weibes tritt auf die Veranda.

— — — Guten Abend. Du bleibst lange fort. — —

Es ist feucht hier außen, Liebste. — — Darf ich Dir ein Tuch bringen?

Ich danke Dir, Du Guter.

Hast Du geweint — ?

Pause. Durch die Rosenranken rieselt ein Zittern.

Ich weine. Ich weine jede Nacht. Und ich werde nimmer aufhören können zu weinen.

Der Gatte setzt sich still dem Weibe gegenüber. Er beugt sich vor und spricht leise:

Weine in meine Hände, mein Weib.

Das junge Weib beginnt leise zu weinen.

Verzeihe mir, Liebe. Dein Schmerz ist mir heilig. Aber ich mußte zu Dir kommen. Ich sehe Deinen Schmerz seit Tagen und ertrage es nicht länger. Vielleicht kann ich Dir tragen helfen.

Bester! Niemand kann es. Mein Schmerz ist so groß, daß kein Herz ihn fassen kann als das meinige.

Faule.

Verzeihe mir, Liebste, wenn Du es wünschst, so schreibe ich an ihn.

Ich danke Dir, Du Lieber, aber Du kannst es nicht. Ich hätte es vielleicht selbst getan, aber wohin willst Du ihm schreiben. Er will es auch nicht.

Könnte man es nicht ermitteln?

Nein.

Wenn man sich an seine Mutter wendete?

Nein. Seine Mutter ist alt und hart. Sie ist ihrem Sohne fremd und er ihr.

Sagte er Dir das?

Ja. Er sagte es mir. Er sagte mir, daß er seine Mutter hasse. Sie hat an meiner Seele gesrevelt, sagte er. Sie führte mich von Stadt zu Stadt, sagte er, und ich mußte mich vor fremden Menschen verneigen und Geige spielen. Ich weinte, aber ich brach ihren Willen nicht. Ihr Traum war ein Schloß, und meine Seele hat es bezahlen müssen. Er haßte seine Geschwister und Freunde. Selbst seine Geige haßte er. Er sagte, er habe nichts in der Welt als uns beide.

Und uns verließ er . . . .

Es rauscht saßte. Ein Falter flattert herein, setzt sich mit zitternden Flügeln auf die gleißende Brüstung. In der Ferne geht ein Schriff.

— und wie liebten wir beide ihn!

Das junge Weib schluchzt. Ist plötzlich stille.

Verzeihe mir, Liebste, ich leide unsagbar. Teile — o, ich bitte Dich darum! — teile Deinen Schmerz mit mir.

Du bist so milde wie Jesus Christ. Ich kniee vor Dir. Du bist gütiger, als je ein Mensch gewesen ist. Sollen wir Geheimnisse haben vor einander? Ich liebe ihn.

Ich weiß es, Liebe.

Ich liebe ihn!

Ich weiß es, Liebe.

Es zirpt. Ein Vogel schlägt im Traum mit den Flügeln und zwitschert angstvoll.



Der Braunen marmelt wirr und hoch, als träume er.  
In der Ferne klingelt ein Schrift. Er wandert, vergeßt, lauscht  
von neuem auf.

Sprich weiter, Liebe. Wenn es Dir möglich ist, erleichtere  
Dein Herz.

Du! Ich liebe ihn. Was noch? Ich sah ihn und liebte  
ihn. Du sprachst mir oft von ihm. Dann sagtest Du: er kommt  
in einer Woche. Dann sagtest Du: morgen ist er hier. Da  
schief ich nicht in der Nacht. Er kam. Sein Antlitz war  
anders, als ich es mir vorstellte. Denn niemand kann sich  
seine Züge vorstellen, niemand sie beschreiben. Seine Züge  
sind ein Rätsel. Wer kann sie im Gedächtnis behalten? Auch  
das kann man nicht. Mir ward bange, als ich ihn sah. Denn  
sein Gesicht war ohne Bewegung. Er lächelte nicht. Nie ver-  
gesse ich die Kälte seiner Finger, als er mich begrüßte, und  
ihre gequälte, höfliche Bewegung. Er sprach nichts, er hörte  
nicht zu, es war, als lausche er auf jemanden, der in ihm leise  
flüstert. Da war es stille im Zimmer, und die hohe Stockuhr  
schlug. «Ist es nicht, als klinge alles Erz des Bergwerks mit,»  
sagte er und lächelte und lauschte dem Verklingen des Tons,  
noch lange, als wir längst nichts mehr hörten —

Willst Du nicht fortfahren, Du Gute?

Wir gingen im Garten; Du arbeitetest —

Ich wollte, daß Du Dich allein mit ihm beschäftigtest.  
Du bist so sanft und hast über alle Menschen sanfte Gewalt.

Wir gingen im Garten, und er bat mich, zu sprechen.  
Da erzählte ich, und er lauschte. Und seine Züge lösten sich,  
so daß ich sein Antlitz erkannte. Da erschrak ich sehr: denn  
die Liebe griff wie ein Schmerz nach meinem Herzen. Er  
nannte mich Du. Endlich nahm er seine Geige, und wir setzten  
uns in die Laube. Hier war es ganz finster. Und hier spielte  
er, so leise, wie ich noch nie eine Geige hörte. Es war wie  
Weinen, und auch er weinte. Da sah ich seine weißen  
Finger, wie sie gleichsam Wesen die Saiten preszten, herzten,  
sich an die Saiten schmiegeten, als kitzten sie sie. Und aus dem  
Spiel sprach seine Seele zu mir, und mir war es, als bäte sie  
schüchtern um Hilfe.

Der Schrift klingelt auf der Höhe. Metallne Steine  
lachen ferne.

Das junge Weib nimmt die Hände vom Gestalt und  
blickt dahin, wo die Schritte gehn. Ihre Augen lächeln und  
glänzen wie blind im Licht des Mondes. Der Garten atmet  
liefe auf.

Ein Hauch zerspringt: bhaß . . . Aus den Rosen

fällt schwerer Duft. Das junge Weib bewegt die Lippen und lächelt.

Eine Nachtigall stößt kurz. Wie die weiße Seele der Nacht steigt es aus dem Gebüsch und vergeht.

Das junge Weib schmiegt die Hände vor das Antlitz und weint. Keise, wie singend:

Hast Du ihn spielen hören? Ich schon! Hast Du ihn sprechen hören? Ich schon! Hast Du den Schein seiner Augen gesehen? Niemand sah ihn so wie ich. O, ich hörte seine Stimme, ich sah seine Gebärde. Dort stand er im Garten und deutete über die Mauer und sprach: Da draußen wohnen tausend Menschen. Ich liebe jeden einzeln. Ich muß mit den Tränen kämpfen, sehe ich Kinder spielen, ich kann keine Frau, die guter Hoffnung ist, sehn, ohne ergriffen zu sein, nicht das Lächeln eines Greises sehn, ohne mich beherrschen zu müssen. Warum? Aber wiederum, da ist eine Wand zwischen mir und den Menschen, ich kann nicht mit ihnen sprechen, noch bei ihnen bleiben. Warum? Es ist unmöglich. Mit wem sprach er noch so? Mir sagte er all das. —

Wer liebte ihn nicht, Du Gute? Wer wollte ihm nicht helfen?

Es ist unmöglich. So sprach er. Und so schrieb er auch. Schrieb er Dir?

Ja. Ich will keine Geheimnisse vor Dir haben, denn Du bist göttig wie Jesus Christ. So schrieb er. Es ist unmöglich. Er verließ uns mitten in der Nacht. Aber ich wußte davon. Du wußtest es?

Ja. O, verachte mich nicht. Er wollte wiederkommen — Aber er kam nicht wieder.

Ein Hauch streift über den Garten. Das junge Weib blickt auf. Die Schritte klingen ganz nahe. Die Büsche scheinen sich zu teilen, und die zitternden Blätter vereinigen sich für eine Sekunde zu einem verschleierten Antlitz. Ein Vogel fliegt auf und schwebt durch das Licht zur Höhe.

O, Liebste, ich will die Hälfte Deines Schmerzes tragen.

Es ist unmöglich, schrieb er. Er konnte nicht wiederkommen. Ich aber vergehe. Ich aber weine mich blind. O, ich will in die weite Welt wandern, um zu vergessen. Ich will ihn nicht suchen. Ich will nur wandern und wandern, um zu vergessen.

So wolltest Du mich verlassen?

Ich muß . . .

So wolltest Du mich wirklich verlassen?

Ich muß. Ja. Denn ich kann Dein Weib nicht mehr sein, da ich ihn liebe.

Pause.

Der Garten ist still. Im Hause schlägt voll und tief  
eine Uhr. Die Schritte wandern vorbei, klirren in der Ferne,  
wandern und klirren in ein tiefes Schweigen hinein.

Das Anklopf des Gassen lauscht tief in den Schatten  
zurück.

Verzeihe, Du Gute. Erlaube mir, daß ich über Dich  
wache. Dein Schmerz soll der meinige sein. Du verlierst den  
Geliebten und ich — mein Weib. Sind wir nicht abermals  
Genossen?

Ein kurzer Schwüler Atem. Ein Rosenblättchen fällt  
langsam zum Boden hernieder. Der Brunnen murmelt sanft.  
Stille.

Das junge Weib nimmt die Rechte von dem Anklopf  
und legt sie stumm in die Hand des Gassen.

Der Gasse beugt sich herab und berührt sanft ihre  
Finger mit den Lippen.

Bernhard Kellermann.

## Elizabeth Eleanor Rossetti (ca. 1860).

Wie Dante Gabriel Rossetti —, "The Painter-poet", — selbst, hat  
uns seine Einziggeliebte, — Lizzi, — Gemälde und Gedichte hinterlassen;  
— kaum ein Dutzend Gedichte, — in denen sich das wehmütig Müde  
eines schönen kranken Wesens mit unsagbar weichen Worten ausspricht. —

Das zweite der übertragenen Gedichte: "O mother, open the window  
wide" finden wir wieder bei Maeterlinck: *Et s'il m'interroge alors — sur  
la dernière heure? — dites — lui que j'ai souri — de peur qu'il ne pleure.*

I.

### Allein

Unter dem Handschuh ihre weiche Hand zu rühren,  
Die Steine blitzen sehn an ihren Ringen,  
Liess wild ein Lied im Herzen mir erklingen,  
Wie wenn in frühster Frühe Vögel singen.

Im Sonnengrase ihrem Schatten nachzuspüren,  
Durch dunkle Wälder ihren Weg zu führen,  
Erfüllte meinen Tag mit Tränen und mit Beben  
Und legte Schweigen über all mein Leben. —

— — — — —  
... Nun hüllen mich die Abendschatten  
schwarz und schwer —  
Ich lebe noch — und weiss: sie ist nicht mehr. —

## II.

## In letzter Stunde

O Mutter, öffne das Fenster weit, —  
 Das Tageslicht soll um mich sein, —  
 Ueber den Bergen wächst Dunkelheit,  
 Ueber mein Herz bricht die Nacht herein. —

Und Mutter, nimm mein junges Kind,  
 — Es ist von meinem und Deinem Blut, —:  
 Sorge für all sein vielkleines Leid,  
 Pfleg es liebsam in sanfter Hut. — — —

— — — — —  
 Und Mutter, wenn schwer die Träne rinnt.  
 — Weinen und Weh wird sein, weiss Gott, —  
 Sag ihm: gross Liebe gab mir den Tod  
 Und mein sterbendes Herz war voll Fröhlichkeit.

Übertragen von Hugo Lang-Danoli.

## Die Geschlechtlichen — quand même!

(Vom Staatsanwalt abgesehn.)

Im ersten Heft des neuen Magazins habe ich über Strindbergs «Fräulein Julie» und «Lulu» von Wedekind, über die Dudevant und die Frauenbewegung einige Harmlosigkeiten geäussert, die mir von Frauenrechtlerinnen und andern Menschenkindern, deren Tugendhaftigkeit ein sieghaft halbvollbrachtes Menschenleben längst allen Zweifeln entrückt hat, übel ausgelegt wurden. Den Kämpferinnen für Ideale, die Frauen die Welt bedeuten mögen, nehme ich charakterfesten Mangel an Einsicht prinzipiell nicht übel. Das gehört sich einfach so. — Dann haben gealterte Backfische Briefe in einem Stil verfasst, der bemerkenswert ist.

### Zum Beispiel!

«Durch Zufall bekam ich ein Heft des «neuen Magazins» in die Hände, und las da, was Sie über Frauen schreiben. Voll Ekel und Abscheu warf ich das Heft aus den Händen, tief betrübt, dass ein Jüngling so über Frauen zu schreiben wagt. Ehrlich und offen gestanden, habe ich Gott sei Dank nicht alles verstanden, und habe mich auch gar nicht bemüht, es zu verstehen, trotzdem ich ein paar Jahre älter bin als Sie.

So also hat sich der Dichter der «Sommernächte», auf den man grosse Hoffnungen setzte, entwickelt, und so sieht Deutschlands Jugend aus!

Es stimmt einen tief traurig, wenn man sieht, wie Sie in allem Schmutz wühlen und den Ihrem Leserkreis vorsetzen. Oder glauben Sie etwa, dass dies die Art und Weise ist, wie man gesunde Kunst ins Volk verpflanzt?

Was müssen Sie für eine Vorstellung von Frauen haben, dass Sie so über sie und von ihnen schreiben. Nein, mein Herr, so schlecht sind Deutschlands Frauen nicht, dazu gibt es genug Beweise. — Glauben Sie mir, «Nietzsche» würde sich seiner heutigen Jünger schämen, wenn er sehn würde, wie sie seine Lehren falsch verstehen und anwenden. — Haben Sie denn keine Ahnung vom tiefen deutschen Frauengemüt und dem reinen, treuen Kindersinn derselben?

Dass Sie sich aufrufen, Ihr Talent richtig ausnützen und emporarbeiten mögen zu lichten, reinen Höhen und von da aus mitwirken an grosser deutscher Kultur- und Geistesarbeit

wünscht Ihnen

eine Elsässerin.»

Ein Trost, dass meine Landsmännin nicht alles «verstanden» hat. Das Abscheulichste, das ihre Unschuld kennt, wird sie jedenfalls gedacht haben. Freies Feld für die Phantasie: diese Naivität, nicht zu «verstehen»! Sie teilt mir mit, dass ich Nietzsches «Lehren» falsch verstehe und anwende. Danke. — Das war der Typ der gebildeten Bourgeoise. Aber man soll nicht verzweifeln. Nur zu denen, die mich ihre «gewiss nicht engherzige Lebensauffassung» wissen liessen und trotzdem (hélas!) nicht mitkonnten, zu denen möchte ich einige vernünftige Worte sprechen. Meine Lieben! Vor allem hatte ich von zwei von ihren Dichtern so geschaffenen, ganz unzweifelhaft nichtsnutzigen Frauenzimmern zu handeln. Es wird sich kein Asket finden, der sie mit himmelreinen Worten bekleiden wollte, nachdem sie sich die Kleider frech vom Leibe gerissen haben. Ecce Lulu! Ecce, ecce, amici, quos multos habent! Dann habe ich (sehr ungebührlich!) zum Thema «Frauenbewegung» das Wort genommen. Ich habe behauptet, dass die Frauenbewegung an Heimlichkeiten krankt . . . ich habe nur das niedergeschrieben, was mir eine unsrer bekanntesten Frauenrechtlerinnen in ernsthaftem und detailliertem Gespräch zugegeben, ja wozu sie mir so und so viele lebende Dokumente geliefert hatte. Und weil ich Heimlichkeiten, sobald es um Prinzipienfragen geht, nicht mehr schätze als die konsequent daraus folgenden Eskamotagen, so sprach ich eine lutherische Sprache — deutsch. Und allgemein: «Der andre denkt: Der Mann, der liebt, will zeugen. Das Weib, das liebt will gebären — und meint (hoffentlich!) ein Erlebnis. Das ist der andre, zitternde Kreis. Du sollst fruchtbar werden! Es ist die Blüte des Animalischen. Vielleicht nur das Bürgerliche, vielleicht das letzte, etwas, das zuhächst getrieben wurde. Der Reichtum, der sanfte, aller Möglichkeiten, die Ansätze zu allen Tragödien und Gewaltakten in gelöster Harmonie. Kultur. O süsse, starke Kultur, geblümete Potenz des Lebens. Und du sollst ganz Fruchtbarkeit sein . . . sehnsüchtige Madonna!»

Davon habe ich dann nicht mehr gesprochen, weil die Rede auf George Sand kam. Freunde, es war Ekel — und ich wollte Haltung bewahren. Nicht im Schmutz wühlen. Nur unendlich angeekelt lächeln. Ihr, die Ihr keine Dickhäuter seid, tut mir die Liebe und lest, was Remy de Gourmont, der feinste Kritiker, den die Franzosen heute haben, von der *bonne dame de Nohant* im Julihefte des *Mercure de France* zu sagen weiss. Nämlich: «Wie soll man an diese grosse Liebe glauben, die tags auf die Schulter Mussets Tränen vergiesst und nachts auf den Schultern von Pagello Seufzer ausstösst? Keine Sinnlichkeit: Die Erklärung, die Balzac gibt, trifft vielleicht zu; dass die Frauen, deren man am wenigsten sicher sein kann, die sind, die am wenigsten sinnlich sind. Sie denken nicht an ihren Körper und geben ihn im Augenblick der Aufregung hin, ohne es zu beachten. Die Sinnlichen dagegen kennen wenigstens den Wert von dem, was sie sich nehmen lassen, und sie lassen es sich nicht nehmen, ohne dass es ihnen recht bewusst wäre. George Sand, die sich Prosper Merimée in einer Laune an den Kopf warf, sagte ihm am ersten Abend: «Komm, Prosper, du wirst sehn, meine Seele ist nicht verdorben.» Es gibt für solche Liebe wirklich keine Entschuldigungen. Heutigen Tages hätte sie Sport getrieben». — Blicke noch meine Art, mich verständlich zu machen. Da liebe ich Deutlichkeit über alles. Im Grund ist es nur die Frage, ob eine Dirne unsittlicher ist, wenn man ihre niederträchtige Gemeinheit entblösst oder wenn man sie in Changeantseide, die Röcke waghalsig gerafft und in einer Haltung, die jeden Frommen und jeden Hallunken zum Wahnsinn aufreizt, über die Strasse laufen lässt. Es ist die Frage: ist die Wahrheit gemein und die Frivolität wahr? Ich könnte als Meister der deutlichen Ausdrucksweise so ungefähr alle Unglücklichen anführen, die mit ihrer Person für das Renommée des Volkes der Dichter und Denker aufkommen müssen. Wir Deutschen sind bekannt für unsre deutsche Sprache (die nur wenige sprechen dürfen, weil es seit Luther und Hutten eine immer gefährlichere Sache geworden ist). — Die Gallier aber pflegen die höflichste Ausdrucksweise der Welt. Trotzdem schrieb Gourmont, meine starke Bestätigung diesmal: *Avec sa tête innoncente de brebis berichonne, George Sand était une créature fortement sexué; nul mâle ne lui était indifférent mais elle préférait ceux qui, aux larges épaules, joignaient le talent d'unir leurs soupirs à son élément sentimental. Elle béla beaucoup. Pagello en avait gardé un souvenir comme d'une torride grisette; Musset, d'autre tempérament, avait peur de cet être effarant qui ne cessait d'écrire et ne lâchait la plume que pour se ruer sur un autre instrument.*

Ich habe möglichst die verschiedenen Stimmungen beachten wollen, die der erste Artikel des neuen Magazins aus Beklemmungsgefühlen gelöst hat. «Erotik» ist nicht immer

Willkür und Oberfläche, es ist nicht zufällig, dass die tiefsten Mystiker als letztes das Geschlecht fanden. In der Zeit der Biedermeierröcke und der grauen Cylinderhüte haben die Weib-Mysterien der Urzeit, die Paarungs-Mysterien des Altertums, die Mann-Mysterien des Mittelalters (sozusagen) ihren Sinn verloren. Dafür hat unsre saubre Gesellschaft die Mysterien der Kontrollkarten und der wöchentlichen ärztlichen Visitationen eingeführt. Der Arzt nahm die Priesterstelle ein (sozusagen). Uebrigens sind die Funktionen der beiden verschieden.

René Schickele.



Jossot.

# Was habt ihr aus der Frau gemacht?

Was habt ihr aus der Welt gemacht, o Christen!

Ich wende die Augen ab von eurer widerlichen Geschichte . . . die ihr gefälscht und verdorben habt — ausserdem: ad majorem Dei gloriam. Den Kaiser Konstantin nennt ihr den «Grossen» und das übrige entspricht der Wahrheit dieser «Grösse».

Ich wende die Augen ab von dieser Geschichte, um sie zu richten auf etwas, das ihr weder verdrehn noch verkirchen-väteren könnt: auf euer Hausgesinde, auf eure Frauen, auf eure Töchter.

Was habt ihr daraus gemacht?

Was habt ihr aus der Frau gemacht?

Um euch zu halten, auf einem durch das Recht des Stärkern eroberten Standpunkt, macht ihr täglich eure Frauen zu Haushaltungsinstrumenten oder schlimmerm und eure Töchter zu Kaspar Hausers, zu Javanen.

Ich gebe zu, dass ihr eure Frauen noch schlechter behandelt, als die Bibel es vorschreibt, und dass nicht alles, was Grund zur Klage über den erniedrigenden Zustand der Frauen gibt, den mosaischen und apostolischen Vorschriften entnommen ist. Nirgendwo lese ich: «Lasst eure Frauen dumm bleiben», oder «Sorgt, dass eure Töchter kein Bedürfnis nach Erkenntnis haben». Aber es steht doch geschrieben: «Ihr Frauen, seid euern Männern untertan». Und sobald diese Untertänigkeit einmal angenommen ist, folgt das übrige von selbst. Solange in Süd-Amerika Sklaverei getrieben wird, solange werden selbstverständlich die Sklavenshalter ihren Leibeigenen das Lesen verbieten.

Das Gebot der Untertänigkeit legitimiert gleichzeitig alle möglichen Mittel, durch die sie aufrecht erhalten werden kann.

Und es steht geschrieben, dass die Frauen untertänig sein sollen.

In welcher Weise? Wo ist die Grenze?

Das steht nicht da. Von einer Grenze wird nicht gesprochen. Der Apostel überlässt das der Diskretion der «Herrn». Aber wenn es auch anders wäre, betrachtet sie einmal genau, die «Herrn der Schöpfung», die Männer! Folgt ihnen in ihrer Diskretion, in ihrem nichtigen Streben, in ihrer Kleinlichkeit, ihrer Unkenntnis, ihrer Feigheit . . . und fragt euch selbst, ob es gerecht, ob es begründet ist, dass die eine Hälfte der Menschheit so mir nichts dir nichts der andern untertan sein soll.

Die Forderung der Männer in dieser Hinsicht beweist die Nichtigkeit dieser Forderung. Um wirklich Herr zu sein, muss man vor allen Dingen gerecht sein, und es ist ungerecht, die Frau als solche unter den Mann zu stellen.

Denkt euch: Cornelia, Sappho, Charlotte Corday, de Staël, Beecher Stowe unter dem ersten besten Pflastertreter!

Aber wer soll denn herrschen? Die Antwort ist sehr einfach: es wird nicht geherrscht.





Boutet de Moutvel, Federzeichnung.

— Gut, aber wer soll den meisten Einfluss besitzen?

— Der, der ihn verdient.

— Auch gut, aber wer verdient ihn?

— Der, der am höchsten steht als Mensch. Das Geschlecht hat damit so wenig zu tun, wie die Haarfarbe.

— Wenn aber nun der, der diese höchste menschliche Entwicklung erreicht hat, den Einfluss, der ihm von Rechts wegen zukommt, nicht erringt?

— Dann zweifle ich an seiner höhern Entwicklung und gebe ihm den ernstlichen Rat, sich weiter zu entwickeln.

Die Vorschriften, die die Bibel in Anbetracht der Frau gibt, über den Platz, den sie einnimmt in der menschlichen Gesellschaft, sind derart, dass ich sie anstandshalber nicht niederschreiben kann. Die Frau wird fortgegeben, vertauscht, verborgt wie ein Tier. Ja, sie steht sogar unter dem Rindvieh. Man schneidet sie einfach in Stücke und gebraucht die Teile ihres Leibes als Einberufungszettel oder billets de faire part (Richter XIX). Und Jesus (nach der Darstellung des Evangeliums) stellt sie noch tiefer, das haben wir gesehen, er ignoriert die Frau. Er wusste Mittel zu finden über die Ehe zu sprechen, ohne sie auch nur zu nennen. Die Ehe ist etwas, wozu die Frau denn doch gehört, dünkt mich, und schlösse man sie sonst überall aus!

Aber ich verlasse die Gebote, um zu sprechen über das Gesetz und die Sitten.

Kein Gesetz war je so engherzig und barbarisch wie die Sitten.

Ein Verbrecher wird mit Gefängnis bestraft für so und so lange Zeit. . . . Die Sitten fügen «lebenslängliche Verachtung» hinzu. Das Gesetz spricht von «Bürgern» . . . die Sitten von «Untertanen». Das Gesetz sagt: «Der König» . . . die Sitten . . . «Se. Majestät». Das Gesetz stellt die Wahl der Kleidung frei, die Sitte schreibt sie vor. Das Gesetz beschützt die Ehe in ihren bürgerlichen Folgen. Die Sitten machen aus der Heirat ein göttlich-sittliches . . . d. h. sehr unsittliches — Band. Das Gesetz, wie sehr es auch die Frau misshandelt, behandelt sie doch immerhin als unmündige, etwa wie jemanden, der unter Kuratel steht. Die Sitten machen die Frau zur Sklavin. Das Gesetz erlaubt, dass man natürlich zur Welt kommt, die Sitten plagen, verfolgen, misshandeln das Kind, das ins Leben tritt ohne Pass. Das Gesetz gewährt der unverheirateten Mutter gewisse Rechte, mehr selbst als der verheirateten — die Sitten stossen die Mutter aus, strafen und verdammen sie. Das Gesetz, in Bezug auf legitime Verteilung, spricht von «Kindern» — die Sitten machen Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, was das Mass der Erziehung und des Unterrichts betrifft. Das Gesetz erkennt weder, noch fordert es Abgaben ausser solchen, die auf diese oder jene Weise festgestellt sind. . . . Die Sitten veranlassen uns zur Ausgabe von Kapitalien an Eitelkeit, Dummheit, Schwärmerei, Gewohnheit und Betrug. Das Gesetz

behandelt die Frau allerdings als Unmündige, aber es schränkt ihr Streben nicht ein, wenigstens nicht direkt — Die Sitten zwingen die Frau, unwissend zu bleiben, oder da, wo sie es nicht ist, unwissend zu scheinen.

Das Gesetz drückt hier und da — die Sitten immer.

So dumm ist kein Gesetz, als dass es nicht dümmere Sitten gäbe.

So grausam ist kein Gesetz, als dass es nicht noch rohere Sitten gäbe.

Und das war immer so. Es stand nicht im Gesetz Mose, dass der Mann das Recht habe, seine Frau in Stücke zu schneiden und sie als Visitenkarten oder Zirkulare zu gebrauchen. Aber in den Sitten scheint es wohl gelegen zu haben. Wenigstens lesen wir in Richter XIX kein Wort des Missfallens, noch der Verwunderung über diese eigentümliche Art zu korrespondieren, um zu beweisen, dass die schlechtesten Gesetze noch zu gut für sie sind.

Welches Gesetz gebietet die Vernachlässigung der Erziehung eurer Töchter? welches, dass ihr eure Frauen zu unbesoldeten Haushälterinnen macht? Das tun die Sitten.

Wo steht geschrieben, dass eure Frau nicht mitreden darf über die Interessen ihres Hauses, die doch auch die ihren sind, und über die Interessen ihrer Kinder? Das tun die Sitten.

Wo steht das Gesetz, das dich ermächtigt, deine Tochter zu verstossen, wenn sie dir ein Kind bringt, das die Frucht ist von Liebe, von Ueberraschung . . . das tun die Sitten! Wo endlich steht das Gesetz, dem ein feiges, verächtliches «das ist so der Brauch» als gesetzliche Begründung dienen darf, wenn das Höchste, das Heiligste geschändet wird, der gesunde Menschenverstand? Das tun die Sitten.

Was macht ihr aus unsern Töchtern, o Sitten? ihr zwingt sie zur Lüge, zur Heuchelei. Sie dürfen nicht wissen, was ihnen bekannt ist, nicht fühlen, was sie empfinden, nicht begehren, wonach ihr Verlangen steht, nicht sein, was sie sind.

«Das tut kein Mädchen, das sagt kein Mädchen, das fragt kein Mädchen, so spricht kein Mädchen.» Sieh da, das A und das O der Erziehung. Und wenn nun so ein armes Wickelkind glaubt, resigniert, Gehorsam leistet . . . wenn sie ganz folgsam ihre liebliche Blütezeit hinbringt mit Beschneiden und Knebeln, mit Ersticken und Vergewaltigen von Lust, Geist und Gemüt . . . wenn sie nun ordnungsgemäss verdreht, zerstückt, verstümmelt — sehr brav geblieben ist . . . die Sitten nennen das brav! dann hat sie Aussicht, dass dieser oder jener Lämmel kommt und ihr den Lohn bietet für soviel Bravheit, indem er sie anstellt als Aufseherin über seinen Wäscheschrank, als ausschliesslich patentierte

Maschine, sein ehrwürdiges Geschlecht fortzupflanzen.  
Es ist wohl der Mühe wert!

Wenn dann so ein Mädchen ganz zerdrückt und zerknittert brav ist, hat sie Aussicht zu heiraten. Herrliche Bestimmung! Sie, die früher mit Stopfgarn und kindlicher Untertänigkeit . . . die Strümpfe von Papa stopfte, darf fürderhin mit echt weiblicher Untertänigkeit — und Stopfgarn — die Strümpfe dieses Jünglings stopfen.

Das Stopfgarn wird im Winter Wolle, aber die Untertänigkeit überdauert alle Jahreszeiten, bis in Ewigkeit — ohne Amen.

Und sie darf mehr! Sie darf die Strümpfe der Kinderchen dieses Jünglings ausbessern. Auch darf sie die Kinder säugen, wiegen, versorgen. Ja, sie darf sterben im Wochenbett.

Auch darf sie nun — denkt nur die Freiheit! — sie, die zu Haus vor 11 Uhr zu Bett gehn musste, wie's einem anständigen Mädchen geziemt, sie darf nun die ganze Nacht aufbleiben. Sie darf wachen am Bett des Kindes jenes jungen Mannes.

Und noch mehr. Des Morgens darf sie ihn fragen, ob er gut geschlafen hat. Sie darf ihm das Frühstück bereiten, eh er ins Geschäft geht.

Und wenn er heimkehrt, darf sie zufrieden sein mit den «Hms» und den «Jas» und den «sos», die Papa übrig behielt von dem im Geschäft oder im Klub ausgegebenen Kapital an Geist und Gemüt.

Und sie darf zuhören, wenn Papa spricht, und schweigen, wenn Papa brummt und darf Papa reiben mit Kastanienöl, wenn er rheumatisch ist. Und wenn Papa mit Freunden zusammensitzt und gedenkt mit ihnen der tollen Streiche, die er vor der Ehe ausführte, darf sie ihr Zimmer aufsuchen und dort sitzen und nachdenken über die glänzende Belohnung ihrer Tugend!

Multatuli.



Felix Vallotton.

## CHRONIK

**Konträre Frauenbewegung.** Und weil denn schon in dieser Nummer soviel die Rede von Frauen sein wird, so soll auch die Notiz hergesetzt werden, die neulich der «Tag» gebracht hat: «Eine Jungesellensteuer wurde kürzlich wieder einmal in einer öffentlichen Frauenversammlung im Städtchen Salem (Wisconsin, Amerika) in Vorschlag gebracht. Die empörten Damen wollten energischen Protest erheben gegen die ehfeindlichen Bestrebungen und Ansichten der Herrenwelt im Staate Wisconsin. Die Versammlung nahm einen überaus stürmischen Verlauf. Die Reden der einzelnen Damen wurden durch dermassen laute und erregte Zwischenrufe unterbrochen, dass die Sprecherinnen ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen konnten. Den meisten Beifall fanden die Ausführungen einer schon ziemlich bejahrten Dame, die den Vorschlag machte, dass alle Männer, die über 25 Jahre alt und noch Jungesellen sind, eine jährliche Steuer von — 1000 Dollar bezahlen müssten und aller bürgerlichen Rechte verlustig gehen sollten bis zum Tage ihrer Hochzeit. Eine junge Teilnehmerin an der Versammlung aber bereitete der Begeisterung, die auf diese Rede folgte, ein jähes Ende, indem sie darauf hinwies, dass unter solchen Umständen die Männerwelt aus Wisconsin einfach auswandern würde. Nach langen und heftigen Debatten beschloss man endlich, in allen Staaten von Nordamerika mit dem Zentralbureau in New-York Frauenvereine gegen die Ehefeindlichkeit der Männer ins Leben zu rufen.»

Seit dem reklametüchtigen **Dr. Leon Leipziger** das Glück widerfahren ist, vom Freiherrn von Mirbach hereingelegt zu werden, weiss er sich nicht mehr zu lassen. Er hat dies und jenes und auch den Versuch unternommen, sich als Märtyrer selber zu kanonisieren. Sein Artikel fängt damit an, dass er präludierend erzählt: «Auf meinem Arbeitspult erhebt sich ein Berg von Zeitungsausschnitten. Die schwarzen Lettern sehn dräuend zu mir empor». Ein Berg sieht zu Dr. Leipziger empor, und so geht er, ihn riesenhaft überragend, grösser denn Muhammed, zum Berg und spricht:

«Mein Herz ist rein von Missetat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih' mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage! . . .»

Dann fährt er fort: «Aber selbst diese schönen Worte aus Goethes «Götz» machen keinen Eindruck». Ich rühme den reich nüancierten Stil Mirbach-Huttens — nur kann ich die unbedingt irrtümliche Ansicht, dass schöne Zitate, die einer anwendet, wenn er in der Patsche sitzt, unbedingt Eindruck machen und den Knoten lösen müssen, nicht teilen. Aber das ist Ansichtssache. Die Hauptsache bleiben die 50 000 Mark. Zu diesem Punkt bemerkt Dr. Leipziger, dass die 50 000 in die Kasse der G. m. b. H. «Das Kleine Journal» flossen. Für diese Summe hatte Dr. Leipziger von ihm persönlich gehörenden Anteilscheinen hergegeben. Dabei waren den Direktoren der Pommernbank sämtliche Bilanzen übergeben worden, so dass die Herren den miserablen Stand der G. m. h. H. kannten. Nun, ich

denke, wenn diese nicht vom Frh. v. Mirbach animiert gewesen wären, so wäre es ihnen niemals auch nur im Traum eingefallen, 50 000 Mark wegzuzwerfen. «Wegzuwerfen», denn sie wussten, es war so viel wie auf Nimmerwiedersehen, zum mindesten ein verzweifeltes Risiko. (Im nächsten Jahr war wieder eine Unterbilanz von 50 000 vorhanden!) Da es vor allem im Interesse des Dr. Leipziger war, dass das Kleine Journal flott erhalten würde, und weil die Anteilscheine bei den grässlichen Unterbilanzen doch einen sehr fragwürdigen Wert präsentierten, so war es das wenigste, dass sie in die Kasse der Gesellschaft flossen. Das ist keine Heldentat, sondern ganz gewöhnliche Schläue, umsomehr als Dr. Leipziger den Löwenanteil der Scheine im Besitz gehabt haben wird. Und als er, wie er weiter berichtet, beim Verkauf des Kleinen Journals den Rest der ihm verbleibenden Scheine an den Zessionar unter der «einzigen Bedingung abtrat, dass sich dieser verpflichtete, die Schulden der Gesellschaft zu tilgen» — machte er ein normales und gutes Geschäft. Positiven Wert hatten die Scheine da doch nicht — der Rest war Schulden. — Soviel Lärm um nichts? Sascha.

**Die Gnade der Geburt.** Als der kleine Caesarewitsch getauft wurde, legte ihm der Zar selbst das Band des Andreas-Ordens um. Das arme, für die Sünden und Verkehrtheiten seiner Väter mit Todesangst geborene Kind erhielt dieses kostbare Wickelband für die Heldentat, als künftiger Beherrscher dieses unglücklichen und empörten Landes, als Erbe so vieler Flüche sich gebären zu lassen. Und Gnade spendet der freudig bewegte Vater auch einer Handvoll seiner Untertanen. Vorsichtig abgewogene, schüchterne, zaghafte, zitternde Gnade. Die vor sich selber erschrickt. Gnade mit Wenn und Aber. Sich und andern Auserkorenen hat der neugeborene Alleinherrscher mehr Orden gebracht, als er Tränen zu trocknen vermag. Ein Quäntchen Gerechtigkeit wäre mehr gewesen, als dieser Zentner Orden und dieses Pfund Gnade. Die Geburt des Thronfolgers wäre den Jubel wert gewesen, der in die Welt hinaus gemeldet wurde, wenn das Gnadenmanifest des Zaren auch nur das leiseste Anzeichen einer Erkenntnis der Wahrheit gebracht hätte. Durch ein Wort hätte der Zar seinem geliebten Sohn einen Panzer verschaffen können, der ihn vor Muehlmord durch verzweifelte Untertanen geschützt hätte. Statt dessen nichts, als das Band des Andreas-Ordens um die wehrlose Brust dieses Kindes!

Caramussel.

**Die Geschichte einer Sehnsucht.** Die Besitzerin dieser Sehnsucht ist die frei-konservative «Post», und das Ziel dieser Sehnsucht ist — ein Dementi. Es ist herzzerreissend, wie das arme Blatt Herrn v. Hammerstein anfleht, ihm doch endlich das heissersehnte Manuskript einzusenden. Es ist ein förmlicher Erpressungsversuch. Ein gedeihliches Zusammenwirken des Herrn von Hammerstein mit der Landesvertretung wird als fernerhin unmöglich bezeichnet, wenn der Minister nicht raschest dementiere, dass er die Mirbachschen Sammlungen durch ein Schreiben an die Oberpräsidenten unterstützt habe. Dabei schämt die «Post» sich nicht, sich selbst zu besudeln, und findet es begreiflich, wenn von einer «Berichtigung durch die Presse» Abstand genommen wird. Wozu ereifert sie sich also?

Oder sieht sie ein, dass sie mit ihrer vordringlichen Liebe-Dienerei, mit ihrer ungebetenen Ministerrettereie selbst daran erheblich mitschuldig ist, dass man »da droben« die Presse so gering schätzt? Caramussel.

§ 184. Einen zeitgemässen Vorschlag macht Dr. Benedict Friedländer in seinem soeben im Verlag Renaissance, Schmargendorf-Berlin, erschienenen Buche: «Renaissance des Eros uranios». Man solle alle gerichtlich für unzüchtig erklärten Bücher von amtswegen mit einem roten Zettel versehen, auf dem jeder Mensch mit zartem Sittlichkeitsempfinden in sexueller Beziehung vor Ankauf des Buches gewarnt wird. Kauft er es doch, hat er alle sittlichen Magenbeschwerden sich selbst zuzuschreiben, kann aber nicht nach eigenem mehr oder minder starkem Ergötzen noch den Staatsanwalt auf Schriftsteller, Verleger, Buchhändler etc. hetzen . . . Dr. Benedict Friedländer gehört nämlich zu den neuen Lex-Heinzlern, die sich nicht selten durch Polizei, Gericht und Staatsanwaltschaft in ihrem normalen sittlichen Empfinden in — jurisdischer (d. h. hier naturrechtlicher) Beziehung verletzt fühlen. —  
Catulus.

Zuweilen aber geschieht es, dass wir durch Zeichen von Energie in principiis Labung erfahren: Das erholt. Ist der Ingrim, der aus den folgenden «Aufzeichnungen einer modernen Lehrerin» spricht, nicht ergötzlich? — «Sei nur immer anders als die übrigen Mädel. Die gehören zum geistigen Proletariat. Mit denen hat schon eine, die die höhere Töchter-schule besucht hat, nichts gemein, eine, die das Lehrerinnenexamen bestanden hat, schon gar nicht. Am besten, das Geschlecht ganz verleugnen. Nur ja nichts tun, was weiblich ist. Anmut und Scham ist Blödsinn. Schönheit eine sexuelle Marotte der Männer. Dass man den sogenannten hübschen Weibern das freie Umhergehen polizeilich noch gestattet, ist ein Rückstand der Kultur, wie so manches andre.

Sind unter deinen Schülerinnen schöne Mädchen, die überwache besonders. Solche Irrungen der Natur müssen korrigiert werden. Und wenn solche Gemüter noch extra viel Sonne sehn, dann bewirf ihnen nur den Himmel recht mit Dreck, damit sie endlich erkennen, dass die Welt eine Mistgrube ist, bestenfalls ein Zuchthaus, wo es sich gehört, dass alle gleich grau aussehn, oder ein Kloster, wo man sein Fleisch abtötet und hübsch schwarz wie die Krähen umherläuft.

Denen aber, die vielleicht in ihren Träumen bereits Siegfriedsgestalten sehn, deren junges Herz sich eben füllen will mit der Sehnsucht nach dem Unaussprechlichen, auf deren Lippen die leise Frage tastet: «Was muss ich tun, ein Unbekanntes zog in meine Seele ein?» — denen nimm nur gründlich den Glauben an alles Männliche und Schöne. Lass sie nachsitzen und hundertmal aufschreiben: «Ich soll ein tugendhaftes Kind sein und nur meine Eltern und meine Erzieherin lieben.» Denn das wirkt sicher. Alle Männer sind Schufte, alle masculina ekelhaft. Jeder Gedanke daran Sünde.

Verzeih einer Schülerin niemals, am allerwenigsten, wenn sie sich an dir vergeht. Hat sie, vielleicht erbittert über so manche — natürlich nur eingebildete — Ungerechtigkeit, sich einmal verleiten lassen, dir in Gegenwart ihrer Mitschülerinnen einen Schimpfnamen anzuhängen, so strafe sie nicht nur einmal auf das empfindlichste, sondern trage es ihr recht

nach, halte es ihr noch jeden Tag vor, blamiere sie, wo du nur kannst, und Sorge dafür, dass sie an jedem Semesterschluss im Betragen noch eine Note extra bekommt. Schadet nichts, wenn das Kind verzweifelt, erbittert und am Ende gar schlecht wird. Dann hast du wenigstens noch einen Grund mehr, vor dem Direktor zu glänzen: «Sehn Sie, wie sich alles Böse rächt.»

Was eine richtige Lehrerin ist, verkehrt schon mit einem akademisch gebildeten Kollegen nicht, mit einem seminaristisch gebildeten gleich gar nicht. Das sind nur geduldete Flicklappen. Ein seidnes Kleid aber hat mit Flicklappen nichts zu tun. Den übervorteile, wo du nur kannst, vor allem jedoch, wenn er dein Parallelkollege ist. Und unterfängt er sich etwa, tüchtiger zu sein als du, dann horche an seiner Tür und verklatsche ihn ordentlich bei seinen Vorgesetzten. Kein Mensch ist er ja so wie so nicht. Du kannst ja zu ihm trotzdem freundlich sein: «mit dem Hut in der Hand — —»

Die einzigen Männer, die für dich existieren, sind deine Vorgesetzten. Da ist alles erlaubt, wenn es nur zum Ziele führt. Und wenn Blicke und Zittern und Knixe nichts nützen, dann sind ja noch die Tränen da. Wozu hat sie denn der liebe Gott geschaffen!

Mannhaft, nicht?

Jam-Berlin.»

---

## Bohème und Berlin

Senna Hoy hat Recht: die Berliner Bohème hat mit dem Chat noir nichts zu schaffen — und der Chat noir ist längst tot. Die Berliner Bohème, was ist das? Wir wollen uns darüber klar sein, dass die Freude am Bohèmeleben, sowie das Wort selber, aus Paris zu uns herüber kam, dass es also nicht richtig ist, wenn man von E. T. H. Hoffmann, Devrient, Grabbe als von Berliner Bohèmes spricht — wildgewordene Geuies, die jenseits der Peripherie des bürgerlichen Daseins lebten, hat es seit Anfang gegeben. Peter Hille war auch nicht mehr und nicht weniger Bohème als Diogenes. Wenn ich von Bohème spreche, so meine ich damit etwas ganz und gar Typisches, das sich im Lauf der Zeit nicht hundertmal wiederholen kann. Bohème heisst weder Villon noch Rousseau — Bohème ist ein sozialer und psychologischer Begriff. Musset und Murger haben ja wohl das Wort in Mode gebracht: diese elegische Mondscheinbohème ist bei uns Heutigen verhasst. Sie ist ein gräulicher Dilettantismus des Lebens und Dichtens, zerlumpte Liebhaberei, Amateurelend mit



romantischen Sonnenuntergangssoffitten. Ich habe Senna Hoy im Verdacht, dass er für die Kinderspiele dieser Bohème eine sentimentale Schwäche hat. Wenigstens zähle ich so ziemlich alle Bohèmes, deren Namen er anführt, zu den unzulänglichen Gemütsmenschen, die mir verhasst sind, weil sie aus schülerhaftem Ehrgeiz den romantischen Bettelmantel der Bohème wählten, um ihrer Armseligkeit und Impotenz weniger versichert zu scheinen: keine drei sind geborene Wildlinge, keine drei verwegene Freischärler, wie ich sie liebe: verbissen, unversöhnlich. Bleiben wir einmal beim vagen Begriff «Bohème», den allein Senna Hoy zu kennen scheint, als Sammelname für zersprengte Romantiker, die sich in Kaffees und Kneipen zusammenfinden und nichts weiter sind, als gute oder schlechte Mimen — den einen Erich Mühsam ausgenommen (Senna Hoy ziehe ich nicht in die Diskussion), dessen Lyrik übrigens mittelmässig ist, verdient doch kein einziger Beachtung, und die Weiber sind geradezu fürchterlich, ihre Invasion in die Literatur bringen Schrecken, deren Namen nicht zu nennen sind, auch über die reinsten Männer. Ihr Schönheitskultus scheint mir ein pathologischer Nonsens. Man wird mir gewiss nicht so etwas wie Prüderie nachsagen können, ich liebe nur einen Fanatismus (wenn er nicht borniert ist): das charakteristische, zeichnende Wort, die grelle, harte oder schmiegsame Wahrheit des Ausdrucks. Das ist der einzige Glaube, den wir Letzten haben dürfen: den Glauben an die Schönheit der Plastik, der Bestimmtheit, die Wahrheit der Kunstmittel — denn was ist «die» Wahrheit? Die Frage wartet schon Tausende von Jahren auf Antwort. Das nebenbei. Bei allen Helden der Memoirenbücher des galanten Jahrhunderts, bei meiner süssen Ninon de Lençlos, ich bin nicht prüde, Freunde, aber die Huris eurer Einsamkeiten verträgt mein Magen nicht. Sie sind alle Gespenster, die auf Hintertreppen der ältern und neuern Bauten an der grossen Strasse — umgehn und heimliche Gewerbe treiben, z. B. gemischte Gedichte und eindimensionale Romane schreiben. Ich würde Rétif de la Bretonne vor allen Nonnen der Christenheit vorlesen, mit lauter und vernehmlicher Stimme wie von einer Kanzel herunter — die «Literatur» dieser erotischen Heilsarmee ekelt mich, verzeih mirs Satan, der kleine Schäker und Priester ihrer Musestunden. Ich habe mich reiflich geprüft: Senna Hoy, ich bin nicht schuldig der Sünde wider den heiligen Geist, es hat mich in der Kampagne kein freventlicher Leichtsinn geleitet.

Bohème aber, in literarhistorischem Sinn, ist Decadence mit schlechter Haltung. Verlaine. Der ist ihr Klassiker. Jehan Rictus, Corbière, Lautréamont und ein Dutzend

andre: Klassizisten. Rollinat und seine Brüder: Epigonen. Peter Hille war Asket und das Gegenteil. Bohème ist das lasterhafte Genie, das hängende Gärten von Perversitäten züchtet (in denen plötzlich die ewigen himmelerfüllten Teiche liegen!), Bohème ist Verkommenheit und ihre Hölle, im Spiegel der reinsten Menschenseele. Ich habe niemals daran gedacht, von dieser klassischen Bohème zu sprechen, wenn ich an Berlin dachte. Aber den Grundbegriff behielt ich bei, als ich W. F.-Heliogabal als Exempel demonstrierte. Er repräsentiert den Typus der Bohème: als Karikatur, er ist ein schlechter Witz der Zeit, weil ihm Natur jedes Talent versagt hat. — Es fehlt ihm zum Bohème wirklich nur eines: Talent; aber das haben die andern «Frischen», «Gesunden» auch nicht, sie bilden sich nur ein, Künstlermenschen zu sein, und das bringt sie vollends aus dem Bereich der Bohème. — Es war nicht leicht, über «Peter Clausens revolutionäre Mutter» Klarheit zu schaffen. Kund und zu wissen denn, dass Peter Clausen ein vierjähriger Bengel ist und sich dabei schon zur wichtigsten der vielen «Persönlichkeiten», die die neue Gemeinschaft am Schlachtensee vereinigt, emporgeschwungen hat! Die revolutionäre Mutter aber ist — Margarete Beutler, die durch ihr im Inseratenteil aller Zeitschriften wiederkehrendes (klassisch veredeltes) Portrait bekannte Dichterin. Man vertraute mir neulich einen Vers von ihr an, der lauten soll:

Ich kniete vor dem Altarschrein,

Da stiess mich einer und sagte: Du Schwein!

Dann en passant und zum Schluss (ad «sensationslüstern»): man soll nicht mit seinen Tugenden protzen, selbst wenn man aus (spätem . .) Hass vor der Sensation den «Kampf» hat eingehen lassen. Ausserdem ist «sensationslüstern» eine polemische Phrase, mit der (aus Vornehmheit) paralytische Blätter um sich zu schlagen versuchen. Ausserdem ist es nicht unbedingt taktvoll zu nennen, wenn man die Redaktion, die man um Aufnahme eines Artikels angeht, im selben Artikel anrempelt.

R. Sch.

## Debenbei

**Otto Flakes** Erlebnis «der Geist des Bösen» aus der vorletzten Magazinumnummer ist viel missverstanden worden oder ganz unverständlich geblieben. Deshalb sei aus dem Brief eines medizinischen Fachgelehrten der Passus mitgeteilt: «Die Geschichte von Fl. ist ausgezeichnet. Ich stehe sicher über jedem Verdacht, Flakes Lob zu singen. Diese zwei Seiten sind jedoch so treu-richtig, dass ich annehme: er hat einen Teil davon wirklich geträumt. Das eine ergibt sich so famos aus dem andern — so richtig psychologisch, wie man von einem Traum als Vorgang auf physiologischer Grundlage reden kann — dass man das Ganze als Paradigma eines Traumes in seiner richtigen Entwicklung darstellen kann.» Für den Leser, der für seine («lyrische») Person mit der Geschichte nichts anzufangen weiss, ein Wink!, sie wird ihm dann immerhin «interessant» erscheinen. Uebrigens erinnere ich mich noch sehr genau, wie ich eines frühen Morgens auf Flakes Zimmer kam, ihn noch im Bette liegend fand und er mir diesen Traum erzählte. Es war kurze Zeit nachdem sich ein Freund von uns «unter merkwürdigen Umständen» erschossen hatte. \*\* Heft 7 des neuen Magazins: «**Frankreichs Ende**» auf Seite 195: «Stendhal wäre unter Napoleon Sergeant geworden, inmitten zukünftiger Landpfarrer wurde er Grossvikar. Die aufreizende Geste der Tat blieb in der Luft hängen . . .» Natürlich weiss ich, dass es Stendhal bis zum Adjutanten des Generals Michaud gebracht und dann später noch am russischen Feldzug als Attaché des grossen Generalstabs teilgenommen hat. Ich wollte nur seine Lebensstimmung ahnen lassen, in der er seine grossen Werke schrieb, und die für das nach-napoleonische Geschlecht bezeichnend ist. Stendhal hat nämlich diese Worte Julien, seinem Typ, in den Mund gelegt: «Unter Napoleon wäre ich . . .» Darum fuhr ich auch fort: «Die aufreizende Geste der Tat blieb in der Luft hängen.» \*\*

---

Unverlangte Manuskripte, denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt und bleiben 4 Wochen lang zur Verfügung des Einsenders. Manuskripte, deren Rücksendung innerhalb dieser Zeit nicht erfolgte, können nicht reklamiert werden. Kurze und schneidige Artikel, welcher Richtung sie auch immer seien, sind uns stets willkommen.

---

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, 1, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

# Die Prostitution in Paris

von

**Parent-Duchâdelet**

Hochinteressantes Werk Preis  
M. 4,75, für Nachnahme 25 Pf. mehr.  
Kataloge über interess. Bücher frei.

**G. Engel, Berlin 67,**  
Potsdamerstrasse.

Eine Broschüre, die alle Eltern und  
Erzieher im hohen Maasse interessieren  
dürfte, erschien soeben im Verlag der  
Frauen-Rundschau, Berlin und Leipzig:

## Prügelkinder

Pädagogische Verbrechen

von

**Adele Schreiber**

(Preis 30 Pf.)

erhältlich in allen Buchhandlungen. Wo  
der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende  
man sich an die Geschäftsstelle der Frauen-  
Rundschau, **Berlin SW, Tempelhofer  
Ufer 29, 1.**

In der zweiten  
Serie der **Kulturhistorischen Liebhaberbibliothek**  
sind als neueste Bände erschienen:

**C. M. Wieland** **Die Geschichte des Prinzen Biribinker**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Macchiavelli** **Mandragola**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Longus** **Hirtengeschichten von Daphnis und Chloe**  
Br. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—, in Leder Mk. 4.—.

**Voltaire** **Candide oder die beste der Welten**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

**Die Geschichte** **des Königs Apollonius von Tyrus**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

**Straparola** **Ergötzliche Nächte**  
Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, in Leder Mk. 5.—.

Diese Bände sind auch in Subskription und zwar auf die  
ganze Serie (10 Bände) zu beziehen, und es kostet dann jeder  
Band um die Hälfte weniger. Die ganze Serie enthält ausser den  
oben angeführten Bänden noch die im Erscheinen begriffenen:  
**Quevedo**, Geschichte und Leben des grossen Spitzbuben Paul von  
Segovia, **Giordano Bruno**, Die Vertreibung der triumphierenden  
Bestie, **Brantôme**, Memoiren und **Gebrüder Goncourt**, Tage-  
bücher. Diese ganze Serie kostet in Subskription (bei Abnahme  
aller 10 Bände) br. Mk. 15.—, geb. Mk. 20.—, in Leder Mk. 30.—.  
Ebensoviel kostete die 1. Serie, die folgende Bände enthielt, wo-  
von nur noch ganz wenige im Einzelverkauf zu haben sind:  
**Castiglione**, Frauenspiegel der Renaissance. **Firenzuola**, Ge-  
spräche über die Schönheit der Frauen. **Bandello**, Künstler-  
novellen. **Bibbiena**, Calandria. **Diderot**, Im Kloster. **Huysmans**,  
Da unten, 2 Bde. **Crébillon**, Das Sofa. **Apulejus**, Amor und  
Psyche. **Lemonnier**, Liebe im Menschen. Prosp. grat. u. franko  
vom **Magazin-Verlag Jacques Hegner** in Berlin SW. II.

Das neue

Heft  
**10**

73. Jahrg.

# Magazin



ft 10

Berlin, den 3. September 1904

He

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30

Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. II, Tempelhof

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam  
in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu  
Ende damit war und es hinlegte, sass ich alfer  
Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW.11.



**CAILLER** überall  
zu haben.



„Die echte“ Schweizer Milch-Chokolade.

Henry G. Fangel.



## Das neue Magazin

Heft 10

1904

- |  |                 |
|--|-----------------|
| <i>Die Rivalität zwischen Russland und Japan</i>             | Adolf Goetz     |
| <i>Japanischer Holschnitt</i>                                | • • •           |
| <i>Judentum und Christentum</i>                              | Dr. Max Messer  |
| <i>Parodien auf Peter Altenberg</i>                          | Wolff-Friedberg |
| <i>Literarische Schatzgräberei</i>                           | Paul Zschorlich |
| <i>Reinliche Geschäfte</i>                                   | Juvenal         |
| <i>Kritik und Pamphlet</i>                                   | Joh. Schlaf     |
| <i>Chronik:</i>  |                 |
| <i>Und er redete doch</i>                                    | Juvenal         |
| <i>Standesehre um jeden Preis</i>                            | Flaneur         |
| <i>Bierulk in Permanens</i>                                  | Juvenal         |
| <i>Der deutsche Student auf dem Hund</i>                     | Paul Enderling  |
| <i>Oeffentlicher Brief an Justizminister Dr. Schoenstedt</i> | Joh. Holzmann   |
-

Um die Sache kurz zu machen!



Infolge der Beliebtheit, welche

# Continental-Fahrräder

überall finden, hat unser Umsatz ein enormer.

Dadurch verringern sich naturgemäss die Betriebskosten, so dass wir nunmehr unsere erstklassigen Maschinen für genau

## die Hälfte des Originalpreises

abgeben. — Es ist somit jedem Gelegenheit geboten, ohne nennenswerte Geldausgaben ein erstklassiges, dauerhaftes, elegantes u. leichtlaufendes Rad zu erwerben.

Man verlange kostenlose Zusendung unseres Kataloges über Continental-Fahrräder und Zubehörteile, im besonderen auch über unsere berühmten Panzor-Pneumatics. Wir versenden: Pa. Mäntel M. 7.50, Pa. Schläuche mit Dunlop-Ventil M. 4.50 in all. gangbar. Grössen. — Nichtkonvenirende wird bereitwill. zurückgenomm. u. der bezahlte Betrag zurückerstattet, daher Risiko ausgeschlossen.

## Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau

Hamburg I.

## Das Grundbuch des modernen Kunstgewerbes

### Kunstgewerbliche

### Laienpredigten



A. C. C.

von

Prof. Henry van de Velde.

Preis broch. Mk. 3,50, geb. Mk. 5,—.

... ein gutes und bedeutendes Buch ... Darin bietet der grosse Neuerer im Extrakt soviel, dass Jahre dazu nötig sein werden, es in eine Verdünnung aufzulösen, die unseren heutigen Kunstgewerblern verdaulich sein wird.

Arthur Rössler im »Bücherfreund.«





# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

---

73. Jahrg.    Berlin, den 3. September 1904.    Heft 10.

---

## Die Rivalität zwischen Russland und Japan

Zur Entwicklungsgeschichte des Krieges

Als der Pfadfinder Russlands im Amur-Gebiet Newelski in grosszügiger Ausführung der Pläne Murawiew's auf dem Vorgebirge Knegda die russische Fahne aufpflanzte und den somit gegründeten Posten Nikolajewsk nannte, da erhob sich in Petersburg bei Bekanntwerdung dieser verwegenen Eigenmächtigkeit ein Sturm des Unwillens.

Die Furcht, durch diese «Occupation» in kriegerische Verwicklung mit den über Gebühr respektierten chinesischen Nachbarn zu kommen, eine Furcht, der sich selbst der stolze Nikolaus nicht ent schlagen konnte, diktierte der russischen Regierung die Zusammenberufung eines Komitees unter dem Grafen Nesselrode, der dann auch eine energische Bestrafung Newelskis, sowie Aufhebung des Postens Nikolajewsk beantragte.

Allein der lebhaften Fürsprache Murawiew's hatte es Newelski zu danken, dass der Kaiser dem Wunsche des Komitees nicht nachgab.

Damals schrieb Nikolaus auf den ihm über die ganze Affäre gemachten Bericht den eigenhändigen Vermerk: «Wo die russische Fahne einmal aufgepflanzt ist, da soll sie nicht wieder sinken.»

An dieses Wort, das seit jeher das stete Leitmotiv der russischen Aussenpolitik bildet, ist man versucht, jetzt mehr denn je zu denken.

Es verlohnt, hierbei den Entwicklungsgang der Rivalität Russlands und Japans rückwärts zu verfolgen. Man wird hieraus mit bündigster Sicherheit erkennen, dass der jetzige Krieg keineswegs, wie behauptet wurde, lediglich der Ungeschicklichkeit der russischen Diplomatie aufs Schuldkonto geschrieben werden darf. Auch um den «Reis», wie Harden meint, wird er nicht geführt. Er musste als vorläufiger Abschluss der historischen Geschehnisse kommen, und er wird ebenso wenig den Abschluss des Rivalitätsstreites zwischen Russland und Japan bilden, als frühere Plänkeleien, solange Russland nicht den Worten des Zaren Nikolaus wird gerecht geworden sein.

«Wo die russische Fahne einmal aufgepflanzt ist, da soll sie nicht wieder sinken.»

Das Verhältnis Russlands zu Japan zeigte niemals ein so deutlich geschlossenes, harmonisches Bild, als dass, wenigstens für absehbare Zeit, die Steine des Anstosses aus dem Wege geräumt erscheinen konnten.

Die ersten sicher verbürgten Berichte über das Zusammentreffen der Russen mit Japanern auf den Kurilen datieren vom Ende des XVII. Jahrhunderts her. Zwar weiss man von weit-ausschauenden Plänen Peters des Grossen bezüglich Erwerbungen japanischen Gebietes, oder mindestens zwecks Anknüpfung von Handelsbeziehungen, aber eine praktische Bedeutung erzielten diese Pläne niemals, obwohl in Petersburg zu diesem Zwecke selbst eine Schule der japanischen Sprache gegründet ward. Mit dem Tode Peters des Grossen schiefen auch die Uranfänge der versuchsweise angebahnten Beziehungen ein, ohne während einer langen Zeitperiode auch nur wieder zu erwachen. Katharina hatte andere, interne Sorgen, so dass in Russland der politische Begriff Japan aus dem Bereich aller Erwägungen vollständig eliminiert erscheinen konnte. Dieser Zustand währte bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1804\*) sandte die russische Regierung ihren Bevollmächtigten Rjesanow nach Japan zwecks Abschlusses eines Handelsvertrages. Die japanischen Machthaber zeigten aber diesem Liebeswerben Russlands gegenüber ein so mangelndes Verständnis, dass Rjesanows Mission glatt in allen Punkten scheiterte. Aus der hieraus resultierenden Erbitterung Rjesanows entwickelte sich ein Putsch auf der Insel Sachalin, woselbst sich bereits japanische Handelsfaktoreien befanden, was andererseits wiederum zur Gefangennahme eines russischen Offiziers, der Gewalttätigkeiten gegen die Faktoreien beging, seitens der japanischen Regierung führte. Wohl oder übel musste sich Russland nun dazu verstehen, Rjesanows Handeln vollkommener zu desavouieren, und auf Sachalin schweren Herzens Verzicht zu leisten. Irgend welche Zweifel, dass Rjesanow im Einverständnis mit der russischen Regierung handelte, kann es für einen Kenner russischer Praktiker kaum

\*) S. Thilo v. Trotha, Russland am Stillen Ozean.

geben. Dieser missglückte Versuch, zwischen Russland und Japan wirtschaftliche, politische Beziehungen anzuknüpfen, schlug also nicht nur fehl, sondern er unterband auch jegliche Annäherung der beiden Staaten auf lange Zeit hinaus. Erst fünfzig Jahre später gab die eingangs dieser Arbeit erwähnte unter Murawiew in Fluss gebrachte Aufrollung der Amurfrage erst wieder Russland Gelegenheit, Japan ein Zeichen seiner «Liebe» zu erweisen. Im Jahre 1853 legte Russland auf Sachalin zwei kleine Militärposten an, und zwar lag der erste zu Due im nordwestlichen Teil und der zweite in Aniwa, dem südlichen, von Japan besetzten Teil der Insel. Sofort war natürlich wieder eine Reibungsfläche gegeben, die schon damals schwierigere Komplikationen herbeigeführt hätte, wenn nicht Admiral Putiatin, das Gefährliche der Lage erkennend, den Posten in Aniwa aufgehoben und den Russen das Betreten des japanischen Teils der Insel verboten hätte. Hierdurch wurde wieder ein erträgliches Verhältnis geschaffen, das in kleinen Liebeshwürdigkeiten und freundlichem Entgegenkommen seinen unverbindlichen Ausdruck erhielt. Russland nutzte jedoch die einmal gewonnene günstige Konjunktur sofort weidlich aus. Der Rjesanow missglückte Plan einer Handelsverbindung wurde erneut aufgenommen und führte 1855 zur Perfektionierung desselben. Zwischen Russland und Japan bestand nun der erste Handelsvertrag, der als wesentlichste Errungenschaft das Recht für Russland brachte — «Sachalin gemeinsam mit den Japanern zu besetzen». Russland liess es nun bei diesem Verträge bewenden und verhielt sich offiziell relativ neutral, als Japan mit verschiedenen Grossmächten bezüglich der von diesen gestellten Forderungen in Konflikt geriet. Es war ja damals die Zeit, in der sich die Begehrlichkeiten nach japanischen Gebieten unter der Führung Englands in beängstigender Weise mehrten. Der Zeitperiode in den 60er Jahren, in welcher sich die grossen innern Umwälzungen vollzogen, sah Russland passiv zu. Einesteils gewann Russland sich dadurch japanische Sympathien, andererseits büsste es aber sein Prestige ein, um so mehr als die verwickelten Verhältnisse Polens ihm mehr als erwünscht zu schaffen machten. Im Laufe der Jahre führte jedoch der 1855 geschlossene Vertrag bezüglich der gemeinsamen Besetzung Sachalins erneute Misslichkeiten herbei. Es bleibt überhaupt verwunderlich, wie es möglich war, einen derartig dehnbaren Vertrag mehrere Jahre hindurch zu «erfüllen», ohne nicht ernste Zwischenfälle herbeizuführen. Die ungeteilte Herrschaft Russlands und Japans trug den Keim des Streites in sich. Wenn dieses auch von beiden Seiten gefühlt, aber wegen der näherliegenden Schwierigkeiten, die beide Länder im Innern heimsuchte, nicht zur Regelung kommen konnte, so musste doch bei der ersten Gelegenheit auf geregelte Abhilfe gesonnen werden. Dieses Mal war Japan derjenige Teil, der die Hand zur Schliessung

der entstandenen Streitigkeiten zu bieten bereit war. Es beging den taktischen Fehler, 1865 eine japanische Gesandtschaft nach Petersburg zu senden, um hier mit der Regierung eine Erledigung durch präzise Festlegung der ungenau stipulierten Bedingungen von 1855 herbeizuführen. Im eignen Hause konnte Russland jetzt, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, sich auf die Hinterbeine stellen, denn nach Lage der Dinge bot der geschlossene Vertrag von 1855 nur ihm allein Vorteilmöglichkeiten. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, man hoffte Japan mübe zu machen, was sich auch als nicht trügerisch erwies. Erst am 30. März (am 18. r. St.) 1867 einigte man sich zu einer Konvention, die das bereits geschlossene Uebereinkommen an Ungenauigkeit noch übertraf. Russland hatte einen bemerkenswerten Erfolg errungen, als es in der Konvention bestimmen lassen konnte: «Russen und Japaner haben das Recht, zu gleichen Teilen die auf der ganzen Insel noch nicht förmlich in Besitz genommenen Punkte zu besetzen.» Jetzt kam es nur auf die Schnelligkeit des Vordringens an, um dem Gegner das Wasser von der Mühle wegzufangen. Denn der Begriff «förmlich» bot in jedem Falle die Möglichkeit, nach Gutdünken zu annektieren, wenn man es nachträglich nur verstand, mit Hilfe dialektischer Künste das Recht auf seine Seite zu zaubern. Russland occupierte denn auch im Siegeseilschritt den südlichen Teil Sachalins, während Japan jeden momentan von Russen entblösten Teil der nördlichen Hälfte «förmlich» in Besitz nahm. Obzwar die absolute Unhaltbarkeit dieses Zustandes beiden Ländern vollkommen klar war, dauerte es doch bis zum Jahre 1875, ehe ein wiederum erneuter, definitiver Vertrag den Wirrnissen ein Ende bereitete. Russland hatte seine Position inzwischen derart befestigt, dass es zu einem grossen Coup ausholen konnte. In den von ihm besetzten Teilen wurden reiche Steinkohlenlager entdeckt, was nicht wenig dazu beitrug, das Verlangen Russlands nach dem unantastbaren Besitz Sachalins zu steigern. Am 7. Mai (25. April r. St.) 1875 wurde durch Vertrag folgender Tausch vollzogen: «Japan tritt ganz Sachalin vollkommen an Russland ab, während dieses wiederum die Kurilen, unter völliger Aufgabe seiner Besitzrechte Japan überliess.» Damit war wieder einmal ein gefährlicher Stein aus dem Wege geräumt, und es schien, als sollte sich nunmehr zwischen den beiden Ländern ein erträgliches, wenn nicht gar freundschaftliches Verhältnis herausbilden. Russland hatte seine Wünsche in vollstem Masse in Erfüllung gehen sehen, es hatte sich eine vorzügliche maritime strategische, sowie auch handelswirtschaftliche Station errungen, von der aus der Blick nach einiger Ruhe ungehemmt weiter spähen durfte. So hätten sich die Beziehungen beider Staaten mutmasslich in günstigster Weise — für Russland — entwickeln können — wenn nicht die koreanische und die grosse chinesische Frage dafür gesorgt hätten, dass die Wirren endlos sich ausdehnten.

Russland glaubte seinerseits der japanischen Beziehungen sicher genug sein zu können, um auf dessen Bundesgenossenschaft in einem sich vorbereitenden Konflikt mit China rechnen zu können. Die traditionelle Gegnerschaft Japans gegen China war ein Hauptfaktor in dieser Kombination, bei der die Ueberschätzung der chinesischen Macht seitens Russland heut ein grosses Erstaunen hervorruft. Zwar fehlte es nicht an Stimmen in Russland, welche die Situation sehr richtig erkannten und Japan als den gefährlicheren Gegner Russlands einschätzten. Doch ihre Stimme wurde entweder überhaupt nicht gehört, oder nicht genügend beachtet. Im offiziellen Russland rechnete man mit grosser Sicherheit auf die Unterstützung Japans zur Erlangung Koreas, das für Russland einen ganz ausserordentlichen Wert besitzt. Einesteils sind es die zwei eisfreien Häfen Port Schestakow und Port Lazarew an der Ostküste Koreas, anderntheils würde das gute Klima und die fleissige, fast 10 Millionen betragende Bevölkerung des fruchtbaren Landes einen Zuwachs für Russland bedeuten, um den sich's zu kämpfen schon lohnte. Japan hatte aber bereits seit undenklicher Zeit Korea ins Reich seiner Wünsche gezogen, um so mehr, als glücklich geführte Kriege der Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert Korea Japan gegenüber gewissermassen in Vasallenstellung brachte. Russland musste nun zu seinem Erstaunen wahrnehmen, wie planvoll Japan nach Ueberwältigung der inneren und äusseren Unruhen und Misshelligkeiten daran ging, Korea sich anzugliedern. Allerdings erzielte es diese Angliederung im wesentlichen auf friedlichen Wegen, wenn man diesen Frieden mit anderen als europäischen Augen betrachtet. Kleine Gewaltthaten, die in den Kulturländern Europas ernste diplomatische Bewegungen hervorrufen würden, beeinträchtigten die friedliche Gesinnung Koreas nicht. Den klügsten Schritt beging Japan durch Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas, was das stete Anwachsen des japanischen Einflusses in Korea nicht hinderte. Die russische Geduld solchem Geschehnis gegenüber hielt nicht lange vor. Was Japan vermochte, glaubte Russland jederzeit auch erreichen zu können. Es reklamierte ebenfalls Korea als seinen Vasallenstaat und begann mit überlegener Sicherheit in Korea selbst den japanischen Einfluss zu unterminieren. Rechtzeitig inspirierte Verschwörungen und Aufstände, bei denen es auf einige Tote mehr oder weniger nicht ankam, waren russische Mittel, die es für solche Zwecke stets in seinem Arsenal politischer Künste in Bereitschaft hält. Japan liess sich trotzdem nicht einschüchtern und befestigte nur um so sicherer sein Besitztum in Korea, ein Beginnen, dem China nicht entgegenzutreten wagte, da es auf eine spätere Abrechnung wartete. Das Jahr 1894 sollte sie bringen — und man kennt ja die niederschmetternden Niederlagen für China. Thilo von Trotha, dessen grosse Kenntnis der Verhältnisse in einem Schriftchen «Russland am stillen

Ozean\*) niedergelegt ist, äussert sich zu den Erfolgen Japans im Jahre 1894 folgendermassen:

«Seine grössten Erfolge voll auszunutzen, war Japan nicht vergönnt. Die gewaltige Leistungsfähigkeit Japans einerseits, die klägliche Ohnmacht Chinas auf militärischem Gebiete andererseits, schienen in den Anschauungen der russischen Politik eine völlige Wandlung hervorgerufen zu haben; diejenige Strömung, welche schon früher Japan als den wirklich gefährlichen Rivalen Russlands im Osten bezeichnete, schien durch die zu Tage getretene Tatsache gerechtfertigt, und der früher gehegte Gedanke, im Einverständnis mit Japan in den Besitz Koreas zu gelangen, musste von Russland endgiltig aufgegeben werden.»

Japan musste sich fügen, als es sich durch Russland, das plötzlich sein Herz für China entdeckte, in der Ausnutzung seiner grossen Siege verhindert sah. Der soeben beendigte hartnäckige Krieg musste den Gedanken auf Rechte Russland gegenüber von selbst verbieten, aber der Zündstoff wurde damals nur vorsichtig zugedeckt und nicht fortgeräumt. Auch Russland fühlte sich zum Warten verurteilt. Die sibirische Bahn durfte unter keinen Umständen im Bau gefährdet werden, also hiess es auch hier geduldig den Zeitpunkt herankommen lassen, in dem ein Messen der Kräfte die Entscheidung bringen würde.

England wurde stets von beiden «Kontrahenten», Russland und Japan, ins Bereich der «Mitarbeiterschaft» an dem Ringkampf gezogen. Nach welcher Seite es sich neigen würde, ob es aktiv handelnd oder nur passiv neutral (?) zuschauen würde, diese Frage ist selbst heut, nachdem der Kampf seit Monaten tobt, noch nicht definitiv zu beantworten. Verträge binden es mit beiden Parteien. Doch was sind England Verträge, wenn Vorteile winken? Und auch Russland wird nicht gerade in Bezug auf Vertragstreue über jeden Zweifel erhaben zu werten sein.

Der augenblickliche Stand des Krieges ist, soweit man einen Ueberblick gewinnen kann, entschieden in für Russland ungünstigem Stadium. Diese Tatsache aber schliesst solange in sich den Zündstoff zu neuen Reibungen, als nicht Russland, gleichgiltig wann es geschähe, im Osten seine Fahnen definitiv wird errichtet haben können. Wann dies geschehn könnte, ob nach einer Umwälzung im Innern des russischen Riesenleibes — das zu sagen ist wohl niemand Prophet genug.

Die historische Entwicklung der Rivalität zwischen den beiden kriegführenden Reichen verlangt mit Naturnotwendigkeit das entscheidende Unterliegen eines Beteiligten. Nebeneinander werden sie erst dann ruhig leben können, wenn das Gefühl der Ohnmacht auf einer Seite noch stärker sein wird, als der Schmerz über alte oder neue Verluste. Adolf Goetz.

\*) Berlin 1896, Militär-Verlag R. Felix.

大日坊改天日坊



正  
久  
一  
皇  
國  
共  
興

清水屋

Japanischer Holzschnitt.

# Judentum und Christentum

Ev. Joh. XVIII: . . . «Da führten sie Jesum vor das Richt-  
haus. Pilatus hörte sie an und sprach: Wessen beschuldigt ihr  
diesen Menschen? Sie antworteten: Dieser Mensch ist ein Uebel-  
täter, darum brachten wir ihn zu dir . . . Pilatus befahl, Jesum  
zu ihm zu bringen und fragte ihn: Bist du der Juden König? . .  
Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre  
mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen,  
dass ich den Juden nicht überantwortet würde . . . Da sprach  
Pilatus: So bist du dennoch ein König. Jesus antwortete: Ich  
bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahr-  
heit offenbare. Jeder, der durch die Wahrheit lebt, ist König.  
Spricht Pilatus zu ihm: Wahrheit? Ja, was ist Wahrheit?!  
und ging hinaus zu den Juden und sagte zu ihnen: Ich finde  
keine Schuld an diesem Mann. Ihr habt die Gewohnheit, dass  
ich euch Einen zu Ostern freigebe. Ich möchte euch den Jesus  
freigeben. Die Juden aber schriehen allesamt: Nicht Jesum,  
sondern den Barrabas! — Barrabas aber war ein Mörder.» —

Diese heilige Szene ist das tiefste Symbol der innern  
Menschheitsgeschichte und zugleich ihre tragischste Szene: das  
Prinzip des Guten, Selbstlosen, von dem Prinzip des Selbst-  
süchtigen vor den Richterstuhl des «Jenseits von Gut und Böse»  
geschleppt! Materialismus: die Pharisäer, Skeptizismus: Pilatus,  
Idealismus: Christentum, die drei geistigen Sonnensysteme der  
vergangenen Zeit stossen hier aneinander. In Zukunft aber  
werden der Materialismus und der Skeptizismus nur als methodische  
Hilfsmittel von Wert sein, wie blasse Monde werden sie auf die  
Zentralsonne des Idealismus weisen.

Als Pilatus Jesus dem Tode übergab, schritt die ewige  
Vergangenheit der Menschen vor ihrer ewigen Zukunft ver-  
ständnislos vorbei. Pontius Pilatus stand auf der Spitze der  
römisch-griechischen Kultur. Er war ein vollkommener Typus  
der skeptischen Dekadence seiner Zeit. Er gehörte zu jenen  
Menschen, deren seelische Impotenz ihren Ausgleich in einer un-  
erhörten Entwicklung des Verstandes fand, so dass er vom  
Herzen der Natur getrennt, von der Allseele — deren Verkünder  
Christus war — losgeschnitten, unfähig werden musste jeder Be-



geisterung, jeden Glaubens und jeder Hoffnung. In vollkommener Apathie und Blasiertheit, die er für die letzte Weisheit halten musste, innerlich verfaulend und schwerkrank, unfähig des Hasses und der Liebe, nichts aus der Intuition der Seele, sondern alles aus der äussern Logik des Verstandes beurteilend, konnte er den erhabenen Worten Christi nur den vollkommenen Ausdruck seiner Welt antworten, nämlich: Was ist Wahrheit? — die Negation des skeptischen Verstandes gegenüber der Sicherheit göttlicher Intuition! Pilatus hielt Christus für einen kindischen Narren, den man laufen lassen konnte. Diesem Skeptiker Pilatus, der im Innersten nichts als ein Verbrechen betrachtete, der von dem Prinzip ausging: Alles ist gleichwertig gut oder schlecht, vernünftig oder dumm, Ja oder Nein, Herrschen oder Dienen — diesem vollkommenen Zweifler erschien Christus weder als beachtenswert noch als strafwürdig. Er konnte ihn nicht verstehen, aber er hasste ihn nicht. Er sah auf ihn herab, mitleidig überlegen wie auf ein stammelndes Kind. Die Pharisäer aber hassten Jesus, weil sie fühlten, dass er ihr Gegensatz war, etwas das von ihrem Wesen so abstach wie Licht von Finsternis und so unvereinbar war. Sie hassten ihn, weil seine Existenz ihre Vernichtung bedeutete und ihre Vernichtung seine Existenz! Sie hassten ihn, weil sie vorausahnten, dass es zwischen ihrem und seinem Wesen keine Versöhnung, keinen Ausgleich gäbe, dass sie im Widerstand durch kommende Jahrtausende verharren mussten. Sie spürten ihr künftiges Ahasver-Los in sich. Nach der Forderung Christi hätten sie ihre Natur umstülpen müssen. Das vermochten sie nicht, darum hassten sie Christus. Christus lehrte die absolute Freiheit. Nur dem eingeborenen Geiste, welcher ist der Wille Gott-Vaters, des Schöpfers, dürfe der Mensch gehorchen; dann gehorcht er in Wahrheit sich selbst, wenn er seiner Seele folgt. Nicht Staat, nicht Kirche, nicht Dogma darf den Menschen fesseln, nur seinem Geiste, der ein Teil des Allgeistes ist, folge er demütig! Aber das Prinzip des jüdischen Gesetzes war das Prinzip des starren Dogmatismus.

Nur selten befindet sich in der jüdischen Glaubenslehre ein intuitiver Befehl, wie es alle Lehren Christi sind. Die jüdischen Gesetze sind vom Verstande begründet. In vielen Gesetzen ist der Vorteil nachgewiesen, den ihre Befolgung ergeben wird. Gott Jehovah hat einen Pakt mit dem Volke geschlossen. So viel gibt Gott, so viel geben die Juden. Als ein persönliches Vertrauens- und Vertragsverhältnis erschien ihnen ihr Pakt mit Gott. Darum fühlten sie sich als die «Auserwählten» unter den Völkern. Gottes Segen machte ihnen den Egoismus ihrer Natur berechtigt. — Da kam der Jude Jesus, die lebend gewordene Verneinung

des Judentums. Nur ein Jude konnte der erste, der einzige Christ sein. Nur aus der Ueberwindung seiner Selbst entsteht die Entwicklung, der Fortschritt zum Höheren. Der Stein überwand sich zur Pflanze, die Pflanze zum Tier, das Tier zum Menschen, der Jude zum Christen. Christus konnte nicht Römern oder Griechen entstammen. Aus dem zähesten Volke der Selbstsucht spross der göttliche Lehrer der Selbstlosigkeit, so wie seine Vorläufer und Vorausverkünder, die Propheten, diesem Volke entsprossen waren. Christus, der Entdecker der Allseele, der Entdecker des überpersönlichen Gottes, der die Menschen lehrte: Teile der Allseele seid ihr alle und darum müsst ihr euch wie Brüder lieben, Christus der Verkünder der Allliebe und der Allfreiheit, der die Niedrigen erhöhte und die Hohen erniedrigte, Christus, der alle Schranken des Dogmas und der Gesetze von sich warf und der Stimme Gottes allein, d. h. der Allseele gehorchte, Christus! — entstand aus dem Volke der Juden, des hochmütigsten, starrsten, konservativsten Volkes!

Die Essenz des Judentumes heisst: Wille zur Macht, Individualismus, Loslösung von der allen Menschen gemeinschaftlichen Natur und Allseele zu eignem, individuellstem Leben. Jeder Jude, in dem diese Triebe ersterben, überwindet sich selbst und wird Christ. Aber wie Ahasver Jesus Christus die Tür wies, so wies das Judentum der Ueberwindung seiner selbst, dem Aufgehn in das All, der Entnationalisierung die Tür. Und darum wandert es seit 2000 Jahren auf der Erde zerstreut, unerlöst. Es hat nicht den Willen zum Untergang, aus dem allein neues Leben blüht. Zäh an sich hängend, wie es sich einst gegen den Feind im eignen Innern wehrte, wehrt es sich heute noch gegen die Feinde, die es von allen Seiten umdrängen. Seine zähesten und verbohrtesten Anhänger, die nicht merken, dass die wahrhafte, d. h. innerliche Verchristlichung der Welt herannaht, haben den widernatürlichen Plan ausgeheckt, in das alte Stamm-land heimzukehren, um dort kampflos in unversöhntem Widerstand gegen den christlichen Geist das Leben des sterbenden Volkes zu verlängern. In diesen Menschen haust die Seele des Kaiphas und derer, die da schrieten: «Nicht Jesum, sondern den Barrabas!» Aber sie werden den Untergang, d. h. die endliche Erlösung des Judentums nicht aufhalten . . .

Wenn Pilatus jetzt nach 2000 Jahren die Augen öffnete und in unsre heutige Welt schau könnte, vielleicht würde Staunen die skeptische Formel: Was ist Wahrheit? erdrücken. Nachdem Christus durch die christliche Kirche, die gegen seinen Geist und Willen eine Herrschaft Christi in dieser Welt errichtet hat, ein König geworden, vor dem alle Könige sich beugten,

bereitet sich jetzt erst eine Welt reinen, wahrhaften Christentums vor. Die Lügen seiner alten Apostel werden durch die Wahrheit seiner neuen Apostel vernichtet. Das Christentum, das durch 2000 Jahre der Menge «nur ein Aberglaube, ein Gemisch von Hohem und Niederm war», wird nachgewiesen «als die allerstrengste, reinste und ganzeste metaphysische und ethische Lehre, über die hinaus der menschliche Geist sich bis heute nicht erhoben hat, und in deren Kreise sich, ohne sich dessen bewusst zu werden, alle höchste, menschliche Tätigkeit bewegt, sei sie nun eine politische, wissenschaftliche, poetische oder philosophische».

Leo Tolstoi, von dem diese Worte herrühren, und seine Anhänger weisen durch ihr Leben nach, dass sie wahre Versther und Anhänger Christi seien. Sie zeugen von der Wiedergeburt des Christentums. Die Bewegung der Neuchristen, die nur nach der Lehre Christi lebend, jeden Zwang des Staates, der Kirche, der Familie und der Dogmen verachtend, in bedürfnisloser Freiheit leben, breitet sich als die Morgenröte kommender Zeiten über unser von Irrlehren zerfleischtes Jahrhundert.

Der christliche und der jüdische Geist, der Geist der Selbstlosigkeit und der Selbstsucht, kämpfen nach 2000 Jahren einen neuen, letzten Kampf. In einigen Jahrhunderten wird das Judentum nur mehr ein Anachronismus sein. Die Menschheit wird das Judentum bald überwunden haben. Man merkt im jüdischen Körpertypus die Vergreisung. Nichts Ergreifenderes als der Ahasver-Blick in den Augen jüdischer Kinder! Und doch zählen Juden von Geburt wieder zu den wahren Aposteln der Wiedergeburt Christi, nach dem Gesetz des Gegensatzes, das Christum selbst aus Juden schuf. Es ist kein Kampf der Rassen, sondern des Geistes, ein Kampf der Lebensprinzipie wie vor 2000 Jahren. Der Uebergang des Judentums zum Christentum gehört zu den tiefsten Problemen der Menschheit! Von ihm allein war die Seele Richard Wagners bewegt, der als Künstler so hoch über allen Künstlern steht, wie Christus über den Menschen. Die Erlösung des jüdischen Geistes (Kundry) von sich selbst, die nur im liebenden Untergehn erfolgen kann, ist der Inhalt des «Parsifal». Aber es war schon die geheime Idee seiner frühern Werke, vor allem der Tetralogie! Diese Ansicht sei hier ausgeführt zur Beschämung jener seichten «Wagnerianer», die aus dem Nibelungenwerk Wagners Wotankultus und Befreiung vom Christentum zu finden vermeinen. Wotan ist wie Jehova das Symbol des Willens zur Macht, der Gott der Rache und Selbstsucht. Wie Jehovah bindet er seine Macht an Verträge und Bündnisse:

«In eigner Fessel  
 fing ich mich: —  
 ich Unfreiester Aller! . . .  
 Als junger Liebe  
 Lust mir verblich,  
 verlangte nach Macht mein Mut:  
 von jäher Wünsche  
 Wüten gejagt,  
 gewann ich mir die Welt,  
 Unwissend trugvoll  
 übt ich Untreue,  
 band durch Verträge,  
 was Unheil barg . . .  
 Der durch Verträge ich Herr,  
 den Verträgen bin ich nun Knecht!  
 Nur einer dürfte, was ich nicht darf  
 Ein Held, dem helfend nie ich mich neigte,  
 Der fremd dem Gotte, frei seiner Gunst;  
 Unbewusst ohne Geheiss, aus eigner Not,  
 Mit der eignen Wehr, schüfe die Tat,  
 Die ich scheuen muss, die nie mein Rat  
 Ihm riet, wünscht sie auch einzig mein Wunsch!»

Wotan-Jehovah, d. h. der unfreie, fürchtende, gefesselte Geist der Machtgier und Selbstsucht, wird befreit und vom Throne gestürzt von Siegfried-Christus, dem Freien, Unbewussten, Furchtlosen, Liebenden, dem die Macht des Ringes nichts gilt, der weder Herrschaft begehrt, noch den Tod fürchtet. Siegfried-Christus stirbt vom Prinzip des Selbstsüchtigen Judas-Hagen gemordet, von Hagen, jenem Stamme angehörend, den Wotan vergeblich durch Bund und Belohnung zähmen wollte. Der Götter Dämmerung bricht heran. Denn Wotan hat in letzter, weisester Erkenntnis seinen Untergang selbst herangefleht, um sich dadurch zu erlösen, dass er dem Grössern, Reinern, Bessern, Selbstlosen die Welt überlässt. Wotan und Siegfried sind die Personifikation der alten und der neuen Welt. Aus sich selbst heraus, sich selbst überwindend schuf die alte Welt die neue, schuf der jüdisch-heidnische Geist den christlichen. Das körperliche Symbol für diese Selbstüberwindung in dem Kunstwerk Wagners ist Brünnhilde, die aus Wotan entstammend als «seines Willens blind wählende Kür», seine «Wunsches-Maid», Wotans geheimsten Willen: den Willen der Selbstüberwindung verkörpert und sich Siegfried, dem neuen Gott, dem Gott der Liebe und des unbewussten Lebens, liebend vermählt. Nach dem Opfertode Siegfried-Christus und dem freiwillig-selbstlosen Untergang der alten Götter, bricht die neue Zeit heran, wo nicht Macht und Vertrag, Selbstsucht und Betrug herrschen, die

in sich den Keim des Todes tragen, sondern Liebe und Freiheit durch Selbstlosigkeit! So ruft Brünnhilde am Scheiterhaufen Siegfrieds, wie ein Apostel Christi aus:

«Verging wie ein Hauch der Götter Geschlecht,  
Lass ohne Walter die Welt ich zurück,  
Meines heiligsten Wissens Hort weis ich der Welt nun zu:  
Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht,  
Nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk,  
Nicht trüber Verträge trügender Bund,  
Noch heuchelnder Sitte hartes Gesetz,  
Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein!» . . .

Was Richard Wagner, dessen künstlerische und philosophische Werke das zweite Evangelium der modernen Menschen sind, aus denen sie immer schöpfen werden und die sie kaum auszuschöpfen vermögen, über den Juden Börne sagte, das sei dem ganzen Judentume zugerufen: «Aus seiner Sonderstellung als Jude trat er Erlösung suchend unter uns: er fand sie nicht. Er musste sich bewusst werden, dass er sie nur mit auch unsrer Erlösung zu wahrhaften Menschen (d. h. Christen) finden werde. Gemeinschaftlich mit uns Mensch werden, heisst aber für den Juden zu allernächst so viel, als aufhören Jude zu sein. Börne hatte dies erfüllt. Aber gerade Börne lehrt auch, wie diese Erlösung nicht im Behagen und gleichgiltig kalter Bequemlichkeit erreicht werden könne, sondern dass sie wie uns Schweiss, Not, Aengste und Fülle des Leidens und Schmerzes kostet. Nehmt rücksichtslos an diesem durch Selbstvernichtung wiedergebärenden Erlösungswerke teil, so sind wir einig und ununterschieden! Aber bedenkt, dass nur Eines eure Erlösung sein kann, die Erlösung Ahasvers, der Untergang!» Dr. Max Messer.



# Parodien auf Peter Altenberg

## Griechenland.

Die Malerin mit dem asketischen Mönchsgesicht und der feuerflammenden Walfschürze zog das schlanke Kind aus und legte einen Shawl um seine Hüften. «Ja warum denn, liebe Mary», sagte das Kind, warf den Shawl weg und tollte im Alestier.

Da kniete P. A. nieder und küßte die rostigen Fußspitzen der zwölfjährigen Schwanzhild, und er jubelte unter Tränen: «Griechin Anzerhörte, Angebrohne, Schöne, Wahre! — —»

Aud Mary zeichnete das nackte rostige Kind gegen eine grünspan-schimmernde Wand gelehnt.

P. A. aber küßte:

«Jetzt bin ich in der Kirche».

## Der gemeine Mann.

«In mir lebt das Blut meines spanischen Argrohvaters», klagte die siebzehnjährige Jorinde! «Der schlug einstens sechs werbende Ritter tot, und nahm eine siebzehnjährige Jorinde, meine Trahnfrau, zu sich!»

P. A. fragte: «Auch dennoch lieben Sie jenen jungen Mann, dessen Gruß Sie erblicken machte?»

«Ja, dennoch» hauchte Jorinde;

«Er ader, den ich mit meinem spanischen Blute liebe, er schlägt niemanden tot! Aber er nimmt mehr denn sechs mal sechs Mädchen zu sich. Und in drei Jahren will er dann mich, «die Einzig Geliebte» heiraten!» —

«Pfui!» sagte P. A., und er küßte Jorinde, deren Haut wie eine vom Frührot betaute Haselnuß war.

Ihre meergrauen Augen umschlangen den Ferstehenden. Aud belde weinten über den gemeinen Mann.

## Die Unwürdige.

Die schöne Mutter sah in ihrem lavendelblauen Organtykleid am Strande und las.

Zimmer nur Dehmel, Hofmannsthal, Stefan George und Peter Altenberg. Aud manchmal zitterte ein roter Ebereschbüschel auf ihrem riesengroßen wiegenden sandfarbnen Sute. Sie verstand ihre Kinder nicht. —

Doch P. A. kam zu den Kindern und spielte mit ihnen, da wurde er unendlich dankbar und ihn jammerte der Lavendelblauen. Von Toky, dem kleinen Jungen wußte er, daß das Meer wundervoll aussteht, wenn man auf dem Kopse steht und drüber schaut. Aud von der süßen Maud lernte er zart in Wellenlinien küssen, im Takte noch

dazu, und wie die kleinsten Seeesterne in der Sonne auf die Wange gelegt, sich wie Sammt anföhlen . . . .

— Und die Lavendelblaue sah Tag für Tag und las immer: Dehmel, Hofmannsthal, Stefan George und Peter Altenberg.

F. A. nannte sie: «Sünderin, Verlorne und eine Anwürdige».

## Kein Weib mehr.

F. A. sprach mit einer sehr begabten Dichterin.

«Sie sind kein Weib mehr,» klagte er. «Sie können keinem Manne mehr das Anaussprechbare sein, das ihm das Kind und das echte Weib ist!»

«Weshalb?» fragte die sehr Begabte! «Sie haben die unbewußte hilflose Poesie, die in Euren Seelen weht, die um Eure schönen Glieder fliehet und die nach uns, dem Manne, um Erlösung schreit, — starr werden lassen! Ausgesprochen!! Al! das ewig Ziehende zum beharren gebracht!!! Es ist nichts mehr in Bewegung und in jener rührenden Sehnsucht. Sie haben «gesagt» was nur ~~W~~ sagen dürfen, was nur wir an Euch und durch Euch erleben können!»

«O», sagte die sehr begabte Dichterin und wurde ganz bleich.

## Natur.

F. A. war in einer Konditorei. «Warum sind Sie hier?» fragte er ein blaß-rothhaariges Mädchen. «Ich lese so gerne die Fliegenden» sagte diese verlegen und bemühte sich, möglichst uninteressiert ihr Stück Torté [vanille crème] zu essen.

«Perlogene, Häßliche» dachte F. A. — Eine kleine helle, ganz helle Blondine lachte als Antwort: «Weil ich so gerne Schlagsahne esse», kam ich.

«Bundervolles, unaufgewachtes Mädel» empfand F. A.

An einem sechszehnjährigen Jüngling, der unruhig wartend Kaffee trank, ging er vorüber.

Der Junge schien zu leiden. Das respektierte F. A.

Dann kam die Schwarze, die das Köpschen trug, als habe sie eine Krone auf.

Die antwortete ihm einfach: «Das geht Sie garnichts an!»

Sodann setzte sie sich zu dem Jungen, der gewartet hatte und der nicht mehr zu leiden schien, und sagte: «Du darfst aber nur versuchen, ich kann das allein essen; ich habe zwei Tigerschnecken, vier Aegerküsse, zwei Luccaangen, ein Stück Prinzregententorte und Schlagsahne bestellt!»

F. A. segnete sie stumm. Sie war ihm Mutter Erde. Sie war die Natur voll Liebe zu sich und Abweisung aller Fremdelemente und voll von lauter Gesundheit.

F. A. fühlte sich wie gesund gebadet. —

J. Wollf-Friedberg.

## Literarische Schatzgräberei

Zolas Einfluss ist noch immer stark in Deutschland. Seiner Schüler Zahl unter den deutschen Schriftstellern ist trotz der wiederholten und energischen Proteste gegen die künstlerische Berechtigung des Naturalismus gewachsen. Daneben freilich streben vielartige modifizierte oder entgegengesetzte Bestrebungen nach Anerkennung. Aus dem gärenden Ringen kann und wird hoffentlich noch einmal eine markante dichterische Potenz herauswachsen, die, mit allen Einflüssen (auch den ausländischen) einer Uebergangszeit gesättigt, Kraft und Eigenheit genug zeigt, Erlerntes nur als Material für ein Schaffen zu verwenden, das kraft seiner Genialität über den anderen thront, wenngleich es ohne diese anderen zu herrschen nicht im stande wäre. Nach Schiller und Goethe konnte nur eine Periode der Erschlaffung oder eine solche erneuter Anspannung kommen. In der letzteren scheinen wir uns zu befinden. Es bedarf aber naturgemäss einiger Zeit, bis wieder ein Gewaltiger erscheint. Bis dahin spenden uns zahlreiche Talente wie Glühlampen freundliches Licht. Die eine grosse Bogenlampe, die alles andere Licht überflüssig machen wird, leuchtet noch nicht. Wir haben also ein Recht, uns inzwischen der kleinen Lichter zu erfreuen. Ja, wir sind auf sie angewiesen. Eine eigenartige Stellung unter denen, die links und rechts vom Hauptwege leuchten, nimmt Paul Ernst ein. Es ist ein eigentümlich feiner Geist, der ganz seine eigenen Wege geht. Diese Wege sind sauber eingefasst und schlängeln sich durch zarte Wiesen und wohlgepflegte Gartenanlagen. Sie vermeiden Steigungen und führen nicht zu den Grossartigkeiten der Natur. Man trifft auf ihnen keine wildromantischen Felsen und keine rauschenden Sturzbäche. Man promeniert sicher und eben auf ihnen und trifft nur feines Publikum in guten Kleidern. Die «Prinzessin des Ostens» enthält Novellen und Skizzen, die alle mit einer stilistischen Einfachheit und Ruhe erzählt sind, die sich gerade in unseren Tagen wundersam ausnimmt. Und es gibt Stunden im Leben, wo man recht gern einmal zu solchen Stücken greift, die unter der Maske naiver Gelassenheit doch viel Herzlichkeit und Wärme bergen. Paul Ernst hat im Insel-Verlag (Leipzig) zwei Bände «Altitalienische Novellen» erscheinen lassen, die ebenfalls zu beachten sind. Wir finden dort Erzählungen aus dem 14. bis 17. Jahrhundert nach Auswahl übersetzt, die, wenn auch in der Form natürlicherweise veraltet, inhaltlich doch manches Schöne enthalten, das auch in unseren Tagen noch seinen Wert haben kann. Eine Erzählung wie die von dem König, der zum Bettler herabsank und Ohrfeigen einstecken muss, oder die (aus



dem Buch der Heiligenlegende des hl. Franziskus) von den guten Leuten, die da glauben, dass der hl. Franziskus Vögel zu Christus bekehrte und gespannten Ohres hören, mit welchen Mitteln ihm das gelang: eine solche Erzählung liest sich auch heute noch gar lieblich. Diese Schatzgräber Paul Ernstschen Schlages tun ihrerseits ebenso viel für die Schulung des Geschmacks wie für die poetische Ergötzung. Für die erstre, indem sie uns einen Einblick gewähren in die dichterischen Vorstellungen und Aeusserungen einer grossen, längst vergangenen Zeit, für die letztre, indem sie uns Aufgeregten gleichsam ein linderndes Tränklein reichen, das uns von allzuviel Leidenschaft und Naturalismus kurieren kann. Es empfiehlt sich, gelegentlich sich in den Geist jener alten Zeiten zu versenken und von der sicheren Ecke beschaulicher Prüfung aus seine Schlüsse zu ziehen. Nachschaffende und Wiederbelebende wie Paul Ernst bedeuten zwar nichts in der Entwicklung, aber für die Ruhepausen, deren jeder einzelne bedarf, sind sie uns willkommen. Wer wäre nicht gern einmal zu Gaste bei einem Sammler, der Geschmack und Witz mit feinen Manieren verbindet?  
Paul Zschorlich.

## Reinliche Geschäfte

Das Kapitel der verschämten und unverschämten Darlehnsucher und -Geber muss zu Nutz und Frommen der nie alle Werdenen und «Nadelöhr»-Passagiere von Zeit zu Zeit erneut ventiliert und soweit es möglich ist, um charakteristische Fälle bereichert werden.

Die stereotype inserierende Freundlichkeit der Darlehnsgeber oder auch nur Vermittler wirkt jederzeit als ein unwiderstehlicher Köder. Vom sprichwörtlichen Schuhdrücken kann doch der ordnungsliebenste Staatsbürger mal heimgesucht werden, gar nicht zu reden von den Herren Söhnen, deren Bonität von Klapperstorchs-Instituts Gnaden bei der Geburt vorsichtigerweise bereits festgelegt wurde.

Greifen wir sogleich zur Illustration einige Beispiele heraus, «in Ansehung der Verhältnisse obbemeldeter Herren Söhne.»

Ueber der häuslichen Szene letzten Teil hat sich bereits der Vorhang gesenkt. Wir hören mit einiger Anstrengung noch die Worte: «Keinen Pfennig mehr — diese Schulden werden nicht mehr bezahlt.» Folgt eventuell ein ganz oder teilweise unterdrücktes Donnerwetter.

Vom Herrn Vater gibt nur noch eine allen Gesetzen der Energie mit Wollust folgende «freischlagende» Tür eine fallende Kunde, die Mutter weint, die Schwesterherzen kämpfen einen harten Kampf zwischen Hoffnung und Neigung, berechtigt durch zu erwartende

Mitgift einerseits und Blutsbande, die doch bekanntlich in Klebhinsicht zum Wasser im umgekehrten Waisenknabenverhältnis stehn, andererseits.

Der Herr Sohn aber zieht erst die Stirne kraus, darauf unterdrückt er einen lästerlichen Fluch und entlässt endlich das Wortgeflügel dem Gehege seiner goldplombierten Zähne.

«Muss mir also anderweitig Rat schaffen» in *fis mole furioso*, folgt ein diabolisches Lächeln und der Satz «er wird sich ja wundern». «Er» ist die Abkürzung für den leiblichen Erzeuger.

## Z — W.

## —→→→ Sprechstunden von 8—11. ←←←—

«Gott, die Sache ist nicht so schlimm. Ich will meinen Geldmann mal interessieren, selbst bin ich leider nicht in der Lage, Ihnen beizuspringen — wäre mir sonst in Wahrheit eine Ehre und ein Vorzug, aber 's wird schon gehn. Die Auskunft wird doch jedenfalls gut sein.»

«Auskunft?»

«Allerdings, aber nur Formsache. Sehen Sie, mein Geldmann ist eine Zeitlang nur seinem viel zu guten Herzen gefolgt, er glaubte alles und allen —»

«Aber erlauben Sie mal — ich heisse — —»

«Nein, nein, in diesem Falle wäre ja ein Zweifel — Dummheit — aber er hat sich mal zum Prinzip gemacht, seinem kaufmännischen Gewissen stets die Beruhigung pränumerando zu präsentieren — (Gelächter rechts, Gelächter links) — ja, man ist Gott sei Dank noch nicht verhärtet genug, um nicht einen guten Witz machen zu können.»

«Also meinetwegen denn die Auskunft.»

«So ist's recht, wer so sicher geht wie Sie, braucht sich an solcher Formsache nicht zu stossen. Die Kleinigkeit der Auskunftskosten haben Sie wohl die Güte, mir vorschussweise hier zu lassen. Ich darf doch quittieren? Werden's ja bald nicht mehr nötig haben.»

«30 Mark — so teuer ist die Auskunft? Ich weiss doch, dass man im Geschäftsleben allgemein —»

«Weiss ich auch, Verehrtester — kostet aber 30 Mark — übrigens dränge ich mich Ihnen nicht auf — ich bin überhaupt verwundert, dass Ihnen diese kleine Summe so grosse Beschwerde verursacht — ich hätte in der Tat Lust, die ganze Sache fallen zu lassen — meine Zeit ist wirklich sehr knapp —»

«Aber, lieber Herr, Sie missverstehen mich, hier sind 30 Mark. Nur eine Frage. Gesetzt den Fall, die Auskunft lautet zurückhaltend —»

«Dann würde wohl mein Geldmann, der jetzt sehr vorsichtig geworden ist, auf das Geschäft verzichten müssen — doch hoffen wir das Beste. Heut' ist Montag — — — Donnerstag, wenn ich bitten darf — um 11 Uhr werde ich für Sie speziell zu sprechen sein.» —

Die Auskunft ist im gleichen Masse gut, als dem Herrn Sohn die Situation unerträglich geworden ist.

Endlich ist's Donnerstag! Und nun vollzieht sich folgendes Manöver. Der Herr Sohn acceptiert dem gewandten Würgeengel «Sprechstunde von 8—11» einen Wechsel, dessen Fälligkeitstermin so weit hinausgeschoben wird, als die Tinte Zeit braucht, um ihre frische Farbe einzubüßen, also auf ca. 5—6 Tage. An diesem Zeitpunkt wird dem entsetzten Herrn Vater die diesem wohlbekannte «Schrift» des «Herrn Sohnes» präsentiert.

Situation der Szene: Die Luft ist von hundert Schlaganfällen geschwängert — plötzliches Begreifen und Aufheben «fallen gelassener» Bemerkungen des Filius.

Doch die Schande darf man nicht auf sich laden, womöglich einen «Protest» zu erleben. Wechsel ist Wechsel — die Unterschrift stimmt. —

Einige «Lappen» wechseln den Besitzer.

Bei diesem «reinlichen Geschäft» berechnet der Vermittler für sich für «Bemühungen und Tric» ca. 25 Proz. «freiwillig aufge-drängte Entschädigung», der Geldgeber nimmt prinzipiell nur gesetzlich gestattete Zinsen 5 Proz. — Summa Summarum 31 Proz.

Ueber die häusliche Kopfwäsche des Herrn Sohnes ziehen wir den Schleier der Verschwiegenheit, nachdem wir gezeigt haben, wie's gemacht wird.

Ein neues Beispiel, noch kürzer — noch reinlicher.

I. Akt I. Szene = Sprechstunde — siehe oben.

II. Szene: Die Auskunft.

Finale des I. Aktes: Der Vorschuss.

Zwischenaktmusik: Paraphrase über das Thema: Das bare Geld ist knapp!

II. Akt I. Szene: Das Motiv des Zwischenaktthemas wird festgesponnen.

II. Szene: Ein hilfbereiter Mittelmann sinnt auf einen Ausweg. Der in der

III. Szene gefunden wird.

Zwischenaktmusik: Variation über das Thema «Aber es wird Geld kosten».

III. Akt I. Szene: Ein Brillant ist preiswert zu kaufen, für den sogleich in der

II. Szene ein Käufer erscheint.

Apotheose: Umwertung der Werte.

1000 Mark hat «er» gekostet,

5000 Mark brachte «er» mir.

Gesang der unsichtbaren Geister:

«In der Not frisst der Teufel Fliegen —  
oder kauft und verkauft Brillanten mit  
Damno!»

Juvenal.

## Kritik und Pamphlet

Wenn ich im Folgenden an Holzens neuste Auslassung («Schluss?» im «N. Magazin» 73, 4) anknüpfe, so soll es eigentlich für diesmal etwas abseits und neben der eigentlichen Polemik geschehn, in der ich mit ihm stehe; mit Hinblick auf ein allgemeineres Interesse. Denn: ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass in dieser gegenwärtigen «Götterdämmerung der Werte und Begriffe» eine Konfusion herrscht, die ihren Gipfel zu erreichen droht? Und die, hoffen wir sehr, damit endlich auch mal sich einer Krisis nähert! Eine Konfusion, wie der ethischen, die uns hier natürlich gar nicht oder doch nur indirekt angehn soll, so auch der ästhetischen Begriffe. Aber freilich: jene Decadence und Verwirrung ethischer Wertungen spielt ja nur zu sehr auch in die der ästhetischen hinein, und wo könnte sie es mehr und bedenklicher als gerade auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik? — Dies letztere aber geht uns hier sehr an!

Nun: wenn ich da nun Holzens obgedachte letzte Auslassung, wenn ich die ganze Art seiner literarischen Kriegsführung überhaupt, wenn ich ferner die Beurteilung in Betracht ziehe, die er als Kritiker und als Mann von Energie erfährt, oder etwa die Duldung, die man seiner Art zu teil werden lässt, oder auch das Amusement und die Bewunderung, die seine Schneidigkeit mit ihren vielen Accenten hervorruft, so muss ich sagen, dass ein Zustand grösserer ästhetischer Decadence kaum denkbar ist.

Ich lese diese «Schluss?» betitelte Auslassung da. Ich will sogleich sagen, was ihre nächste Impression ist. Der Gegner, oder also die beiden Gegner — «viel Feind', viel Ehr'!» — sollen gründlich eingeschüchtert, sie sollen bis auf die Knochen, sagen wir — decouvriert werden; es soll ihnen womöglich das Gallenfieber an den Hals geärgert werden — würden sie an ihm zu Grund gehn: ah! weshalb sind sie solche Schwächlinge im struggle for life! — Nun, sie werden an keinem Gallenfieber zu Grunde gehn. Denn die Art dieser Holzscheschen «Polemik» da ist nachgerade denn doch schon an einem Punkt angelangt, wo sie das Gegenteil von so etwas wirkt. Dies da konserviert bereits wieder; das macht einen ruhig; denn hier weiss man sogleich jeden einzigen anständigen Menschen auf seiner Seite. —

Freilich, diese Holzschesche Auslassung wirkt nun auch noch eine andre Impression: geschickt, geschickt. unvergleichlich geschickt! — O, es gibt schon einen Grad von Decadence, der seine gewisse Glorie hat und der so seine gewisse Bewunderung verdient!

Geschickt! O ja! — Man bedenke, wie hier etwa zwei Gegner zugleich mit einer Hand gepackt werden; wie es hier Lublinski bekommt und daneben zugleich ein Aufsatz von Schlaf auf das köstlichste «durch die Zähne gezogen wird»! — Meine Bewunderung ist durchaus aufrichtig. — Man sieht: was lässt sich alles mit dem nötigen, möglichst konsequentesten und ausdauerndsten Quantum von Schlagfertigkeit und Schneidigkeit machen! Eindruck lässt sich machen. Günstige und zweckmässige Vorurteile, Suggestionen können erweckt und ausgeübt werden. Und welch' ein tadelloses, firmes Deutsch, von dem jeder Satz, jedes Wort — sitzt, jeder Satz funkelt wie ein Dolch und wie eine Stahlklinge. Mephisto ist kein schneidigerer Fechter. Mephisto kann nicht genialer blenden und verblüffen. Und es ist ja wohl von jeher sein Ruf gewesen, dass er ein vortrefflicher Fechtkünstler war. Schlaf wird mit einem Aufsatz von vorn bis hinten «durch die Zähne gezogen»; übrigens noch dazu zugleich ja auch Lublinski. Doppeltes Genie

der Polemik! — Und dazu ist Lublinski dann ausserdem noch «unser guter kleiner Herr Lublinski» und «unser guter Sally».

Man würde ja nun freilich Spassverderber sein, wenn man zu bedenken geben würde, dass Lublinski eigentlich und bei Licht besehn nur so des «Effektes» und der «Suggestion», eben der «Polemik» wegen mit solchen «epitheta ornantia» bedacht wird. Denn eigentlich: immerhin hat Lublinski da mit seiner «Bilanz» ein sehr anständiges, ernst zu nehmendes und achtenswertes Werk geschrieben, in dem sehr viel anständige, ehrenwerte, solide und ernsthafte Arbeit und ein sehr gediegenes Wissen steckt: aber ungeachtet dessen und noch dieses und jenes anderen — z. B. dass Lublinski, trotz alles schneidigen Durch-die-Zähne-ziehens in seinen Hauptsachen offenbar, genau hingesehn, weder widerlegt ist, noch in irgend einer Hinsicht Veranlassung gibt, lächerlich gemacht zu werden — es muss «Effekt» und «Suggestion» gemacht werden — und, nicht wahr? es sind immer genug und sehr viel Leute da — eigentlich hatte man ja wohl vormals gelegentliche Momente, wo man sie verachtete — die gern über jemand lachen und die man sogleich haben kann.

Spassverderber würde man sein, wenn man wieder diesen neuesten, so glänzenden und wunderbaren Trick einer Polemik «um den — Punkt herum», nicht bewundern, sondern — ethisch werden wollte. Ethisch werden ist so langweilig. Ethisch werden ist gleichbedeutend mit ernsthaft werden; und die meisten Leute machen sich in diesen Zeitläuften daraus gar nichts. —

Ich fürchte indessen, der Ernst wird, so «langweilig» er im übrigen auch immer sein mag, schliesslich dann doch recht von nöten werden! — Wir ändern, wir «armen kleinen Herren Lublinskis» können das am Ende denn doch wohl verlangen, nachdem wir so viele Spässe über uns haben ergehen lassen müssen. Ich meine, wir haben ein gutes Recht darauf. —

Es wird z. B. also schliesslich doch mal etwa von nöten sein:

1. dass Arno Holz positive Angaben macht, wieweit sich sein Anteil an der «Familie Selicke» erstreckt; wieviel er da mitgefieilt und mitgearbeitet hat; was es heissen soll, wenn er sagt, er habe die Arbeit mit mir durchgesprochen;
2. dass Arno Holz etwa gelegentlich mal seine Briefe — am liebsten wär's mir: Wort für Wort! — veröffentlichte, die er in der Zeit kurz vor der «Familie Selicke» an mich nach Magdeburg richtete. Hoffentlich ist ihm dieser Teil seiner Korrespondenz nicht gerade zufälligerweise abhanden gekommen?
3. dass Arno Holz etwa, damit man endlich einmal einen wirklichen und tatsächlichen Begriff von seinem damaligen «neuen Stil» bekommt, seine beiden verunglückten Romane einem Kollegium von Sachverständigen vorlegen würde.

Alles andere ist ja gewiss ganz schneidig — Kenner meinen freilich, dass seiner so ausgeprägten Virilität eine etwas eigentümliche und wohl nicht uninteressante gewisse — Ueberschärfe eigen sei — aber es macht schliesslich nichts als — Amusement. — Zwar, weil er bis daher so manchen Lacher und Bewunderer auf seiner Seite hatte, wird Arno Holz sich ja wohl für einen grossen Kritiker halten; er ist dies aber nicht, sondern nur ein — Pamphletist,

Weimar.

Johannes Schlaf.

# CHRONIK

**Und er redete doch!** Die kochende Volksseele hat wieder einmal triumphiert. «Genosse» Pernerstorfer, aus dem Lande der aller-aller-unbegrenztesten Ungeheuerlichkeiten auf dem Gebiet parlamentarischer Kirchweihszenen und Krafthubereien durfte endlich in Mannheim aus dem Schatz seiner «Erinnerungen» einige Kilo schöpfen. Natürlich geschah's in einer «glänzend verlaufenen, von etwa 3000 Personen besuchten Versammlung». Natürlich gab er «in lebendiger, echt volkstümlicher Darstellung ein anschauliches Bild der komplizierten, so äusserst schwer verständlichen politischen und nationalen Zustände unserer östlichen Nachbarnation».

Natürlich bedeutete die Versammlung «einen flammenden Protest gegen die preussisch-deutsche Polizeiwillkür», gegen die «flammend zu protestieren heilige Pflicht der breiten Massen sei», dass von «Schmach» in «flammernder Entrüstung» unter «enthusiastischem Beifall» gesprochen wurde, versteht sich am Rande. Die Krone des Ganzen häufte sich im Resolutionskehrrecht zusammen, den «Schmuck von der roten Couleur» mit stürmischer Kundgebung «gegen die brutalen Vergewaltigungstaten, gegen die Energielosigkeit des Bürgertums» (die natürlich mit ätzendster Lauge gezeißelt wurde), aufputzte. Kolossal!

Herr Pernerstorfer hatte auch «von Jenseits des Taktes und der guten Sitten» einen «offenen Brief» an den Reichskanzler geschrieben — natürlich ein Dokument zu — — —, enthaltend «Morgengefühle im Eisenbahnwagen».

Es scheint, als seien diese Gefühle dem Gehege eines versehentlich ungewaschen gebliebenen Mundes entflohen.

Von Volksaufklärungs wegen!

Juvenal.

**Standeschre um jeden Preis.** Auf dem Verbandstage Süddeutscher Schuhmacher in Ulm wurde gegen die Bezeichnung «Schuster» Einspruch erhoben. Die Herren vom Leisten wünschen in Zukunft einen repräsentablen Titel zu erhalten, in dem z. B. das Künstlerische ihres Berufes mehr zum Ausdruck gelangt. Etwa wie «Geheimer Fussbekleidungs-Rat»; allerdings nach Spezialitäten graduiert. So müsste natürlich «Platt- und Ballenfussarbeit» auch entsprechende Charge erhalten, bei der die «Plattheit» auch eine besonders ausdrucksvolle Charakteristik des Titelinhabers geben würde. Einmal auf diesem Wege der Reformation, wird man nicht hinten herum kommen, auch einen entsprechenden «Orden» zu stiften.

Wir gestatten uns, submissiv vorzuschlagen: 1. Grossen Orden vom Pfriem, am Spannriemen zu tragen, womit dem dringendsten, tiefgefühlten Bedürfnis vorläufig abgeholfen werden könnte. Dass den Schustern auch die verwandten Berufe in Kürze folgen werden, ist selbstverständlich.

Im Volke muss die Ehrfurcht vor dem Titel wieder erweckt werden.

Solange Karlchen Miessnick nicht mit obrigkeitlicher Erlaubnis neben dem Titel «Sextaner» auch noch seine Charge «Häuptling der Sioux und Trapper, wechselweise auch der Apachen», und Laura Blassmund ihren

Hauptlingsgrad der Heilsarmee offiziell führen muss, ist an eine Lösung der nebenbei noch bemerkbaren sozialen Frage gar nicht zu denken.

Flaneur.

**Bierulk in Permanenz?** Ist nun der «Hans» klug — oder das Volk der Denker dumm? —

Seit Wochen zerbrechen sich neun- bis hundertmal Weisen den Sitz eventueller Intelligenz. Hans aus der Griebenowstrasse gibt ihnen Rätsel zu raten. Bereits haben veritable Professoren tiefstinnigsten Tiefsinn über Pferdepsyche geschrieben, sind «wissenschaftliche Kreise» dem «Phänomen» mit «lebhaftestem Interesse» entgegengekommen. Sogar Konkurrenz ist bereits «aufgemacht» worden.

Es ist aber auch gar keine Kleinigkeit und kein Spass mehr, was «Hans» alles kann. Sogar die höchsten Namen kann er falsch und richtig buchstabieren resp. «klopfen». Wies trifft.

Uebrigens das «Klopfen» sollte doch stutzig machen. Weiss Egbert Müller keine spiritische Erklärung? Offenbar manifestiert sich in der Griebenowstrasse ein aus der vierten Dimension rausgeschmissener Sportsmenhalbastralreißer. Dass man auf diese uaeste aller Erklärungen noch nicht kam, ist einfach unbegreiflich.

Um alle eventuellen Zweifel zu beheben, sei schnell ein Vorkommnis erzählt: «Hans», in dessen Brust jedes nur wünschenswerte Gefühl für hohen Besuch in seltenster Vollkommenheit ausgeprägt ist, stand einstens vor einem grossen Tier «genus homo excellentissimus», vor dem es sich geradezu als kleines Pferd fühlte. Kaum begann das grosse Tier «genus homo excellentissimus» fragend zu schweigen — so schwieg auch Hans schon mit und mit ihm seine geistigen Nährväter, an deren Weisheitsbrästen er gesogen hat. Dieses grosse Schweigen unterbrach eine Reihe menschlicher Laute aus dem Mund des Nährvaters No. 1 an den Besuch: «Bitte nur selbst Hans zu fragen». Erneutes, grosses, bedeutsames Schweigen. «Hans» zeigte bemerkenswerte Beherrschung des Vorderhufs.

»Da will ich Ihnen entgegenkommen; es braucht ja nichts Vernünftiges zu sein.« — In Hans regte sich a tempo die kongeniale Seele und er «klopfte» zustimmend, ehem — pyramidal. — Er hatte die Frage bereits richtig vorgeahnt und natürlich entsprechend beantwortet. Hierauf ward das Auditorium noch platter, als es vordem gewesen — und man trennte sich im erhebenden Gefühl, in Gesellschaft eines «Riesenpferdes» die wunderbarste Sensation der Hundstage genossen zu haben.

Juvenal.

## Der deutsche Student auf dem Hund

Unterm Titel «Die russische Universität Berlin» schreibt Herr Paul Enderling an das Neue Magazin:

«Es war im Frühling 1901, als russische Studenten gegen brutale Beamtenwillkür rebellierten und demonstrierten. Natürlich im Frühling! Da schlägt das Herz am lautesten. Da glaubt und hofft und trotzt man. Da beginnen fast alle Revolutionen.

Die russische Obrigkeit witterte Umsturz. Und auf einen Wink von oben trieben Kasaken die Studenten und Studentinnen zusammen und knuteten sie. Das war eine um so bequemere Heldentat, als die Demonstranten — wehrlos waren! Ein paar blieben auf dem Platz. Andere wurden in den Kerker geworfen oder unter die Soldateska gesteckt oder nach Sibirien geschickt. Fraglich, wer von ihnen das schlechtere Los gezogen.

Europa, das westliche Kultur-Europa, schrie auf vor Empörung. (Man war das damals noch nicht gewöhnt.) Man veranstaltete Sympathiekundgebungen für die Opfer des Zarismus. Allen voran die Intelligenz, die Akademiker. In allen Ländern: in England, Skandinavien, Frankreich, Italien, sogar im morschen Oesterreich. Nur in Deutschland nicht!

Damals veröffentlichte ich in der «Berliner Hochschulzeitung» (Organ der selig entschlafenen «Freien Studentenschaft») einen Aufruf: Wo bleibt die deutsche Studentenschaft? —

Was war die Folge? Ich ward vor den Universitätskadi berufen u. s. w. Der Zeitung ward mitgeteilt, dass sie bei Wiederholung solcher hochverräterischen Freveltaten unterdrückt, dass die Organisation aufgelöst würde. Nach den Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben — cf. Berlin, Charlottenburg, Königsberg — ist ja kein Zweifel, dass schon damals russische Behörden resp. russische Spitzel ihre unsauberen Hände im Spiel hatten. Es liegt System in der Kriecherei vor dem heiligen Russland. . . .

Und die Studenten? Sie duckten sich. Und muckten nicht. Deutsche Studenten! Es hiess, den russischen Kommilitonen sei mit solchen Kundgebungen doch nichts geholfen. Und unserer Karriere nur geschadet (d. h. das setzte ich hinzu).

Die Redaktion versagte mir aus «technischen Gründen» die Aufnahme einer Erklärung. Und alles schwieg. Ich musste an Goethe denken: «. . . sei guter Dinge — der Stein im Sumpf — macht keine Ringe.»



Der Stein im Sumpf. . .

Wie wars doch einst? Haben nicht deutsche Akademiker einmal für ideale Güter gekämpft und gelitten? Vollzog nicht einmal ein deutscher Student das Todesurteil an einem russischen Spion? Sand an Kotzebue? Jubelte damals nicht die Intelligenz und dankte dem Helden, der sich mit seiner Tat den Schergen überlieferte? Und dazwischen liegt noch nicht einmal ein Jahrhundert?

Heute schrillt der Doppelklang «Russia-Borussia» durch die Hallen unserer Universitäten. Die russischen Behörden winken und Professoren und Studenten ersterben in Demut. Berlin, wie immer, mit gutem Beispiel voran.

Und das sind dieselben, die bei ihren Festen von der «Freiheit, die ich meine» singen, die das freiheitliche Europa fälschlich mit den Burschenschafftern aus dem Anfang des verbrauchten Jahrhunderts identifiziert, die vor ganz kurzem der alte prächtige Georg Brandes — im «Politiken» — zu einem Protest gegen die russische Gewaltherrschaft in Finnland mit aufrief. . . .

Deutsche, Berliner Akademiker und protestieren! Wer lacht da?»

---

## Öffentlicher Brief an Justizminister Dr. Schönstedt

Ew. Exzellenz

haben manchmal die Gepflogenheit, auf an Sie privat gerichtete Briefe nicht zu reagieren. Nur dieser Umstand zwingt mich, die Gastfreundschaft der Redaktion zu erbitten, da ich momentan ein eignes Organ nicht zur Verfügung habe. Nicht zum wenigsten Dank den Bemühungen der Ew. Exzellenz unterordneten Organe.

Am 5. März d. Js. erschien in der No. 5 der von mir herausgegebenen und verantwortlich redigierten Zeitschrift «Kampf» ein Artikel «Justizminister Doktor Schönstedt». In Anknüpfung an die damalig letzten Reichstagsverhandlungen und an die Verteidigung des «Russenkurses» auch durch den höchsten Chef preussischer Rechtspflege wurde die bisherige Amtstätigkeit Ew. Exzellenz unter die Lupe der Kritik genommen. Der Vorwurf des Verfassungsbruches wurde Ew. Exzellenz gemacht und dann als Einzelpunkt die Entmündigungsaffaire des Stabsarztes Dr. Sternberg behandelt.

Es wurde behauptet, dass diese Angelegenheit ein Konglomerat

von amtlichen Stellen aus begangener Rechtswidrigkeiten und Verbrechen bedeute. Auf die Vorkämpfer in der durch sie hervorgerufenen Bewegung: Hauptmann Forel, Moritz von Egidy, Adolf Brand wurde hingewiesen. Erzählt wurde, dass ich gemeinsam mit letzterm in öffentlichen Versammlungen des vorigen Sommers Ew. Exzellenz des zwiefachen Verfassungsbruches und — immer unter ganz bestimmten, genau substantiierten Angaben — bestimmter Verbrechen gegen genau bezeichnete Paragraphen des 28. Abschnittes unseres Reichsstrafgesetzbuches zeihen gedurft hatte, auf die Zuchthaus bis zu 10 Jahren steht. Es wurde erzählt, dass diese grossen Versammlungen (deren eine z. B. von 2000 Personen besucht war) immenses Aufsehn in breiter Öffentlichkeit erregt hätten, und es wurde auch von dem weitem Aufsehn berichtet, das meine Verhaftung in der letzten dieser Versammlungen gemacht hatte. (In Parenthese: Diese letzte Veranstaltung lag bei Erscheinen des hier besprochenen Artikels noch nicht  $\frac{1}{2}$  Jahr zurück, so dass wegen dort etwa begangener Delikte noch nach dem 5. März hätte Verfolgung eintreten können.) Und noch theilte der Artikel mit: dass Ew. Exzellenz selbst all das wohlbekannt gewesen sei, sodass man die Erwartung habe hegen dürfen: ein Prozess werde stattfinden,

«in dem das ganze System von Amtsvergehn und Verbrechen, von Justizminister von Schelling begonnen, von Herrn Schönstedt und dessen Genossen fortgesetzt, beleuchtet werden konnte, das der Fall des Stabsarztes Dr. Sternberg bedeutet».

Im Hinblick auf das rege Interesse, dessen sich der „Kampf“ bei den zuständigen Verwaltungsbehörden erfreute, überraschte es nicht sonderlich, dass No. 5 am Erscheinungstage (schon früh morgens) polizeilich verboten wurde. Ew. Exzellenz können in dieser Beziehung mit dem Verwaltungsapparat, dessen präziser und akurater Arbeit zufrieden sein. Natürlich erfolgte das Verbot nicht wegen des politischen Artikels (dazu ist der Polizeipräsident nicht berechtigt, wie Ew. Exzellenz weiss), sondern wegen einer angeblich unzüchtigen Skizze.

Eine Woche später, am 12. März, erfolgte auf telegraphische Anweisung der Staatsanwaltschaft die Konfiskation dieser Nummer; nach Mitteilungen der Kriminalpolizei wegen der «unzüchtigen Skizze» und Justizminister-Beleidigung.

In der folgenden No. 7 erklärte mit bezug auf diese Mitteilung die Redaktion des «Kampf»:

dass «kein Wort von dem abgeleugnet, zurückgenommen oder zu deuten versucht werden wird, das in dem Artikel der No. 5 «Justizminister Doktor Schönstedt» über den Minister in Beziehung auf die Entmündigungsaffäre des Stabsarztes Dr. Sternberg behauptet worden ist.» —

Es folgte Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften.  
Ex est. —

Das geschah vor den Kulissen. Hinter ihnen hatte sich folgendes zugetragen.

Am Erscheinungstage der No. 5, am 5. März, hatte der Berliner Polizei-Präsident nicht nur durch Polizei-Verbot ihren Ausschluss

vom Strassenhandel dekretiert, sondern er hatte auch bei der Kgl. Staatsanwaltschaft erstens «angefragt»: ob die Skizze, «die Kleider hindern», nicht gegen § 184, Abs. 1 des Str.-G.-B. verstosse, und zweitens «auch auf den grobe Beleidigungen Sr. Exzellenz des Herrn Justizministers enthaltenden Artikel auf S. 130 ff. hinzuweisen» sich gestattet.»

Die Ew. Exzellenz unterstellte preussische Staatsanwaltschaft steht nicht in dem Rufe, pflichtwidrige Milde bei Ausübung ihres staatsretterischen Amtes walten zu lassen. Und wie sie sich der Pflicht bewusst gezeigt hat, von Ew. Exzellenz im Parlament mitgeteilte . . . Tatsachen mit märchenhafter Geschicklichkeit durch die Wucht der Tatsächlichkeit zu stützen, sollte man von ihr erwarten, dass sie ihres höchsten Vorgesetzten staatsbürgerliche und Beamten-Ehre, gegen die sogar von einer so untergeordneten Behörde, wie das Berliner Polizei-Präsidium, erkannten Beleidigungen auch heute schützen werde, die nach bekanntem Wahrspruch ihren Beruf verfehlt haben. Bis heute aber ist Anklage wegen Beleidigung Ew. Exzellenz nicht erhoben worden.

Woran liegt das?

Und weiss Ew. Exzellenz davon? Doch wohl. Denn am 8./9. März sind Ihnen — bin ich recht berichtet: auf Ew. Exzellenz Anordnung — die Akten mit Bericht von der Kgl. Staatsanwaltschaft eingereicht worden.

Exzellenz haben also wieder den erforderlichen Strafantrag nicht gestellt. Und in der kommenden Woche wird die Sache wieder verjährt sein.

Woher diese Milde, die z. B. Ew. Exzellenz Kollege Ruhstrat nicht kannte und die — wie Fama sagt — für gewöhnlich auch Ew. Exzellenz Charakteristikum nicht ist? Haben Ew. Exzellenz von Freiherrn v. Mirbach gelernt, hochehrhaben zu sein über die Angriffe einer gewissen Presse?

Nun: so lassen Sie sich denn sagen, Herr Minister Dr. Schönstedt: Sie haben das Recht zu solcher Meinung nicht! Ich verzichte auf solche Milde, die bei Lichte besehen, verzweifelt viel Aehnlichkeit hat mit dem Wunsche, einen Prozess zu vermeiden, der vielleicht, der sicher verdammt unangenehm für Sie und für manchen andern hohen Staatsbeamten werden könnte. Oder aber, Herr Dr. Schönstedt: fürchten Sie, dass es die berühmten «zuverlässigen Richter» in Preussen nicht mehr gibt? Die Richter, die es z. B. noch fertig gebracht haben, in der Kennzeichnung Dr. Liebers durch Adolf Brand als «Meineidshelper der preussischen Regierung in Sachen Dr. Sternberg» eine wörtliche (formale) Beleidigung ohne tatsächlichen Inhalt, wie «Lump», «Schuft» und dergl., zu sehen, sodass sie ihn zu einem Jahr Gefängnis verurteilen konnten, nachdem sie ihm so den Wahrheitbeweis und damit die Aufrollung des Falles Sternberg abgeschnitten hatten? Ich hoffe auch, Herr Dr. Schönstedt, dass es solche Richter nicht mehr gibt und dass vor allem evtl. ich vor solche nicht zu stehen käme, — wenn ich auch nicht Optimist und blinder «Patriot» genug bin, das bedingungslos zu glauben. Ich bin also

auf mancherlei vorbereitet. Aber das ist gleichgiltig. Gewiss, Herr Minister der Justiz, denke ich nicht daran, ein Opfer blöden Herostraten- oder ebenso wahnwitzigen Märtyrertums zu werden; gewiss hasse ich Sie, wie man etwa die Inkarnation des bösen Prinzips hassen könnte. Gewiss will ich ungeheuerliche Rechtsverbrechen in einem konkreten Fall und an diesem die Furchtbarkeiten und die Unhaltbarkeit — die juristische wie die moralische — des heutigen Entmündigungswesens dartun. Gewiss wollte ich und will ich einen Prozess provozieren, aus dem nicht viele der hohen und höchsten Beamten des Staates intogor hervorgehen werden, und ebenso gewiss will ich durch ihn die Röte der Scham und des Zornes allen den unwissenden Anständigen in die Wangen treiben, die man unter der schamlosen Vorgabe, sie seien zivilisierte Bürger eines kulturellen Rechtsstaates, gezwungen hat, moralisch mitzutragen die Verantwortung, die Sie konstitutionell und rechtlich zu tragen haben.

Gewiss will ich all das. Und kann das mit meinem Recht als Staatsbürger, der verlangen darf, dass der Vertreter der Gerechtigkeit, besser: des Rechts, des staatlich subventionierten, sich reinige von unerhörten Anschuldigungen oder dahin gehe, wohin er viele andere geschickt hat.

Aber das Tragische daran ist, dass Sie Herr Minister Schönedt, mich daran nicht länger hindern dürfen; dass Sie mir Handhabe leisten müssen, indem Sie endlich den zu meiner Verfolgung notwendigen, seit über einem Jahr von mir brieflich und öffentlich verlangten Strafantrag gegen mich stellen.

Und das schnellstens, Herr Minister des Rechts; denn in der nächsten Woche läuft die Verjährungsfrist ab.

Bei der Freiheit, der ich diene: ich weiss, dass nicht von der Beseitigung einzelner Personen die Aenderung des Systems abhängt. Aber wer eine heilige Achtung vor dem unvergänglichen Rechte der Natur und der Person hat, dem Rechte, das mit uns geboren, ob man uns Preusse nennt oder Herero oder Bajuvare: der wird Ihr Feind sein müssen, Herr Justizminister, und der wird Sie bekämpfen müssen. Und wohl ihm, wenn ihm dazu die Mittel zur Verfügung stehn, die das nun schon über ein Jahrzehnt Ihrer Hut anvertraute Recht gibt und gestattet.

Und dass ich nicht aufhören werde, sie anzuwenden, wenn Sie auch jetzt wieder auszuweichen versuchen, indem Sie «vornehm» schweigen —: das, Herr Minister preussischer Justiz, schwöre ich Ihnen.

Berlin, Elisabethstr. 38.

Johannes Holzmann.

Die alleinige press- und strafgesetzliche Verantwortung vorstehenden Artikels trägt der Verfasser. Ebenso übernimmt er sie für den unveränderten Abdruck (unter Quellenangabe) in anderen Zeitungen, um deren Zusendung er bittet.

---

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickels in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, 1, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Soeben erschienen:

Ein Buch für Denker und freie Menschen

# Der Rhythmus des Lebens und der Kunst

Zum Stile einer  
freien Menschheit

VON

Richard Fuchs

Originale Neuheit von höchstem aktuellem, künstlerischem und politischem Interesse: mit Philosophie für Kunst, Politik und Leben, und in sinnbildlicher Vielseitigkeit ein Stilausdruck des besten Schrifttums für freie Kultur. 320 Seiten, ein kleines Kunstwerk selbst in seinem sinnreichen Gefüge Satz für Satz, ohne jede unnütze leere Seite und nirgends mit auseinandergezogenem Satz gedruckt, sondern 40 Druckzeilen auf jeder Seite, in deutscher Schrift: ist das Buch, als eine aparte geistige Schöpfung, von wohlfeilstem Preise zum weitesten Unterricht für das deutsche Volk. Gesellschaftlicher Stil zur Verherrlichung von Tanz und Liebe, formsichere Sprache, organische Lebensenergie, künstlerische Klarheit und freie Geistvertretung als ein frohes Kulturfest: dieser vereinigte Charakter macht das Buch zu einem nationalen Werk und von Bedeutung für den modernen Staat wie für eine versöhnende, innere Kultur; zugleich in der Welt orientierend und Zusammenhänge dieses Ganzen im freien Schönen deutend. Das Buch hat zeitlich und ewig Leben und Seele. Jeder freie Bürger unsrer Nation wird die schöne Novität, die ihm gewidmet ist, freudig begrüßen. So wird das Werk, eine Erstlingsprobe des Verfassers, dieser seiner eigensten Art, im Hause der besten deutschen Männer und Frauen einen ersten Beruf erfüllen, weil der Autor selbst als ausgesprochene geistige Individualität der Zeit und Welt gehört, aus grosser Form den Stil der höchsten Menscheninteressen umfassend, und zugleich persönlich interessierend durch intime Innerlichkeit in Liebe des Schönen. Denn dem geistig Reinen ist Alles naiv und doch nichts unbewusst. Und wie das Werk, das ganz aus Gedanken besteht, doch eine einzige künstlerische Einheit ist; so macht es die Sprache, die zum Menschen spricht, wieder gross und zeugend und das deutsche Wort genussreich wie unendliche, geistige Melodie in seelenvoller Musik. Alle Wahrheit ist in schönem ewigem Zusammenhange. Das Buch ist ein rhythmisch Geschlossenes zur Einfassung eines durchgehend menschlichen Sinnes. Es ist ein Ring des Schönen und ein künstlerisches Festspiel, edlerer Gedanken für das Glück der Menschen und zur Vereinigung einer jugendschönen Gesellschaft; wie das Höchste, wenn es rein ist, gewiss auch für die Kinder bestimmt ist und zugleich für das ganze schöne Geschlecht. Wie der Fortschritt des Gedankens beständig aus lebensvollem Rhythmus geschieht, so ist dieser notwendige, innerliche Rhythmus, als Werk der Person, zugleich ein ewiger Zusammenhang nach dem Gesetz des einigen Organischen. So baut sich der Rhythmus auf allen Gebieten des Lebens und Staates auf. Im Leben freier Völker ist Alles von Kulturzusammenhang, und geht nicht jeden deutschen Mann das Wohl des Vaterlandes an? Die sich bekämpfenden Widersprüche der Politik, der Wissenschaft und eines aufrichtigen Glaubens lösen sich auf in einem individuell verwirklichten, religiösen Gefühl aus eigner Weltauffassung auf Grund der freien Forschung und der ewig freien Künste. Aus solchem persönlichen Erlebnis mit bewusster Vollendung ist diese Kunstform zugleich ideal und praktisch in durchgehender Gedankenverbindung und nicht nur die Probe des geistigen Charakters, sondern der Gedanken unserer Zeit selbst. Die grosse Versöhnung liegt in der Idee des Ganzen: denn der Sinn des Ganzen ist wie nirgends zwecklos künstlerisch. Alles Schöne ist ohne ersten Zweck, aber von ewigem, seelischem Vorzug.

*«Der Rythmus des Lebens und der Kunst» von Richard Fuchs ist in allen besseren Buchhandlungen erhältlich. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, wende man sich an den Verlag Hermann Seemann Nachfolger in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29.*



# Deutsch-Amerikanische Weltauskunftei.

Central-Bureau für Europa der American-  
Detective-Association.

ca. 20000 Agenten verteilt in der ganzen civilisirt. Welt.  
Eigene amlt. Zeitung. Eigen. Geheim-Telegrafensystem.  
Ertelung von Auskünften über Familien-, Geschäfts- und Vermögens-  
verhältnisse über die ganze Welt zu mässigen Preisen. Ermittlungen  
von Personen, wichtig. Thatsachen in Privat- u. Geschäftsangelegenheit.  
● Einziehungen von Forderungen. ●

**Paul Kurth,** Erster Europ. Director **Berlin W.,** Potsdamer  
& Chief of Detectives. **Strasse 82.**



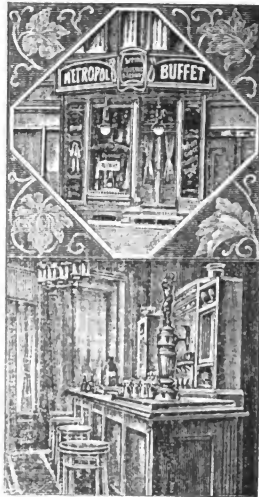
Restaurant  
Im weissen Rössl  
56. Mohrenstrasse 56.

Süddeutsche Bedienung

Juwelen, Gold, Silber, Perlen kauft  
Goldschmelze, Berlin E., Münzstr.3.

## Gummiwaren

Vogelische leistungsfähige Reubetten,  
sehr billig, höchster Rabatt.  
Musterproben in jeder Preislage.  
Schnell. Preisliste gratis und franko.  
Märkische Kautschuk-Industrie  
Berlin 57, Lindenstr. 84.



**Metropol-Bufferet, 69, Krausenstrasse 69,**  
American Bar Eckenüber von Moulin Rouge.

## Brautstandsmoral

von Dr. Robert Michels erschien  
soeben in 7. Auflage im Magazin-  
Verlag. Berlin SW. 11. Preis 30 Pf.



**OTTO BERGHOITZ, Dentist**  
Prinzenstr. 611 o BERLIN o Prinzenstr. 611  
Künstliche Zähne naturgetreu mit und ohne Platte.  
Spezialität: Schmerzloses Plombieren  
und Anfertigung von Stifzähnen.



Das neue

Heft  
**11**

73. Jahrg.

# Magazin



Heft 11

Berlin, den 10. September 1904

Heft 11

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 P  
Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer U. Google

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alter Tor da und schluchzte aus tiefstem Herzen so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchner Neuesten Nachrichten.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11.**

## *Zum 1. Oktober*

häufen sich erfahrungsgemäss in meinem Betrieb die Bestellungen derart, dass selbst unter Inanspruchnahme von Hilfskräften nicht allen Wünschen pünktlich entsprochen werden kann. Es liegt daher im Interesse meiner geehrten Kundschaft, sich wegen etwaiger **Neu-Einrichtungen** oder **Ergänzungen**, namentlich aber wegen **speziell anzufertigender Möbel** möglichst frühzeitig, am besten schon jetzt, mit mir in Verbindung zu setzen. Auch gestatte ich mir, bei dieser Gelegenheit nochmals auf meinen **für Mieter und Vermieter völlig kostenlosen Wohnungs-Nachweis** aufmerksam zu machen und **daran zu erinnern, dass ich Umzüge in constantester Weise besorge**. Meine Ausstellungsräume sind vollständig umgestaltet und mit neuen, hocheleganten Musterzimmern in jeder Preislage ausgestattet.

**M. MARKIEWICZ**  
BERLIN N., Friedrich-Strasse 111.





## Das neue Magazin

Heft 11

1904

<i>Versetzte Paravents</i>	Adolf Goetz
<i>Der «Herr» Kgl. Sächs. Sträfling</i>	Er selbst
<i>Der neue Lustmord</i>	Dr. Rich. Treitel
<i>Drei Lieder vom Blut und vom Traume</i>	Paul Leppin
<i>Verstand der Tiere</i>	Aug. Strindberg
<i>Die Zigaretenschachtel</i>	Wilhelm Uhde
<i>«Krank-Gemeldet» (nämlich Frhr. von Mirbach)</i>	Juvenal
<i>«Tropenkoller», Forderung Arenberg, und die Presse</i>	Henry Wenden
<i>Chronik:</i>	
<i>Die Bestinformierten</i>	Flaneur
<i>Die Schippeliade</i>	Juvenal
<i>Wozu der Lärm?</i>	Flaneur

---

# Schriftsteller

Bekannter Verlag übernimmt Druck und energisch. Vertrieb von Werken. Trägt einen Teil der Kosten. . . .  
Off. unt. W. L. 2189 an Haasenstein & Vogler A. G. Berlin W.8



Gesetzlich geschützter Apparat

## FIX-FIX

gestaltet die Haut jugendfrisch, belebt und weiss und konserviert sie in bisher unerreichter Weise.

**Fix-Fix** entfernt sicher Falten und Runzeln.

**Fix-Fix** beseitigt Hautfehler aller Art.

**Fix-Fix** ist ärztlich begutachtet im ärztlichen Gebrauch.

**Fix-Fix** ist keine orthop. Vorrichtung, daher keine Schlafbehinderung.

**Fix-Fix** ist ein Kohlensäure-Repansions-Verfahren.

**Fix-Fix** genügt als Schönheitsmittel höchsten Ansprüchen.

Einfachste Anwendung. Prospekte und Kataloge gratis und franko von

**Frau Dr. Bocks**, Moderne Toilettenkunst, Versandabteilung: BERLIN SW.11.



Bequeme Teilzahlung  
Preislisten gratis u. franko.

**NEUFELD** Flügel u. Pianinos

9× prämiert! Gespielt und empfohlen von Liszt, Kullak, Scharwenka, Paderewski, Hegner u. A. Specialität: Salon-Piano m. Flügelton.

Berlin, Charlottenstr. 19.

**PIANOS**



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

---

73. Jahrg.    Berlin, den 10. September 1904.    Heft 11.

---

## Versetzte Paravents

Vom Familienleben am Hofe Cleopolds, des Königs der Belger und Schützers der schönen Künste und Priesterinnen Terpsichorens, erzählt Geza Matachich im Memoirenwerk über die Vorgeschichte seiner Verurteilung und in Bezug auf die Prinzessin Luise folgendes:

«Prinzessin Luise war sechs Jahre alt, als sie eines Tages von ihrer Mutter den Auftrag erhielt, an eine geheime Adresse einen Brief zu befördern. Der König traf jedoch das Kind im Korridor und hielt es an, da er Verdacht schöpfte. Luise hielt sich aber tapfer, leugnete und lieferte den Brief nicht aus. «Von jenem Tage an,» erzählte die Prinzessin, «hasste mich mein Vater.» Dieser Hass warf dunkle Schatten auf die Jugend des Mädchens, das später von dem König gezwungen wurde, einen Mann zu heiraten, gegen den sie die grösste Abneigung empfand. Trotzdem entschlüpfte der Herzogin nur ein einziges Mal ein abfälliges Wort über ihren Vater. Das war im Frühjahr 1896 in Cannes, als sie zum ersten Male die Scheidung vom Herzog von Coburg zu betreiben suchte. Da hätte ihr der König der Belger sagen lassen, ihr Gatte sei ein «Paravent», was sie hinter diesem Paravent mache, «gehe die Welt nichts an.» Er wünsche, dass sie sich diesen Paravent erhalte. «Das ist schmutzig!» rief damals die Prinzessin unmutig aus. Prinz Philipp von Coburg hätte ihr ferner gesagt, dass er sie hauptsächlich geheiratet habe, weil er in ihre Mutter, die Königin der Belger, verliebt gewesen sei. Sie klagte darüber, dass er ihr das gesagt habe. Ferner hätte die Herzogin viel von den Nachstellungen ihres Schwagers, des jetzigen Fürsten von Bulgarien, erzählt, der eine wahre Leidenschaft zu ihr gefasst hatte. Er

hätte ihr sogar einen Dolch gegeben, um den Gatten zu töten. Auch Geld hätte er ihr angeboten, und unbeschreiblicher Ekel hätte sie über alle diese Dinge erfüllt, die sie allein zu tragen gehabt habe.»

Nun hat dieses Kapitel der Lebenstragödie der Prinzessin Luise einen vorläufigen Abschluss durch die Flucht aus Bad Elster gefunden.

Seit Jahr und Tag beschäftigte sich die öffentliche Meinung wiederholt mit der Frage der Internierung der Prinzessin Luise von Coburg in einer Heilanstalt, und es waren nicht die an Gewicht und Zahl geringsten Stimmen, die offen von einer schimpflichen, zwangsweisen Freiheitsberaubung sprachen. Luise von Coburg hatte dem väterlich weisen Rat doch wohl nicht zu entsprechen vermocht, so oft und so nachhaltig sie auch an ungezählten Beispielen sehn konnte, wie wohl sich der Königliche Belgische Landesvater hinter dem Paravent der Ehe sein lassen konnte.

Die Einzelheiten und Mutmassungen des bisher erfreulicherweise gelungenen Fluchtplanes können hier nicht erörtert werden: Dies wird in fast überreichem Masse von den findigen Tageszeitungs-Reportern getan. Allein die Frage, ob die Prinzessin Luise von Coburg geistig intakt oder schwach und demzufolge mit Recht der Freiheits- und Willensentziehung zu unterliegen hatte, muss aufs peinlichste erörtert werden.

Wer erinnert sich nicht noch der Luisen-Affaire in Sachsen? In wenigen Monaten jährt sich zum zweiten Male, dass auch weit über die Grenzen des grün-weißen Ländchens die Frage «Kloster oder Irrenhaus» in allen Schattierungen ventilert wurde.

Luise von Toskana, die ehemalige sächsische Kronprinzessin, glaubte sich geistig und körperlich durch uralte versteinertes Hofzeremoniell in dem Masse eingeengt, dass sie Aufgabe ihrer hohen Stellung, ewigen Abschied von ihren Kindern und Flucht einem «Paravent» vorzog.

Auch damals tauchte in offiziellen Kreisen, sogleich nach der vollzogenen Flucht die Absicht auf, Luise von Toskana als geistig gestört in einem Kloster oder Irrenhaus über ihre Tat nachdenken zu lassen. Doch zur Ausführung dieses Planes kam es nicht. Nicht etwa, dass es an den notwendigen Gutachten zur offiziellen Bekräftigung der Internierung gefehlt hätte. Der Psychiater muss doch schliesslich glauben, was die Umgebung der vermeintlich Kranken ihm von dieser erzählt. Und Worte sind dehnbar. Luise 1 blieb vor der schimpflichen Freiheitentziehung bewahrt.

Luise No. 2 aber musste doch jahrelang hinter einem Paravent aus Stein leben. Durch irrenärztliches Gutachten wurde sie des ordnungsgemässen Gebrauchs ihrer geistigen Kraft nicht für fähig erklärt, und zwar mit Hilfe einer geradezu grandiosen Begründung: Die Tatsache, dass sie mit ihrem Gatten nicht zusammenleben wollte, wurde von der autoritativen

österreichischen Seite als ganz besonderes Beweisstück geistigen Mindermasses gewertet. Man mag sich hiernach vorstellen, wieviel die übrigen Beweisgründe wert waren. Doch mit dem Effekt musste allein gerechnet werden. Luise von Coburg wurde einem Sanatorium überwiesen. Nicht etwa, um durch aufmerksame Pflege geheilt zu werden, sondern um jenseits der geistigen Welt unschädlich für den Paravent und den königlichen Vater gemacht zu werden. Denn es ist ja leicht erklärlich, dass ein König, dessen Antlitz schon ein weisser Bart schmückt, auf die Integrität der Familienehre ganz vorzüglich bedacht sein muss. Niemand wird es auch wagen zu sagen, dass Leopold von Belgien je gegen diese Forderung verstossen hat. — Gewiss nicht. Er war stets ein zärtlicher Familien- und Landesvater, und er sorgte und schützte sogar die Kleinsten der Kleinen im eignen und im Nachbarlande, sowohl in ernsten Stunden, als auch im frohsinnigen Genuss der schönsten Künste.

Es ist bekannt, dass und auf welche Weise Luise von Coburg in die Wechselaffäre verwickelt wurde, für die Geza Mattachich als Sündenbock in die Wüste geschickt wurde. Es ist auch nicht minder bekannt, dass alle rechtlich denkenden Menschen, ausgeschlossen die Richter, die ihn verurteilten, Geza Mattachich für vollkommen unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen stets erachteten. Doch der Psychiater und die Richter haben ja oft genug eine vom gewöhnlichen Verstand abweichende höhere Erkenntnis. Die Einen fühlten sich von der Schuld Mattachich hinreichend genug überzeugt, um ihn zur entsetzlichsten Kerkerstrafe zu verurteilen, die andern wiederum sprechen Luise von Coburg den Vollbesitz der geistigen Kräfte ab. Brauchbare Beamte, weise Beamte! Nun ist aber der ganze grosse Aufwand doch unnütz vertan, denn Luise von Coburg war pietätlos genug, den wissenschaftlichen Gutachtern ein Schnippchen zu schlagen, indem sie trotz attestierter geistiger Minderwertigkeit all die grossen und hohen Geister doch furchtbar an der Nase ziehn konnte. Ja, man möchte hiernach fast an die Richtigkeit der Worte glauben, die einem hiesigen hervorragenden Psychiater, aber wohl nur scherzweise, in den Mund gelegt werden. Niemand ist geistig vollkommen gesund, der nicht schon mal verrückt war. Danach gemessen, muss Luise von Coburg zur Zeit aber schon geistig übergesund sein, denn die in allen Punkten aufs feinste vorbereitete und durchgeführte Flucht stellt ihrem Scharfsinn jedes nur denkbare Lob aus. — In den Zeitungen wurde berichtet, dass der Herzog Ferdinand Philipp von Coburg eventuell mit diplomatischer Hilfe die Auslieferung der Prinzessin an ihn, den Eheherrn oder Paravent, durchzusetzen gedenke. Vielleicht veranlasst ihn nachträgliche Reue dazu, vielleicht auch etwas andres. Wer kanns wissen? Nur soviel steht fest, dass er zwar die von der Prinzessin angegebene Höhe der s. Z. erhaltenen Mitgift bestreitet, doch über die von der Prinzessin

geforderte Rückzahlung dieser Mitgift mit geradezu Mirbachischem Schweigen hinweggeht. Vielleicht muss er sich auch von dem Schreck erst sammeln? 's sind doch immerhin Millionen, die in Frage kommen, die aber der Prinzessin, die in der Erbschaftsklage gegen die königliche Majestät ihres Vaters schlecht abschnitt, jetzt gewiss sehr zu statten kommen würden. Verwunderlich bleibt aber, dass der Herr Herzog Ferdinand Philipp von Coburg nun plötzlich wieder den Wunsch verspürt, seine Gattin um sich zu haben, ein Wunsch, dessen Wert diese Gattin aber merkwürdigerweise gar nicht berücksichtigen zu wollen scheint. Ist der Herzog jetzt nicht mehr von der Geistesschwäche der Prinzessin Luise überzeugt, oder glaubt er, dass er ihr einen sichereren Schutz, als Paravent und als Gatte und Mitgiftverwalter bieten kann, als die Bewachung durch Aerzte, Dienerschaft und Agenten in der Heilanstalt Koswig und in Bad Elster? Welchen Wert konnte denn der Herzog darauf legen, durchaus im Ehebunde mit einer Frau bleiben zu wollen, die von österreichischen Autoritäten als nicht im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte erklärt wurde? Es müsste sich gerade eine plötzliche nachträgliche Neigung herausgestellt haben, die ihn den eigentümlichen Wunsch äussern liess. Leider dürfte diese herzogliche Neigung von der Prinzessin kaum erwidert werden, da sie sonst doch gewiss nichts Eiligeres zu tun gewusst hätte, als direkt von Elster dem hohen Gemahl, der gerade in Ungarn zur Jagd weilte, in die geöffneten Arme zu eilen. — — —

In zwei Jahren zwei Luisen, zwei Prinzessinnen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass sich gerade an diesen Namen zwei Ereignisse knüpfen, die himmelweit von dem Nimbus entfernt sind, den die Tradition als Begriff um den Namen Luise wob.

Nur in einem Punkte gleicht sich das Schicksal aller drei Luisen. Die Tage ihres Unglücks überwiegen weitaus die Tage ihres Glücks.

Wie eine schöne Sage lebt die erste Luise im Volksleben, von der zweiten künden nur selten noch Berichte. Man sagt, dass sie sich in Sehnsucht nach ihren Kindern verzehre und dass sie heisse Reue über ihr hartes, selbstgeschaffenes Schicksal empfinde.

Nichts dergleichen wird die dritte Luise gern von sich sagen lassen wollen. Ihr bisheriges Leben war eine Kerkerhaft, aus der sie endlich mit Hilfe treu ergebener Freunde entinnen konnte. Nun sucht sie Ruhe im verborgensten Winkel, Ruhe vor dem Gatten und dem Vater.

Wann endlich wird man lernen, diesen Wunsch zu respektieren? Sobald die Presse ihre Mitwirkung versagt, ist zu hoffen, dass Luise von Coburg nie wieder gezwungen wird, hinter dem Paravent einen Schutz zu suchen, der, wie sie selbst sagte, ihr mehr als Ekel erregend und Schmutz erschien.

Adolf Goetz.

# Der <Herr> Kgl. Sächs. Sträfling Das Entrée

«Sie werden hierdurch aufgefordert, Sich zum Antritt der durch vollstreckbares Urteil vom . . . Februar 03 gegen Sie erkannten Strafe von

**sechs Monaten**

am . . . , vormittags 9 Uhr, bei der unterzeichneten Königlichen Staatsanwaltschaft zu melden.

Im Nichterscheinungsfalle wird . . . —

Was weiter folgt, bleibe der Kombination überlassen.

Mit dieser durch Stil und Orthographie denkwürdigen Verfügung wurde mir also eines schönen Tags kund und zu wissen getan, dass ich mich nunmehr der liebevollen, zärtlichen Pension und sonstiger Fürsorge der gestrengen Obrigkeit zu überantworten hätte.

Die zwischen Eintreffen dieser Einladung und dem Stellungstermin liegende Frist war ungeachtet der nahen Landesgrenze so «lang» bemessen, dass ich die Regelung wichtiger beruflicher und privater Angelegenheit mit einigem Müheaufwand gerade noch unterlassen konnte.

Am festgesetzten Tag zur angegebenen Zeit stellte ich mich nun ein, damit dem armen Staate nicht gar etwa noch die Kosten einer Verhaftung aufgehalst würden.

Es fand eine nach Lage der Dinge gemessene Begrüssung mit dem Hüter der Gesetze und der Erhebung der öffentlichen Anklage betrauten Staatsanwalts statt, der mir in sehr lebenswürdiger Weise die Genehmigung zur Selbstgestaltung in der entfernt liegenden Anstalt Z. verkündete. Mir blühte also noch eine Galgenfrist von einigen Stunden. Um diese aber nach Wertwürdigen zu können, wurde ich zunächst zweckentsprechend vorbereitet, was folgendermassen geschah:

Ich ging, oder besser, wurde unter Assistenz eines Dieners in die Gerichtsanstalt zur Feststellung meiner Personalien und Aufnahme der Leibeseffekten gegangen. Kaum war ich hinter der kleinen Pforte, die das Diesseits vom Inferno trennt, verschwunden, so atmete ich auch schon die bessere Luft der teils vollkommen bekehrten, teils noch in «solcher Arbeit» befindlichen Sünder. Auf einem grauen Bogen wurden nun die Kleidungsstücke und

das Signalement «des Gefangenen», folgt mein bürgerlicher Name nebst Berufstitel, fein säuberlich niedergeschrieben und von mir gegengezeichnet. Weiter beaugenscheinigte noch der Arzt mein Aeussres, beklopfte mein Innres und bescheinigte mir, «dass ich transportfähig und arbeitsfähig sei» — womit ich entlassen war. Nun hiess es sich beeilen, denn der in etwa 1½ Stunden fällige Zug musste meine irdische Hülle, nebst Handpacket und einigen Groschen darüber mit nach Z. führen, wenn anders nicht verfahren werden müsste, wie gedruckt steht auf der Ladung, Schlussabsatz!

Ich trank, wie in solchem Falle wohl üblich, im Freundeskreise schnell eins mehr, nur zur Betäubung, und liess mich dann geleiten.

Nach vierstündiger Fahrt, während der die Betäubung wich, langte ich am Ziel an. Meine Sinne erwogen nun, ob es geraten sei, direkten Wegs zum Ort des Schreckens zu pilgern, sogar der niederträchtige Gedanke, dass es bis zur Grenze sündhaft nahe sei, überkam mich für einige Minuten, dann aber machte ich mich doch entschlossen auf den Weg. Es gab kein Entzinnen.

Viel zu schnell durchwanderte ich den Weg vom Bahnhof bis zur «Königlich sächsischen Strafanstalt».

Hier starrte mich ein vorsintflutlicher Klingelzug wie eine höhnische Fratze an, gleichsam als wollte er mir die verhängnisvollen Worte zurufen: Ziehe mich, ziehe mich! — —

Ein energischer Ruck! —

Vorbei!

«Ich melde mich zum Strafantritt!»

Nun wars mit dem Alleingehn zu Ende. Zwei Aufseher erwiesen mir sogleich die Ehre der Begleitung und führten mich vor das Antlitz des gestrengen Herrn Oberaufsehers, der da thronet zwischen Hosen, Jacken, Trittschen und allem, was sein ist, nämlich des Staats.

Mit überraschender Schnelligkeit wurde die Metamorphose meines äussern Menschen vollzogen. Ohne irgendwie die Hilfe eines Konfektionärs in Anspruch zu nehmen, wurde festgestellt, dass die mir von Rechts- und Staatswegen zur Verfügung gestellten «Sachen» tadellos passten.

Mein «Zivilistenpack» verschwand in einem Sack, um hier der Erweckung nach einem halben Jahr zu harren.

Vor mir wurde schnell noch eine kleine Bescherung aufgebaut, nur nützliche Dinge, als da sind: 2 Krüge, 1 Kanne etc. Mit verlangenden Blicken übersah ich diese Herrlichkeiten. Weiter sah ich noch einen Tisch, vor dem stand ein Säbel, an dem Säbel



aber war ein Mann angeschnallt, und dieser Mann war mein jetziger «Herr Vorgesetzter», der Herr Aufseher.

«Ich führe jetzt den «Mann» zum Baden.» Dies galt wieder mir. Ich träumte nicht mehr, starrte auch nicht ins Leere, sondern folgte dem Voranschreitenden.

Es ging nicht direkt zum Bad. Meine Haartracht missfiel dem prüfenden Auge des Herrn Aufsehers. «Viel zu lang. Wollen wer gleich emol egal schneiden lassen.» Wir — wir, aber ich wurde doch nicht gefragt. Und protestieren? Lächerlich. Der Herr Aufseher wird schon wissen, was er darf. Also hielt ich ruhig und still und fühlte, wie der scharfe Stahl dem Willen des Herrn Aufsehers entsprach, denn es steht geschrieben in der Anstaltsordnung: § 10 Absatz e II. «Für die andern Gefangenen, denen bei der Einlieferung Haar- und Barttracht nur aus Gründen der Reinlichkeit und Schicklichkeit verändert wird» — u. s. w. Also man verstehe. Das Haar wird nicht geschnitten, sondern allein aus Reinlichkeits- und Schicklichkeitsgründen verändert. Reinlichkeit aber muss sein — und auch der Schicklichkeit wird in einem geordneten Staatswesen kaum zu entraten sein, zumal man hier von den Wegen der Vorsehung so schicklichkeitsverständige Leute, wie die Herren Aufseher, zur Seite gestellt bekommen hat. Nach dem der Schicklichkeit gespendeten Tribut gings zum «Gebadetwerden».

Man ist nunmehr äusserlich der neuen Würde entsprechend gekleidet, verändert und eingetragen. Nun zur Zelle. Der Schlüssel wird umgedreht, einmal — zweimal — o, was ist man doch für ein gefährlicher Mensch, zweimal wird man abgeschlossen. Die Zelle ist finster. Am ersten Tag gibts kein Licht. Das ist so der Brauch und auch Vorschrift. Es lohnte ja auch kaum. Das «Abspeisen» beginnt ja schon — und danach ist ja offiziell Nacht und Schlafenszeit.

«Da stehts Essen», wurde mir noch zugerufen, dann leuchtete ein schweigender Uniformträger alle Winkel der «Aufnahmezelle» ab, ob ich nicht inzwischen einen unterirdischen Gang ins Freie gegraben hatte. Vorsicht ist nun mal der Obergott der Herrn Aufseher.

Die erste Nacht im Gefängnis!

Wie leicht und süß schlummert sich doch auf dem königlich sächsischen Strohsack, dessen Stroh allerdings zermahlen genug ist, um von jedem preussischen Pferd mit anständigen Grundsätzen verächtlich zurückgewiesen zu werden.

Das fehlende Kopfkissen ersetzte ich durch den Rest des sanften Ruhe Kissens, das mir das gute Gewissen auf besonderes Bitten überliess. Auch an der gewohnten Abendlektüre

hatte ich keinen Mangel. Mit gütigst zur Verfügung gestellter Lampe durfte ich sogleich nach der Internierung etwas geistige Anstaltskost in mich aufnehmen, die im schönen Sachsenlande also anhebt:

### Verhaltens-Vorschriften für Gefangene.

Eingeführt durch Verordnung vom 20. Juni 1899.

Dresden.

-----

Hierauf folgt eine Weile Schweigen. Diesem aber ein Inhalts-Verzeichnis, das die respektable Zahl von 33 Nummern angibt. 33 Vorschriften, strenge Vorschriften, mit denen nicht gespasst werden darf. Man höre nur aufmerksam zu. Gehorsam steht, wie nicht anders zu erwarten, ganz obenan. Erst Gehorsam, dann Ruhe, beide erste Bürger-, um wieviel mehr Sträflingspflichten. Dann folgen «Vergehungen», die man meiden soll, sonst gibt es disziplinarische Abndung, wenn nicht Schlimmres. «Beschränkung des Verkehrs», Achtungsbezeugung, Nachtruhe, Arbeitsbelohnung, Spargelderbuch, Belohnung guten Verhaltens und mehr Dinge folgen. Zweimal liest man «Belohnungen». In der Welt ists doch schön und Gerechtigkeit beherrscht sie. Man fühlt immer klarer, dass man ein grosser Sünder sei, zwischen-durch wiederholte ich dann in tiefer Zerknirschung das Wort «Belohnung», bis zum Schluss der Säbel des Herrn Aufsehers, die ungezählten Trinkkrüge des Inventariums, die Trittschen und Pantoffel, wies mir vorkommt, einen Höllentanz vor mir aufführten — — —

Es ist wirklich gut, dass ich aus solchen Träumereien geweckt werde. Ich habe den Sinn für Zeit und Ort schon ganz verloren.

Die ersten Morgenstunden verbrachte ich im dumpfen Hinbrüten. Da knarrte die Tür.

Mitkommen! Zum Herrn Direktor! Durch endlose Gänge führt der Weg, hie und da zuckt ein Flämmchen auf und gibt spärliches Licht. Ueberall aber Ordnung, Ordnung.

«Nicht anklopfen, nicht grüssen, nur Stellung nehmen!»

Ach so, das gilt wieder mir. Wir stehn vor einer Tür.

«Los, rein!»

«Sie sind also der — — —?»

«Jawohl!»

«Sie haben 6 Monat! wegen Beleidigung der Behörde.»

-----

Aus den Akten wird mir nun vorgelesen, was ich begangen habe. Es klingt immer wieder neu. Ja, die Akten, die sind des

Lebens Würze. Im «Hlgen römischen Reych tevtzscher Nazion» ist ein Mensch ohne Akten überhaupt kein Mensch. Glücklicherweise wird aber der Menschenwürde bei uns zu Lande in ganz aufopferungsvoller Weise das Ihrige gegeben. Es hat jedermann sein Aktenbündel, wenn nicht gar zwei oder noch mehrere. Und gar Mancher würde sich höchlichst erstaunt betrachten, wüsste er von sich, was die Behörde von ihm weiss — aus den «Akten» weiss. Von Abscheu würde dann dieser bewusste «mancher Mann» sich zuvörderst anspuken und sodann aus der geschmierten schwarzen Haut zu fahren bestrebt sein, die seine noch schwärzere Seele umschliesst. Gelänge ihm dieses aber, so dass er plötzlich neben der schwarzen Haut stände, so brächte ihn zweifellos sofort ein Schutzmann zur nächsten Wache, da es doch offenbar ist, dass er hinreichend verdächtig erscheint, die Behörde haben hinters Licht führen zu wollen, und öffentliches Aergernis hervorgerufen habe. Die schwarze Haut käme dann auch zu den Akten, der aus der Haut Gefahrene würde aber eine amtliche Hülle bekommen. Nein, das ist also wieder nichts.

Noch einmal werde ich aus der Zellenruhe aufgestört.

Mitkommen! Zum Herrn Oberarzt! Wieder durch die endlosen Gänge, auch die einzelnen Gasflämmchen zucken noch immer gespenstisch auf — aber sie erlöschen nicht.

Auszieln!

Aha, ich verstehe, es soll schnell gehn.

Hier auf die Wage! — Hierher! Nun zum Messen, dann zur Untersuchung!

Nie im Leben dürfte man im gleichen Masse wieder so gesund und arbeitsfähig befunden werden. Fertig — raus! —

Schnell anziehn! Zurück in die Zelle. Wieder nur auf Minuten. Dann gehts zur Vervollständigung des persönlichen Bedarfs und der Inventarstücke. Einen Krug braucht der Mensch, zwei der Sträfling. Auch einen Kamm, einen Waschlappen, ein Stück Seife und eine Schlafdecke soll der Sträfling haben und 6 schwarze Eisenknöpfe für die Arbeitsjacke. Was er haben muss — das bekommt er auch.

Mütze aufsetzen — mitkommen.

Das war der Umzug ins Zellenhaus!

Ah — hier siehts freilich schon besser aus, was besser —?

Das ist ja alles direkt elegant und komfortabel! Nun soll mir noch ein Mensch auf die Gefängnisse schimpfen. Grossartig. An der Wand eine Gaslampe — Gasglühlicht sogar — wirklich grossartig. Nein, diese Menge Möbel, und das grosse Fenster. Ist allerdings vergittert und undurchsichtig — — —

Neugierig betrachtet und befühlt man alle Dinge. Man

muss sich doch orientieren. Es könnte ja geheime Türen geben! Hat man nie so etwas gelesen? Aber nein, es gibt keine geheimen Türen, überhaupt nichts Geheimnisvolles — 's ist alles ehrlich, alles offen — — alles — bis auf einen Blechdeckel! Wir leben in einem geordneten Staatswesen, in dem man weiss, was man Sitte und Ordnung schuldig ist — und dann ist der Geruch unhygienisch —; daher ist also ein schwerer Blechdeckel vorhanden — sogar mit aufgedruckter Nummer — und schliesst von selbst!

Was nun?

Die Sehnsucht nach Arbeit beginnt sich einzustellen. Das Beziehen der Schlafdecke und des Kopfkissens kann nur mit Beding als solche gelten, wenn man auch hierbei wiederum zu sehr eingehenden Betrachtungen geneigt ist. Wie schnell man sich nur in die wirtschaftlichen Arbeiten hineinfndet — an der Wand, oberhalb der Gaslampe, mit Glocke und Glühstrumpf, hängen Drucksachen. Neue Lektüre. Die schlechten Erfahrungen mit den ersten schrecken nicht ab. Man muss sogleich feststellen, was da also hängt und geschrieben steht:

### «Besondere Vorschriften für Zellengefangene.»

Die muss man kennen lernen.

#### Bedeutung der Glockenzeichen:

<b>Morgens.</b>	Erstes Glockenzeichen (5 <sup>h</sup> )	Aufstehen, Ankleiden, Ordnen des Lagers (Abspeisen)
	Zweites „ (5 <sup>3/4</sup> h)	Beginn der Arbeit.
<b>Mittags.</b>	Erstes „ (12 <sup>h</sup> )	Arbeitspause (Abspeisen)
	Zweites „ (12 <sup>1/2</sup> h)	Wiederbeginn der Arbeit
<b>Abends.</b>	Erstes „ (7 <sup>h</sup> )	Aufhören der Arbeit (Abspeisen)
	Zweites „ (7 <sup>1/2</sup> h)	Schlafengehen (Im Winter: vorher Gashahn ausdrehen).

#### Besondere Glockenzeichen.

Glockenzeichen bei Nachtgewitter bedeutet:

Aufstehen, Ankleiden und Warten —  
bis wieder zum Auskleiden und Niederlegen  
geläutet wird.

## Zellen-Klingel.

### Der Gefangene klingelt

einmal, wenn er etwas nötig braucht;  
mehrmals hintereinander, wenn er schneller Hilfe bedarf.

### Verboten ist namentlich:

Unnötiges Klingeln  
Hinaussehen zum Fenster  
Verstopfen und Beschmieren des Türglases  
Benutzen der Lagerstätte am Tage  
Stehenlassen von schmutzigem Wasser  
Aufhängen (!) von Sachen (!) am Fenster  
Aufhängen (!) von Materialien am Gasarm.

## Ausgang und Rückkehr.

Vor dem Ablaufen zur Bewegung im Freien ist:

das Fenster zu öffnen  
die Zelle in Ordnung zu bringen  
das Werkzeug geordnet auf den Tisch zu legen.

Die Zellentür ist nach dem Aufschliessen nicht eher zu öffnen, als das Ablaufen beginnt.

Bei jeder Rückkehr in die Zelle von einem allgemeinen Ausgang hat der Gefangene beim Zuschliessen der Zelle mit einem deutlichen «hier» sich zu melden.

Das Füttern der Tauben ist streng verboten und wird mit Brotentziehung resp. disziplinarisch bestraft.

Warum steht nun ein zweimaliges Aufhängeverbot da? Da muss man sich ja allerlei dabei denken. Nicht zum Fenster raussehn. Ueberflüssiges Verbot. Wer kann durch Milchscheiben sehn? Oder beim Oeffnen? Da ists eben so unmöglich; man müsste denn gerade die Kunst der Schlangenmenschen beherrschen, die sich erst mit der Zeit und wachsenden Neugier einstellt. Was heisst übrigens «Ablauf zu Bewegung im Freien»? Zwei Tage später wusste ichs schon. Solche Sprachverschwendung!

*Im nächsten Heft des neuen Magazins bringen wir noch weitere, ebenso genau der Wirklichkeit entsprechende Schilderungen aus dem sächsischen Gefängnisleben. Wir drucken diese im Gefängnis niedergeschriebenen Aufzeichnungen unsres geschätzten Mitarbeiters um so beruhigter ab, da ja auch die Redaktion des neuen Magazins den sächsischen Staub von den Füßen geschüttelt hat.*

D. R.

## Der neue Lustmord

Die Mordchronik Berlins ist schon wieder um einen Fall reicher geworden. Am Morgen des 31. August wurde die Leiche der etwa elfjährigen Margarete Koschorreck unter allen Anzeichen des Lustmordes im Keller eines Hauses in der Franseckistrasse im Norden Berlins aufgefunden. Ein neuer Lustmord. Man kann nunmehr schon fast sagen: der typische Mord der Grosstadt. Der Mord auf sexuellem Untergrund. Wie treten ihm gegenüber alle die frühern Typen zurück: der Mord aus Eifersucht, der Raubmord. Jetzt regiert der Lustmord die Stunde.

In der ersten Zeit, als er vorkam, erörterte man das psychologische Problem. Mit allen Hilfsmitteln und Erkenntnissen, die die Psychopathologie einem gab, stieg man hinab in die Abgründtiefen eines Seelenlebens, das zur Befriedigung seiner Lust vor dem Morde nicht zurückscheute. Die Zusammenhänge von Liebe und Grausamkeit wurden aktuell. Das befreiende Schlagwort, das alles zusammenfasste, alles erklären sollte, war der Sadismus. Sadismus in seiner furchtbarsten Form ist und war der Lustmord. Und Sadismus war eine Erscheinung, die sich nur bei anormal veranlagten Menschen zeigte. Er fiel ins Gebiet der Perversionen, der krankhaften Entartungen des Geschlechtstrieb. Bei der Annahme der Einheitlichkeit unsres geistigen Lebens ergab sich die Folgerung, dass jede Störung des Empfindungslebens das gesamte Geistesleben ergreift, dass teilweise Störungen eines Zweiges unsres Geisteslebens bei sonstiger Unversehrtheit des Geistes nicht möglich sind. So kam man zu der einlullenden Feststellung, dass man es mit geisteskranken Verbrechern zu tun habe. Wenigstens vom Standpunkte der Psychopathologie. Diese furchtbaren Menschen, die ein Kind hinschlachten, um ihren Lüsten zu fröhnen, sind Geistesranke. Und so war der pressende Druck von der Menschheit genommen, dass sie diese Exemplare als normale Menschen anerkennen solle und müsse.

Wenn auch die Ergebnisse dieser Deduktion ihrem wissenschaftlichen Wert nach bestritten sind; wenn auch fernerhin durchaus nicht alle Sadisten und Lustmörder als zurechnungsfähig im Sinne des § 51 des Strafgesetzbuchs angesehen werden, — diese Deduktionen vom psychologischen Standpunkte aus waren nicht das Gefährliche an den Erörterungen, die sich an die Lustmorde knüpften. Durch sie ist der Lustmord, der bis vor ganz kurzer Zeit nur ein Kriminalisten und Medizinern be-

kannter Begriff war, nicht zu der Popularität gelangt, deren er sich heute erfreut.

Ausser den psychologischen Betrachtungen über den Lustmord findet man in den Zeitungen eingehende Tatberichte. «Ueber den grauenhaften Fall gehn uns nachstehende Mitteilungen zu;» «wir haben folgendes festgestellt.» Und nun folgen die Berichte; bis ins kleinste Detail wird alles aufgetischt, was ermittelt worden ist.

Die Wirkung, die derartige Berichte ausüben, ist recht merkwürdig. Es ist eine Tatsache, die für den Kriminalisten nicht neu ist, dass Verbrecher ein besonderes Gefallen an der Schilderung von fein ausgeführten Verbrechen finden. Bei Dieben ist es nicht die Schilderung als solche, die ihnen gefällt. Für sie ist die Mitteilung guter Diebeskniffe einfach Unterricht. Sie lernen den Kniff, und vermehren damit die Fertigkeiten und Kenntnisse, die ihr «Beruf» von jedem von ihnen verlangt. Das ist ein Grund, weshalb man es vermeidet, alte Landstreicher und Diebe, die mit allen Hunden gehetzt sind, mit jungen Leuten in eine gemeinschaftliche Zelle zu setzen. Die Jungen berauschen sich zu leicht an den Erzählungen der Heldentaten der Alten. Man hat nicht ohne Grund das Gefängnis die Hochschule des Verbrechers genannt. Besonders des angehenden Verbrechers, der vielleicht auf kurze Zeit wegen irgend einer kleinen Vergehung ins Gefängnis gesteckt worden ist. Alle guten Regungen werden in ihm erstickt; es wird ihm nur von Mitteln erzählt, wie man, ohne zu arbeiten, gut leben könne. Die Tricks hageln nur so auf ihn herab. Und kommt er aus dem Gefängnis heraus, so sucht er Arbeit, — oder er erprobt gleich das praktisch, was ihm erzählt worden ist, weil ihm auch gleich mitgeteilt wurde, dass Arbeit für einen vorbestraften Menschen sich nur schwer finden lasse.

Aus dieser kriminalistischen Erfahrung, die nach den Forderungen der neuern Kriminalistenschule zur möglichsten Einschränkung kurzzeitiger Freiheitsstrafen, besonders für Jugendliche, führen soll, kann man ersehnen, welche Bedeutung die Nachahmung für Verbrecher hat.

Muss man aber nicht unterscheiden zwischen gewerbsmässig auszuübenden Verbrechen, wie es der Diebstahl ist oder sein kann, und zwischen dem grössten Verbrechen, das wir kennen, dem Mord?

Der Dieb stiehlt, um sich vor einer Notlage zu schützen, der gewerbsmässige, um dauernd aus den Erträgen seiner Diebstähle zu leben. Wer dies dauernd tun will, muss geschickt sein; er muss mit allen Kniffen wohl vertraut sein; er muss jede Errungenschaft der Technik zu nützen wissen, die für sein Gebiet förderlich ist. Also bei ihm kann man sehn, wie wichtig es für ihn ist, gute Berichte über gelungene Diebstähle zu hören oder zu lesen.

Aber beim Mörder? Wenn einer zu einer so furchtbaren Tat schreitet, sollte er auch tüfteln und nachdenken, wie er sie ausführe, wie er die Spuren beseitige? Von einer hervorragenden Seite ist jeder Mörder als geisteskrank bezeichnet worden; trotz der anscheinend vorhandenen Ueberlegung, mit der er alle seine Massnahmen zur Tat getroffen hat. Die Meinung hat natürlich das Strafsystem keines Landes akzeptiert noch akzeptieren können.

Man wird an ihr besonders zweifeln, wenn man die verschiedenen Mordtaten in Berlin betrachtet. Bei ihnen ist es ersichtlich, welch unheilvollen Einfluss die Nachahmungssucht gezeitigt hat.

Um die Spuren eines Verbrechens zu verdecken, der eine Frau zum Opfer gefallen ist, zerstückelt sie der, der die Strafe fürchtet. Man entdeckt die Leichenteile. Man erkennt die Schwierigkeit der Rekognoszierung, der Prüfung der Zusammengehörigkeit der Leichenteile, — und damit der Entdeckung des Täters.

Das Beispiel ist gegeben. Der Mörder der Lucie Berlin ahmt es nach. Haarklein. Auch der letzte Fall — Margarete Koschorreck — ist «nach Beispiel gearbeitet». Mit kleinen Variationen eine Nachahmung des Falles der Gips-Schulzen.

Sind das Proben von Nachahmung?

Und noch ein andres wirkt mit. Nicht als Motiv für den Mörder. Selbstverständlich nicht. Sondern als ein etwas, was unter anderm ebenfalls ein Baustein für die Tat abgeben soll, die ein Mörder ausführen will.

Aus den verschwiegenen Bureaus der Untersuchungsrichter und aus denen der Staatsanwaltschaft dringen Gerüchte. Es sei eins zitiert, das in einer Montags-Zeitung stand. Es handelt sich darum, dass die Staatsanwaltschaft die Sache Berger in die Voruntersuchung zurückgegeben hat, nachdem die Voruntersuchung bereits geschlossen war. Woher weiss jemand dieses Internum? Weiter steht da zu lesen: «Bemerkenswert ist, dass die ärztlichen Gutachten darüber uneinig sind, ob der Tod der kleinen Lucie Berlin durch Ersticken oder durch Stichwunden erst nachträglich eingetreten ist. Die Staatsanwaltschaft sieht sich daher vor die Alternative gestellt, entweder die Anklage auf Mord oder auf Körperverletzung mit tödlichem Ausgange zu formulieren.» Der letzte Satz ist gesperrt gedruckt. Ich frage wieder: Woher weiss das das Montagsblatt? Ist nicht die Voruntersuchung geheim? Welchem Interesse sollen die Mitteilungen entgegenkommen? Welcher Staatsbürger interessiert sich dafür jetzt, wo noch alles nicht einmal so weit geklärt ist, dass die Staatsanwaltschaft eine Anklage aufbauen kann? Aber die Verbrecher haben Interesse für solche Mitteilungen. Sie hören von der Unsicherheit, mit der die ärztlichen Gutachter dem Falle gegenüberstehn. Sie hören auch von den Zweifeln der Staatsanwaltschaft.



Unbegründete Angst? Es fragt sich. Im übrigen dürfte gerade hier ein wenig zu viel nicht unangebracht sein.

Wäre es nicht besser, die Presse würde von amtlicher Stelle mit Nachrichten versorgt, an deren weiterer Aufklärung die Behörde ein Interesse hat? Dann erführe das Publikum, wie es einer anhängigen Sache nützen kann. Und es würde nicht weiter mit solchen Sensationsmitteilungen gewirtschaftet werden, deren Wirkungen ebenso unabsehbar wie unbeabsichtigt sind.

Berlin.

Dr. Richard Treitel.

## Drei Lieder vom Blut und vom Traume

von Paul Leppin

### I.

Mein Blut ist ein rotes Opferlicht  
Mit tausend Kronen und Funken,  
Es haben die Frauen mit frommem Gesicht  
Mein schauerndes Blut getrunken.

Sie haben sich Mund und Nacken beneht  
Und wollten ihr Herz drin baden,  
Durch meine Träume rauscht es jetzt  
In purpurnen Raskaden.

Mein rotes Blut ist freu und arg,  
Es brennt auf Deinen Händen.  
Es legt sich zu Dir in den Sarg  
Mit Sprüchen und Legenden.

Das wäscht keine Liebe des Lebens mehr los,  
Mein Blut macht Klüfte und Flecken —  
Aus seinem Schaum streckt bleich und groß  
Die hageren Arme — der Schrecken.

### II.

Mein Traum war eine Lampe — ihr Licht verlosch im Wind,  
Und meine große Sehnsucht ward kesselarm und blind. —  
Es brannte drin ein Märchen aus rubinrotem Glas,  
Wie hams, daß ich den Frühling und seine Rosen vergaß?

Nach meine jungen Hände, die waren andachtschwer,  
 Jetzt sind sie müde geworden und grüßen niemand mehr;  
 Verschneit sind alle Bäume, die ich in Blüten traf,  
 Und meine heißen Augen die weinen wie im Schlaf.

Ich habe zuviel gebelet und habe zuviel gedacht,  
 Ich denke noch heute zuweilen an eine Sommernacht,  
 An viele törichte Lieder, die ich einmal ersann,  
 Und wie ich alles vergessen — selbst das Liebste dann.

Ich schäme mich vor den Leuten ohne Stab und Licht,  
 Sie gehn an mir vorüber und schaun mir ins Gesicht —  
 Wo sind die goldnen Kränze, die ich zu Boden warf? —  
 Wo ist ein Herz im Leben, das ich noch lieben darf? —

### III.

Es steht eine Mühle wo irgend im Thal,  
 Zwischen Rosen und silbernen Saaten,  
 Dort ist mein Herz im Traum einmal  
 Zwischen die Mühlensteine geraten.

Jetzt muß ich wandern die Straßen entlang  
 Und kann die Mühle nicht finden,  
 Mich quälen die Grillen mit ihrem Gesang  
 In den blühenden Ackerwinden.

Ein Mädcl sagte, arm und blond,  
 Mit braunen Kinderwangen,  
 Daß sie noch keiner erreichen konnt,  
 Der sie suchen gegangen.

Die Glocken läuten übers Feld  
 Durch die schauernden Pappelbäume,  
 Die Mühle ist weit wie Gottes Welt  
 Und dunkel wie meine Träume. —



# Verstand der Tiere<sup>\*)</sup>

Der Irrtum, der Instinkt der Tiere sei etwas ganz andres, Unfreies, Unbewegliches im Vergleich mit dem Urteilsvermögen des Menschen, ist in unsrer, der naturwissenschaftlichen Epoche längst beseitigt worden. Unter anderm hat man beobachtet, dass die Bienen, die ins heisse Australien eingeführt wurden, wo das Wachs schmilzt und Blumen das ganze Jahr über im Freien blühen, nach Verlauf weniger Jahre aufhörten, Honig zu sammeln, also fähig waren, etwa so zu räsonnieren: hier wird es nicht Winter, also braucht man auch keinen Honig zu sammeln.

Aber der Entdeckung, dass der Mensch auch ein Tier ist und die Seelenkräfte der Tiere nur in höher entwickeltem Grade besitzt, folgte eine voreilige Ueberschätzung der Intelligenz der Tiere, und die inkorrekte Schlussfolgerung: Mensch und Tier sind in allen Fällen gleich, da sie sich in einigen gleichen, fand eine unangenehme Verbreitung. Man bekam Bücher von gebildeten Männern zu lesen, in denen z. B. der Hund neben oder über den Menschen gestellt wurde.

Als ich zum ersten Mal den Hirschkäfer, den grössten Käfer Skandinaviens, auf einem Fusswege traf, blieb ich stehn, erfreut, die ungewöhnliche Bekanntschaft zu machen, und da Höchstderselbe durchaus keine Furcht zeigte, konnte ich ungestört ihn und er mich betrachten. Um die Kraft seiner hochentwickelten Oberkiefer zu ermitteln, streckte ich dem Feinde meinen Stock entgegen. Anstatt zu fliehn, was intelligenter gewesen wäre, als gegen einen überlegenen Feind schlecht zu fechten, setzt sich der kleine Tropf aufs Hinterteil und beisst in die Stockzwinge. Dieses Zeichen eines mangelnden Urteilsvermögens brachte mich dazu, an der vielgerühmten Unterscheidungsgabe bei einer so sehr hoch stehenden Tierart, wie es der Hirschkäfer ist, zu zweifeln; und ich war damals von dem ältern Vorurteil eingenommen, das dem Springkäfer (Elater), Spinnen und einigen andern die Fähigkeit zuschreibt, sich tot zu stellen, um sich vom Feinde wegzuschwindeln. Wer einen Springkäfer in die Hand genommen, hat gesehen, wie er auf den Rücken zu kommen sucht und seine sechs Beine einzieht, als ob es mit ihm zu Ende wäre. Doch während der Sieger den Heuchler betrachtet, lässt dieser eine kleine Federmechanik aufspringen, die zwischen Brust und Magen greift, und schleudert sich damit einige Ellen weit fort. Dies mag vielleicht listig genug sein, wenn er einen Maulwurf oder einen Vogel dúpieren will, obgleich ich an seiner Stelle lieber zu den Flügeln greifen würde, doch mit solchen Possen Menschenhänden entkommen zu suchen, scheint weniger wohlbedacht. Mit unverstellter Freude las ich darum kürzlich eine Entlarvung des Springkäfers, der nun nicht mehr die Fähigkeit besitzen soll, den Tod zu simulieren, sondern, wie man bestimmt behauptet, von Furcht gelähmt wird und wirklich scheinot daliegt.

<sup>\*)</sup> Das ist unser Beitrag zum «klugen Hans». Die Red.

Ganz wie das Huhn, von dem man noch zur Zeit des Athanasius Kircherus glaubte, es bilde sich ein, ein Kreidestrich auf dem Schnabel sei ein Band, das es festhalte. Das Experiment, das in unsern Tagen von ungläubigen Geistern erneuert wurde, hat jedoch an den Tag gebracht, dass das Huhn auch ohne den Kreidestrich liegen bleibt, also jedenfalls von Furcht gelähmt ist.

Auf der einen Seite also ein Ueberschätzen und auf der andern ein Unterschätzen; einerseits kann man dem Springkäfer die Fähigkeit der Verstellung nicht zuerkennen, andererseits darf man aber nicht glauben, das Huhn sei so leicht anzuführen. Das Denkvermögen der Tiere muss je nach dem Entwicklungsgrad ziemlich vorsichtig eingeschätzt werden.

Ehe ich vom Hund, den man für das klügste Tier hält, spreche, muss ich mich ein wenig mit der eigenartigen Menschengattung, der sog. Hundeliebhaber, beschäftigen. Muss dabei zunächst das cynische Glaubensbekenntnis ablegen, dass ich zu den Indifferenten mit starker Anlage zum Hundehass gehöre, den ich ererbt oder erworben habe, vielleicht beides.

Nach allem, was ich habe summieren können, ist der ausgeprägte Hundeliebhaber, wenn er nicht Jäger, Schäfer ist oder sonst irgend welchen sichtlichen Nutzen von seinem Tier haben kann, ein kleiner Despot, der stets an seine Oberhoheit erinnert werden und zu jeder Stunde des Tages Sklavengehorsam haben will. Wenn er unter Menschen den Kampf um ein Stück Macht nicht bestehen können, kauft er einen Hund, mit dem er sich bald selber identifiziert, sei es aus angeborener Sympathie oder Verwechslung. Und das Recht, seinen Nächsten zu beunruhigen, was das Gesetz ihm verbietet, überträgt er auf seinen Stellvertreter. Er selbst darf nicht schmutzig, nass und stinkend in einen öffentlichen Speisesaal eintreten, aber seinen Hund lässt er sich unter den Tisch eines unschuldigen Mitmenschen legen. Und wenn nun dieser Hund mit einem andern in Feindschaft gerät, und die beiden zwischen den Stuhlbeinen des Unschuldigen sich balgen, findet der Eigentümer das vollkommen richtig. Will der übervorteilte Gast mit einer Fussbewegung seine Menschenrechte verteidigen, so wird der Tierfreund sich sofort auf die Seite des Schuldigen stellen, sich in die Gloriole der Tierliebe kleiden und den Uebervorteilten ausschelten.

Hast du schon einmal Kinder spazieren gehn sehn, eine Strasse oder einen Landweg entlang, und es kommt ein Tierfreund mit einem frühern Wolf, so gross wie ein Kalb und mit Zähnen wie dreizöllige Nägel, dann merke dir das gute Lächeln des edeln Tierfreundes, wenn er die kleinen Kinder in Todesangst aufschreiend sich an die Häuserreihe oder an die Bäume der Landstrasse drücken sieht, und wie der Mann mit dem grossen Herzen hinterher die Kinder wegen ihrer Dummheit beschämt, die darin bestand, sehr richtig die potentielle Gefahr abgeschätzt zu haben, dann fängst du an, böse von diesem Manne zu denken. Ich habe es getan! Ich habe durch solchen und ähnlichen Anblick grössere Furcht vor Hundefreunden als vor Hunden bekommen, und wenn ich einen fanatischen Hundefreund mit seinem grossen Herzen prahlen sehe, so frage ich mich immer: was will der Mann verbergen?

Diese verdächtige Menschengruppe hat den Hundekult verbreitet, und da es ebenso leicht sein mag, ohne Verschulden in guten, wie in schlechten Ruf zu kommen, so wurden dem Hunde von seinen Liebhabern alle

höchsten seelischen und körperlichen Fertigkeiten angedichtet, von denen ein Teil überhaupt nicht vorhanden, der andre ihm nur in geringem Grade eigen ist. Es gibt also Leute, die glauben, der Hund habe ein ausgezeichnetes Gesicht, obwohl das Gegenteil der Fall ist. Der Hund ist nämlich in wildem Zustand ein Nachttier, das sich im Boden Höhlen gräbt wie der Fuchs. Die Hunde meines Hauswirts, die ich drei Monate lang gefüttert und wie Menschen behandelt hatte, lernten mich gut kennen und liebten mich, wenn ich heim kam. Doch wenn ich bloss Hut oder Rock wechselte, war es aus mit der Bekanntschaft, und ehe sie mich riechen konnten, stürzten sie wütend auf mich los. Und ich sah gleichzeitig so begabte Tiere wie einen Pudel und einen Pintscher ihren eignen Herrn anfallen, den sie auf fünfundzwanzig Ellen Entfernung nicht wiedererkennen konnten.

Ich glaube darum, der Hundefreund schmeichelt sich, wenn er meint, die Freundschaft des Hundes sei intim persönlich. Der Herr ist wahrscheinlich für den Hund nur eine Kontur von dem und dem Farbenton und ein ganz bestimmter Geruch. Warum die Hunde auf Bettler und Personen, die etwas tragen, losstürzen, dürfte vielleicht daher kommen, dass der getragene Gegenstand die Kontur des Körpers entstellt, und nicht, weil der Hund glaubt, es sei etwas gestohlen. Ich wurde nämlich immer von meinen Essen schindenden Freunden angefallen, sobald ich den Ueberzieher auf dem Arm trug.

Und wenn der Herr mit Rührung in die klugen Augen seines Hundes blickt, um Sympathie und so viele andre gute Dinge darin zu lesen, so ist das wohl eine schöne Täuschung; und mit der gepriesenen Treue wird es wohl so bestellt sein, dass ein Hofhund, der ohne Souper gelassen wird, von jedem Dieb bestochen werden kann, weshalb auch Hundebesitzern geraten wird, ihren Hund nicht hungrig schlafen gehn zu lassen.

Der Hund ist ein feiger Wicht. Triff ihn allein ausserhalb des Hofes seines Herrn, und er wird immer auskneifen, aber sobald er zu Hause ist oder in Gesellschaft seines Herrn oder eines andern Hundes, dann ist er übermütig und grausam. Er ist im Dunkeln ausserordentlich bange, und ich habe einen grossen Hund vor Schreck heulen hören, als man Indianertänze vor ihm aufführte. Einige Hunde kneifen vorm Stock aus; die meisten immer, wenn man einen Stein wirft, denn das können sie nicht, und vor dem Unerklärlichen in der Physik des Steinwurfs hegt der Hund abergläubischen Respekt. Hunde, die in der Anwesenheit des Herrn beißen, sind fast immer gehetzt, und darum müsste in solchen Fällen der Stock auf dem Rücken des Verantwortlichen tanzen und nicht auf dem des zur Verantwortung Gezogenen.

Das Gehör ist ziemlich gut beim Hunde, aber nicht ausgezeichnet. Er hört auf weite Entfernungen, aber nicht so weit wie der Mensch, und er kann Entfernungen nicht beurteilen; deshalb kann man auch Kettenhunde stundenlang gegen Kameraden, die zur Nachtzeit in einem andern Dorfe bellen, Hals geben und schliesslich ihr eignes Echo anbellen hören.

Der Geruchsinn ist am stärksten entwickelt. Doch ist damit nicht gesagt, dass er feiner entwickelt wäre als beim Menschen. Quantitativ stärker, weil er Geruchswahrnehmungen vermittelt, die wir nicht auffassen

können, aber nicht qualitativ, da die Nase des Hundes ihn nicht vor ungesunden Stoffen schützt, und weil der Genuss der Wohlgerüche ihm unbekannt sein dürfte. Wie man ja, da der Vogel weiter hört als der Mensch, sich sein Ohr nicht feiner denken darf als unsres, das Sprachlaute und musikalische Harmonien auffassen kann.

Darum den Hund für höher oder für ebenso begabt halten wie den Menschen, weil er früher ein Rebhuhn oder seinen Herrn wittern kann, ist ein Beweis für wenig entwickeltes Urteilsvermögen.

In Städten, wo es Polizei, Strassenreinigung, Feuerwehr und Trottoir-ecken gibt, da ist der Hund ein Ueberbleibsel der Barbarei und müsste verboten werden wie das Schwein. Wer Gesellschaft haben will, hat Menschen, mit denen er verkehren kann, und wer so niedrig steht, dass er mehr mit Tieren sympathisiert, der sollte in kommunalen Angelegenheiten kein Stimmrecht haben, am allerwenigsten in der Hundefrage.

Der Fuchs nun ist ein sehr listiges Tier, aber bei weitem nicht so begabt, wie schelmische Jäger ihn haben machen dürfen, wenn ich nämlich ein Recht habe, nach meiner Fuchsbekanntschaft eines Sommers zu urteilen.

Meine Morgenpromenade ging durch den Buchenwald an einem Zaun entlang, der Ackergründe begrenzte. Eines Morgens hörte ich es in den Büschen prasseln, und gleich darauf huschte, wie mir schien, ein Hase über die rasenbekleidete Steinmauer. Allerdings kam mir das Hasenfell etwas rötlich vor, aber das war ja einerlei, da es sowohl Kronjagd, wie Schonzeit war.

Am Morgen darauf, an der gleichen Stelle, prasselte es von neuem, und nun sah ich den Fuchs selbst, den Schwanz zwischen die Hinterläufe geklemmt und den hinkenden Satz des Hasens nachahmend, über'n Zaun schlüpfen. Das war ja sehr pffiffig.

Eine Woche später kam ich einen andern Weg und durch Nadelwald; der Fuchssteig zwischen den jungen Föhren mündete plötzlich auf eine eben bepflanzte Blösse, und da, einen Revolverschuss entfernt, zwischen den ellenhohen, jungen Fichten schnupperte der Fuchs nach Mäusen. Ich war zu weit gegangen, um zurückweichen oder mich verstecken zu können, und ich stand darum plötzlich still, mitten auf freiem Felde, und mitten im Sonnenschein, um zu beobachten. Der Fuchs bleibt plötzlich stehen, hebt den Kopf und starrt mich an. Ich hielt mich vollkommen unbeweglich und blickte ihn an. Nach einer Minute ungefähr, während der er mich genau betrachtet hatte, schien er beruhigt zu sein und setzte seine stille Untersuchung der Sträucher fort. Ich rückte nun Schritt für Schritt vor, und hielt mich nach jeder Bewegung vollkommen still. Er sah jedes Mal auf, liess sich aber narren und kehrte an die Arbeit zurück. Auf diese Weise kam ich ihm schliesslich so nahe, dass ich ihn mit einem Stein glauben treffen zu können. Blitzschnell bückte ich mich, blieb niedergehockt sitzen, bis ich den Stein in der Hand hatte, erhob mich ebenso schnell und stand bereit, die originelle Fuchsjagd mit Steinwürfen zu beginnen. Ich kam jedoch nur dazu, den Arm zu erheben, als der Kamerad verschwunden war.

Habe ich einen blinden Fuchs getroffen und einen tauben? fragte ich mich, und als ich dann den Förster fragte, sprach der die Ansicht aus, der

Fuchs, dessen Pelz im Sommer keinen Wert hat, trete sehr unverschämt auf, als ob er wisse, dass er unverletzlich sei. Daran glaubte ich nicht, sondern schlug versuchsweise vor, der Fuchs sei während der Zeit, wo er Junge hat, rücksichtsloser als sonst; sein unverschämtes Auftreten aber mir gegenüber beruhe nicht auf Kühnheit, sondern ganz allein auf seinem mangelhaften Gesichts- und Gehörsinn. Meine Ansichten in dieser Richtung wurden ersichtlich bestätigt, als ich später ziemlich oft auf das Tier stiess, und es mich ganz nahe kommen liess und nicht früher davonsprang, bis ich mich rührte.

Gleichzeitig machte ich dieselbe Erfahrung mit den scheuen Rehen, denen ich mich auf offener Landstrasse bei vollem Sonnenlicht auf einen Büchsenschuss nähern konnte, wenn ich mich nur nicht in dem Augenblick bewegte, in dem das Tier aufsah.

Wenn ich das alles mit den an Hund und Hase gemachten Beobachtungen zusammenfasse, so möchte ich glauben, dass der Gesichtssinn der Säugetiere sehr schwach ist. Im Verhältniss schlechter als der der Fische, und viel schlechter als der des Raubvogels. Sir Lubbock, der bekannte englische Forscher, hat allerdings Farbensinn bei der Biene beobachtet, doch das kann möglicherweise auf einer Verwechslung beruhen. Denn wenn die Biene sofort zur Blüte gezogen wird, die lichtreicher ist als das grüne Blatt, so braucht dies nur auf die Unterscheidung der Lichtstärke, nicht der Farbe zu deuten.

Hier möchte ich eine Vermutung einflechten, vielleicht eine Spur für den Biologen, betreffs der Augen der Insekten. Fliegen, Bienen und Wespen haben, wie bekannt, Augen, die aus ungeheuer vielen (bis zu 60000), sechseckigen Facetten bestehen; jede mit einer Linse, die für die Stäbe angesehen werden müssen, die sich bei den höhern Tieren auf dem Grunde des Auges in der Netzhaut wiederfinden. Physiologen nehmen auch an, die Insekten sehn ihre Welt in Mosaik, und ich habe einmal aus freier Hand die Hypothese aufgestellt, dass die Bienen und Wespen, wenn sie ihre Waben schaffen, subjektiv «aus der Tiefe ihres Bewusstseins» verfahren und die Zellen nach der Form des Auges bauen. Die Bienenwabe würde also ein Bild des Facettenauges sein; und damit das Gerede von der grössten Zweckmässigkeit der Wabe fortfallen. Das mögen die Gelehrten herausbringen.

Inzwischen kehre ich zu meinem Fuchs zurück!

Eines Sonntagmorgens verschwand aus dem Hofe, wo ich wohnte, ein Pfau; aber wenn ich hinzufüge, dass es im Sonnenschein geschah, zwischen neun und zehn Uhr, während die Bewohner des Hauses im Garten waren, und sechs Hunde frei umherliefen, so finde ich es weniger wohlbedacht als dummdreist, wenn der Diebstahl vom Fuchs begangen war.

Kurz darauf verschwanden zur Nachtzeit ein Truthahn und eine Ente, und jetzt beschloss man, auf der Hut zu sein.

In einem grossen Bauer aus Holzsprossen lag eine Truthenne auf Eiern, zusammen mit einem Pfauhahn eingesperrt. Ich erwachte in der Nacht um drei Uhr davon, dass der Pfau seine hässlichen Schreie ausstiess, sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster. Es war noch ziemlich dämmerig, halbes Licht, und ich hörte, wie es unten in dem grossen Hühnerbauer flatterte. Mein Gedanke fiel sofort auf den Fuchs, und ich

klopfte auf den Fussboden, um meine Wirtsleute zu wecken, rief durchs Fenster hinunter, ohne von einem andern als vom Diebe selber gehört zu werden, der sich jedoch nicht erschrecken liess, denn die wilde Jagd dauerte noch ein paar Minuten, wobei ich die nervösen Schläge und Zuckungen der Flügel, Wimmern und erstickte, schwache Schreie hören konnte; und es endete damit, dass der Fuchs mit einem grauen Gegenstand im Maule herausgekrochen kam, der sich dann als die Truthenne herausstellte.

Ich kann nicht finden, dass dieses ganze Zuwegehen Scharfsinn zeigt, noch irgendwelchen Sinn für Taktik. Denn der Einbruch geschah von der am wenigsten geschützten Seite des Bauers, die mit Schusswaffen von den Fenstern bestrichen werden konnte; und ausserdem auf einen Hof stürmen, der von sechs Hunden bewacht wurde, wovon zwei los waren, deutet, scheint mir, auf grossen Mangel an Nachdenken. Und an Ort und Stelle zu bleiben, nachdem ich Alarm geschlagen, also sein eigenes Leben für eine Truthenne riskierend, spricht nicht für scharfes Urtheil.

Mag der Fuchs, der seinen Kopf in ein Fuchseisen stecken und sich mit der Flinte schiessen lassen kann, seinen wohlverdienten Ruf als listiges Tier behalten, aber mehr nicht, und ich bin sicher, dass der Mensch nichts von ihm zu lernen hat, ebenso wenig wie von der trägen Ameise, die sechs Monate im Jahr verschläft.

\* \* \*

Den Tieren mag ein gewisser Grad freien Beobachtungsvermögens und Nachdenkens zugestanden werden, aber ihr Urtheil, das heisst alles Messen von Wert und Zeitmass, Beurteilung von Ursache und Wirkung, ist sehr niedrig entwickelt.

Eine Hausschwalbe, deren Nest herunterstürzte, nachdem die Eier gelegt waren, baute im vorigen Sommer ein neues Nest neben dem alten. Aber das, sowie das Legen der Eier, nahm soviel Zeit in Anspruch, dass der Sommer dem Ende nahe war, als die Jungen ausgeheckt wurden. Die Folge war, dass die Eltern, als die Zugzeit kam, ihre Jungen dem Erfrieren in dem nahenden Winter überliessen. Das beweist das Unvermögen, den Wert der Zeit zu messen, wie auch Mangel an Verstand bei der Wahl der Wohnstätte. Und der Fall ist nicht ungewöhnlich, dass das Nest herabstürzt und die Jungen zurückgelassen werden.

Möglich ist, dass es solche sitzen gebliebene Dinger sind, die man im Schlamm der Seen gefunden hat; was zu der Fabel von der Schwalbe auf dem See Grunde Anlass gab. Wenn ich eine Schwalbe mit diesem kleinen Raubvogelkopf sehe, denke ich an den ägyptischen Gott Horus. Und wenn ich ihre schwarzblauen Flügel sehe, die weisse Brust und die rotbraune Kehle, sehe ich den Fella und das sonnenverbrannte Pyramidenland mit den starken, aber feinen Farbengegensätzen. Die Schwalbe ist ja ein Aegypter, der nur seine Sommerfrische vier Monate im Jahr oben im Norden nimmt, wahrscheinlich weil der Sommer im Nillande nicht so reich ist an fliegendem Vichzeug, wie er es während der Heckzeit sein müsste. Könnte es nun nicht möglich sein, dass bei den zu spät geborenen und zurückbleibenden Jungen eine ererbte Erinnerung an den Nilschlamm und die Papyruspflanzen den Afrikaner in den Stunden des herannahenden Todes lockt, in unserm Schilf und dessen Schlammerde den letzten Schutz gegen die Winterkälte zu suchen?



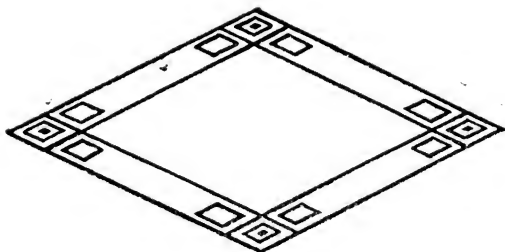
Denken wir an die Katze, die, wenn sie alt wird und sich dem Tode nahe fühlt, den warmen Herd verlässt und ausgeht, um eine Höhlung zu suchen, die sie vielleicht an den hohlen Baum erinnert, in dem die Wildkatze und der Luchs ihr Leben leben. Erinnern wir uns des fortgeflogenen Kanarienvogels, der sich sofort einen Baum sucht, ungeachtet er, der Stadtgeborene, niemals einen Baum gesehn hat. Beachten wir den Pfau, der zahm den ganzen Tag auf dem Boden umher geht, doch des Nachts auf einem Dach oder etwas anderm Hohen sitzen muss, und vergessen wir nicht den Schlafplock des Huhns, der nichts andres ist als der unentbehrliche Nachtzweig des Auerhuhns.

Falls aber diese meine Erklärung der Fabel von der Schwalbe nicht haltbar ist, könnte man sich den Verlauf also denken: Die letzten fliegenden Insekten sind vielleicht die Mücken des Schilfes. Darum halten sich die Schwalben am längsten um die Schilfbänke. Entdecken da unter der Hand, dass das Wasser wärmer ist als die Luft, wenn die Frostnächte kommen. Wird es dann mehrere Grad Kälte, und das wärmere Element beginnt zu locken — ich überlasse dem gelehrteren Leser, ausführlich die Fortsetzung und den Schluss zu phantasieren.

Genug, die Tiere haben sowohl freies Urteil wie Instinkt oder ererbte Erinnerungen, gleich uns, denn es ist Instinkt, wenn das Kind vor einer Schlange erschrickt, die es nie gesehn hat. Und wir müssen uns darum entschliessen, zukünftig die Vorstellung fallen zu lassen, dass der Mensch keinen Instinkt und die Tiere keinen Verstand haben sollen. Suum cuique, jedem das Seine!

Stockholm.

August Strindberg.



# Die Zigarettenachtel

Ich würde diese Geschichte gern anders beginnen als mit den Worten: es war ein Sommersonntag in Berlin. Aber es geht nicht, es ist rein unmöglich. Und Umschreibungen dieses schauerlichen Tatbestandes würden nichts helfen; man würde es ja doch schließlich merken. Darum will ich ehrlich sein, und ich wiederhole also das Peinlichste, was einem auf dieser Erde passieren kann, tapfer, mit zusammengepreßtem Munde: es war ein Sommersonntag in Berlin.

Als ich noch in Krotomischel Referendar war, empfand ich anders. Wenn ich dort sechs Tage lang der Göttin Justitia als unterster Sklave gedient hatte, ruhte ich am siebenten Tage, über sah meiner Hände Werk und erkannte, daß leider alles sehr schlecht war. Wahrhaftig, es steht in den Personalakten. Das störte mich aber nicht. Ich war trotzdem frohen Muts. Und wenn die Vertreter der ersten Gesellschaft und haute finance von Krotomischel — sie hießen Dewohresohn, Kurzezung und Pischemische — mit ihren Familien den üblichen Ausflug in die Mecker machten, zog ich mit stolzem Festtagsstimm in die verräucherte Kneipe und spielte bis zum nächsten Morgen mit Apotheker und Bürgermeister Skat.

Dann wechselte ich eines Tags den Beruf und wurde Dichter. Nur arbeitete ich am Sonntag und feierte an den Wochentagen. Seitdem ist mir der Sonntag ein Greuel. Meine spätern Biographen — auch als Doktorarbeit ist das Thema zu empfehlen — werden festzustellen haben, ob ich am Sonntag arbeitete, weil dieser mir ein Greuel war, oder ob er mir ein Greuel war, weil ich dann arbeitete.

Damals war Sommer, und ich wohnte in Berlin. Als Entschuldigung für letzte Tatsache vermag ich nur anzuführen, daß diese Stadt noch nicht energische Vorkehrungen traf, die schönste Stadt der Welt zu werden. Ich wohnte im Studentenviertel und ritt den Pegasus in einer Bude, die für das edle Tier wirklich etwas dürftig war. Mir persönlich genügte sie vollkommen. Meine Wirtin war eine — Berliner Wirtin. Wer von den gütigen Lesern glaubt, daß der Gedankenstrich eine Pikanterie sein soll, irrt sich gewaltig, und in aller Eile will ich hinzufügen: meine Wirtin hatte den größten Kropf, den ich je gesehn habe. Wer so pervers ist, durch einen solchen sinnlich angeregt zu werden, dem muß ich die Freude durch die bittere Mitteilung vergällen, daß sie außerdem stark bejahrt war. Und um alle Lustgefühle im Keime zu ersticken,

füge ich hinzu: an dem betreffenden Sonntage, von dem hier die Rede ist, lebte sie gar nicht mehr. Sie war nämlich zwei Tage vorher gestorben und lag nun als Leiche aufgebahrt in dem Zimmer, das dem meinen benachbart war. Mein Pegasus war darüber ein wenig indigniert, ließ die Sittiche hängen und weigerte sich, die offizielle Sonntagsarbeit zu leisten. Mich persönlich störte die Nähe der Leiche nicht.

Meine Wirtin hatte eine Tochter, die häßlich war. Dieser Umstand veranlaßte mich, mir ein Verhältnis zu suchen. In Gestalt einer kleinen Choristin hatte ich ein solches gefunden. Sie besaß ein süßes, freches Gesichtchen, in dem besonders die roten Lippen äußerst verführerisch wirkten. Sie waren sozusagen der Hauptakzent des lieben Wesens, das ich damals beinahe richtig liebte. Nur einen Fehler besaß sie, sie war launisch, und das in einem Grade, wie man ihn selten trifft. Dabei litt sie nicht einmal an Verknennung ihrer Begabung. Sie selbst war mit jedermann über ihre gänzliche schauspielerische Talentlosigkeit einig. Launenhaftigkeit war eben ihr Charakterfehler. Im allgemeinen kam Friederike, ich nannte sie Frixi, an allen Wochentagen, an denen sie keine Probe hatte. Sonntags sah ich sie selten, da sie eine heilige Scheu vor meiner dichterischen Tätigkeit besaß.

An dem fraglichen Nachmittag aber erschien sie, aus Längeweile, wie sie behauptete. Da mein Pegasus, obgleich ich ihm kräftig die Sporen gab, wegen der Leiche streifte, die seit zwei Tagen im Nebenzimmer lag, war mir der Besuch meiner kleinen Frixi durchaus willkommen. Im übrigen wäre er mir auch sonst willkommen gewesen. Ich bin nicht so. Im Gegenteil! Was ist alle Eiteratur gegen das Leben!

Meine Freude wurde ein wenig beeinträchtigt durch die Beobachtung, daß meine Kleine wieder einmal in schlechter Stimmung war. Sie setzte sich von einem Stuhl auf den andern, tadelte bald dieses, bald jenes und streckte mir schließlich, als ich sie zu einem bescheidenen Essen in die Stadt einlud, gar die Zunge heraus. Ich hatte mich an dergleichen allmählich gewöhnt und setzte mich still in eine Ecke, um eine bessere Gemütsverfassung in Ruhe abzuwarten.

«Hast Du nicht das Bedürfnis, mich zu versöhnen?» fragte sie nach einer Weile immer noch etwas ärgerlich.

«Wenn ich nur wüßte, wodurch —,» gab ich zur Antwort.

«So reiche mir eine Zigarette; ich habe solchen riesigen Appetit darauf.»

Dieser Wunsch war mir eine unsägliche Beruhigung. Sie hätte ja auch um einen Hut oder ein Kleid bitten können. «Von Herzen gern, liebes Kind,» rief ich entzückt und sprang sogleich auf, um die Zigarettenschachtel zu holen. Leider gelang es mir nicht,

sie zu finden. Ich durchwühlte mein ganzes Zimmer, blickte leuchtend unter Tisch und Bett; alles war vergebens.

«Ich wußte ja, daß Du Dich nicht daran gewöhnen kannst, für meine allerbescheidensten Bedürfnisse zu sorgen,» ertönte zwischen- durch Fritz's Stimme mit dem Ausdruck wahren Mergers.

«Ich schwöre Dir, liebes Kind,» antwortete ich aufgeregt (denn ich sprach die Wahrheit), «daß ich erst gestern eine Schachtel mit fünfundzwanzig Stück gekauft habe, die freilich auf räthelhafte Weise verschwunden ist. Ich werde aber sofort aus dem Zigarettenladen drüben eine neue holen.»

«Bitte schön, wenn der Laden am Sonntag Nachmittag geöffnet ist —»

«Ach so —,» und ich begann von neuem zu suchen.

«Ich will und muß eine Zigarette rauchen,» rief Fritz und trat dabei heftig mit dem Fuß auf; «wenn Du sie mir nicht verschaffst, ist es mit uns endgiltig vorbei, dann ist es aus, aus für immer.»

«Du hast das Temperament einer ersten Heldin, — schade!» erwiderte ich gereizt, war aber innerlich in Angst, sie könnte ihren Entschluß wahr machen. Zuzutrauen war es ihr immerhin. Außerdem waren wir nicht leidenschaftlich verliebt ineinander, und ein Konvenienzverhältnis kann selbst wegen einer Zigarette in die Brüche gehen.

Da öffnete sich unerwartet die Thür. Es war die Tochter der Wirtin, die häßlichste *filia hospitalis*, die es je gegeben hat.

«Verzeihn Sie einen Augenblick, Herr Doktor,» sagte sie zu mir und nahm mich beiseite. Ich blickte fragend in ihr von Tränen zerwaschnes Gesicht. «Wenn Sie Mama noch einmal sehn wollen, — — in einer Stunde kommen die Männer, um sie fortzutragen.» Mein erster Gedanke war der Kropf. Und dann überhaupt! Ich hatte noch nie eine Leiche gesehn. Zudem setzte das Mädchen ein Gefühl der Anhänglichkeit bei mir voraus, das in diesem Maße nicht ganz vorhanden war. Aber was sollte ich tun? Abschlagen ließ sich diese Bitte keinesfalls; im übrigen befreite sie mich aus einer fatalen Situation. Wenn ich wiederkomme, dachte ich, hat Fritz sich vielleicht wegen der Zigarette beruhigt und ist auf andre Gedanken gekommen.

«Ja, es ist mir ein Bedürfnis, sie noch einmal zu sehn,» entgegnete ich und bat Fritz, die am Fenster stand und mit den Fingern an die Scheiben trommelte, wegen einer dringenden Angelegenheit — von dem Tode der Wirtin hatte ich ihr natürlich nichts gesagt — für einige Augenblicke um Entschuldigung.

Unter Vorantritt der *filia hospitalis* ging ich also in das Zimmer, in dem die Wirtin aufgebahrt war. Vor den Fenstern

waren die Vorhänge zugezogen, und dicke, lehmige Luft füllte wie eine zähe Masse das Innre. Zunächst wagte ich nicht, die Tote zu betrachten. Nur ganz allmählich lenkte ich meine Blicke in die betreffende Richtung. «Ja, es ist schade,» sagte ich ungeschickt und dumpf, in der Erkenntnis, daß ich mich irgendwie äußern müsse. Dabei trat ich näher heran und sagte tapfer die Tote ins Auge. Sie hatte eine weiße Nachtjacke an, über deren obern Teil der Kropf sich breit und mässig legte.

Plötzlich packte mich ein furchtbarer Schrecken. Irgend etwas, so schauerlich und grotesk, daß ich erbebe, fesselte mein Interesse. Die Zigaretenschachtel, die ich soeben noch suchte, hatte ich an der Leiche entdeckt. Sie ragte zu einem Viertel unter dem Kropfe hervor, dem sie augenscheinlich als Stütze dienen sollte, damit er nicht seitwärts herabfiel. Offenbar hatte die Tochter dieses Werk vollbracht. Eine Mischung von Zorn und Ekel besiel mich. Ich begann die Tote zu hassen, gleich als wollte sie mir die Geliebte rauben. Nebenan war das junge blühende Leben, und dessen selbst eigenartige Kapriзен schienen mir den dekorativen Interessen dieser Toten vorzuziehn. Ja, es war wirklicher Haß, der mich erfüllte.

Eine schreckliche Absicht wurde in mir lebendig, und ich überlegte, wie ich sie ausführen könnte. Nachdem ich eine Zeitlang ruhig neben der Toten gestanden hatte, wandte ich mich plötzlich an die Tochter und erklärte ihr, daß ich das Bedürfnis hätte, einige Augenblicke allein an dem Lager zu weilen. Sie war von meinem guten Herzen derart überzeugt, daß sie mit einem gerührten und seelenvollen Blick hinausging, um meine Andacht nicht zu stören. Bei dem, was ich nun begann, sträuben sich mir, wenn ich daran denke, noch die Haare, erfaßt mich ein Delirium des Ekels. Kurz und gut, nach einigen Sekunden lag die Zigaretenschachtel wieder unter dem Kropf der Toten, während ich den Inhalt in meiner Hand zusammenkrampfte. Wie im Fieber verließ ich das Zimmer.

«Du bist doch ein guter Junge,» sagte Fritz, als sie die Beute bemerkte. «Rasch, gib mir eine Zigarette. O, wie frisch und kühl. Woher hast Du sie bekommen?» Mit Schaudern sah ich, wie sie das Papier zwischen ihre wundervollen weichen Lippen klemmte, und, einer Ohnmacht nahe, stotterte ich: «Sie lagen im Eisschrank. Die Tochter der Wirtin hatte sie aus Versehen mit dem Frühstück dorthin getragen.»

Mit dem Verhältnis war es nun aber doch aus. Ich konnte mich nicht mehr überwinden, Fritz's Lippen zu küssen. Ich konnte es wirklich nicht. Schade, sie war in der Tat ein süßes Mädel und trotz ihrer Launen ein ideales Verhältnis.

Paris.

Wilhelm Uhde.

# «Krank-Gemeldet!»

(nämlich Freiherr von Mirbach)

Das schwarze Viertel im SW. steckt Flaggen raus. Und auch mit Siegesfanfaren geizt es nicht. Zwischen Jerusalemer-, Zimmer-, Koch- und Lindenstrasse wälzen sich pompöse Ströme grosser Genugtuung.

Man hats geschafft. Mirbach meldete sich krank.

Nun das grosse Werk vollbracht ist, verraucht auch der gewaltige Zorn, der eifervolle Grimm, und die üblichen Verzeihungsregister lassen bereits ihr präludierend Klingen hören.

Die Phrase des »Allesverzeihns und Allesverstehns« steigt wegen starker Nachfrage im Kurse. Die kommandierende Generalität fühlt sich, und wo Einer einen Bruder vom Parnass, im kurzen Reporterstil ausgedrückt, sagt man auch «per Nass», trifft, da wirft er ihm bedeutsame Blicke zu — und es fühlen sich alle beide.

Keine Kleinigkeit. Wir, wir haben diese Grösse gefällt. Zittre Germania vor deinen starken Söhnen der Erde, zittert alle, die ihr auf Höhen wandelt — zittert — oder ladet uns wenigstens ein, wenn ihr uns schon keine Briefe schreiben wollt.

Der lauteste Schreier im Chor der Rache war Lolo. Er, von dem einstens gesagt wurde, dass seines Bauches Decke dringend des starken Lederbezugs bedürfe, wasmassen er sich dieses edle Organ durch Beharrlichkeit durchgerutscht habe, wie da geschrieben steht von der Schlange: «Auf dem Bauche sollst du kriechen», er, dessen Sehnen nach einem Orden doch nie gestillt wurde, er, dessen Dichteritis dem undankbaren deutschen Volke die Ballhaus-Anna schenkte — er entdeckte plötzlich sein grosses, weites Herz, und seine moralische Entrüstung kannte keine Grenzen. Dieweilen auch der «Roland von Berlin» gefüllt sein wollte. Und darum Räuber und Spitzbube!

Ja, hätte Herr Mirbach wie ehemals den grossmütigen Lolo als Bundesgenossen beim edeln Sammelwerk angeworben, ihm auch einen blinkenden Zierrat verschafft, traun, er hätte den langjährigen Groll doch wohl in seines für derartige Zwecke luftdicht präparierten Busens Tiefe verschlossen, oder er hätte ihn vollends runtergeschluckt und einige Purgantia nachgeschickt. Dann wäre aber die Welt um das schöne Schauspiel gekommen, Lolo entrüstet zu sehn, und Lolo im eifervollen, frommen

Grimme auf Gelder verzichten zu sehn. Mit welchem Elan er doch so auf das zurückgebotene «Kapital» Verzicht leistete. Schauerhaft kavalierrässig. Kein Protzenbauer hätte es besser gekonnt, — nur dass der Protzenbauer sichs, wenn keine Zuschauer mehr zugegen wären, doch zurückgefordert hätte. Möglich auch, dass Lolo auf solche Protzenbauerkraft neidisch ist und nur schimpfte, weil die Zuschauer aufdringlicher Weise niemals fortgehn wollten, um ihm das Retournehmen zu erleichtern.

Mirbach hatte entschieden Pech, dass Lolo nicht sein einziger Hasser blieb; denn in diesem Falle hätte ihm der natürliche Widerwille gegen den Moralprotzen ästhetischer Menschen einen starken Beistand verliehn. Nein, er verstiesse gar zu sehr gegen die fundamentalsten Gesetze der Schlaueit. Er wagte von Erhabenheit über Pressangriffe zu sprechen. Das verzieh ihm die Stufen, die er früher so oft betrat, niemals.

Doch des Pudels Kern? Geduld — ist mit wenigen Worten gegeben.

Unnötig zu beweisen, dass jegliche kulturelle Entwicklung mit unfehlbarer Sicherheit einen heftigen Rückstoss erleidet, sobald hohe Behörden oder hohe Beamten sich zur besondern Mitarbeiterschaft gedrängt fühlen.

Seit einer Reihe von Jahren macht sich im Volksleben eine nicht zu unterschätzende neue religiöse Regung bemerkbar. Der auf langen Termin ausgestellte Wechsel des Materialismus musste protestiert werden — und harrt noch heute der Einlösung. Es schien, als ob sich aus dem Wust mittelalterlicher Doktrinen, aus dem Dogmenschutt eine reinere Erkenntnis, ein starker Drang nach den tiefsten Wahrheiten und Offenbarungen des Lebens erheben wollte. Flugs witterten die Pharisäer und Zöllner Morgenluft. Sie hielten ihre Zeit für gekommen. Und sie griffen tatkräftig ein. Der Effekt ist bekannt. Die Kirchen wuchsen gleich Pilzen aus dem Boden — aber sie standen und blieben von Andächtigen leer. Nur die, deren Zuversicht auf jenseitige Güter der realen gegenwärtigen Stützen bedurften, sie pilgerten sichtbarlich in die Gotteshäuser. Und ihr Sehnen erfüllte sich reichlich, denn der Gott Mammon, dem sie dienten, lohnte ihre Frömmigkeit. Im Heiligtum, das sie mit eigner Golde errichten liessen, hätte ihnen der von ihnen angerufene Gott ja schlechterdings nichts versagen können und dürfen. — Aber Mirbach ward ihr Prophet. Er nahm Gold und gab Ehren, er nahm Spenden und Stiftungen, baute Kirchen und Kapellen — und verhiess allen, die da gaben, viel gaben, himmlischen Lohn — und sie waren sehr erbaut davon. Doch die Ordens-

liste wird nur so lang geführt, als die blinkenden Bleche reichen.

Als das Geschäft begann, da war die kleinste Gabe auch willkommen, aber sie wollte auch ihren Lohn haben. Schliesslich stellten sich die Dekorationen noch teurer als der Einsatz. Und von diesem sollten doch sogar Bauten, grosse, schöne Prunkbauten zur Ehre Gottes und zum Ruhm des Säulenheiligen Mirbach errichtet werden.

So konnte es nicht weitergehn.

Und Mirbach der Allmächtige rief die Schreiber des Landes zusammen, und er liess sie Federn nehmen, spitze, neue Federn, und Pergament und schwarze Tinte, und er liess sie schreiben Befehle an alte Satrapen des Landes, «dass keiner hinführo wagen solle, vor dem Herrn zu erscheinen mit geringer Gabel!» Also liess er schreiben. Und er gab dem Obersten der Satrapen den Befehl, dass er ihn durch schnelle Reiter ins Land tragen liesse. —

Da kam die Geschichte zum Klappen, und der Sünden tauchten plötzlich Legionen auf.

Ein Opfer, ein Opfer, um jeden Preis ein Opfer! —

Gings wirklich nicht mit geringerm Geschrei, mit schwächerem Pathos, mit weniger Phrasen?

Der Mann war doch mit der ersten Publikation geliefert; und wenn Se. ministerielle Exzellenz ihn zehnmal durch Verschleppung jener bekannten Interpellation hätte zu decken versucht, er war und blieb unmöglich. In der nächsten Umgebung der Krone durften solche Schachergeschäfte nicht gemacht werden. Dieses Faktum allein musste ja durchschlagen.

Würde Herrn Mirbachs innre Grösse auch nur im halben Massverhältnis zu seiner Sammelkraft gestanden haben, so wäre er längst freiwillig gegangen, der Kleber Mirbach musste fortgebracht werden.

Heute ist er offiziell berufskrank und liegt beim alten, untauglichsten Eisen. Vielleicht beschleichen ihn nun ungebete Gedanken, und er lernt erkennen, dass jene die lautesten Schreier gegen ihn waren, denen es einstens dreimaliges Tagesgebet war, zu rufen: Ecce Mirbach!

Juvenal. 7





Wien, den 5. September 1904.  
IX, Kolingasse 3.

An den Magazin-Verlag, Berlin SW. 11.

Sehr geehrter Herr!

Vor wenigen Tagen von meiner Sommerreise zurückgekehrt, finde ich die Nummern 4 bis 6 des „Neuen Magazin“, die Sie so freundlich waren, mir zu übersenden. Ich möchte Ihnen nun die grosse Bitte aussprechen, dass Sie die Freundlichkeit haben wollen, mir Ihr Blatt für die einliegende Rechtfertigung im redaktionellen Teil zur Verfügung zu stellen. Selbstverständlich bin ich gern bereit, Ihnen alle in der Rechtfertigung angeführten Schriftstücke im Original zu übersenden, damit Sie sich selbst überzeugen, dass meine Sache in der Tat eine gerechte ist, und man mir übel mitgespielt hat. Jedenfalls müsste aber die Sache schon in der nächsten oder übernächsten Nummer des „Neuen Magazin“ erscheinen, und ich erbitte mir darum Ihren freundl. eingehenden Bescheid.

Hochachtungsvoll

Henry Wenden.

## «Tropenkoller», Forderung Arenberg und die Presse Eine Rechtfertigung von Henry Wenden

Man hat mich in den letzten Wochen genugsam angefeindet. Von Nord und Süd, von Ost und West, aus allen Himmelsrichtungen regneten die Angriffe in Form von Zeitungsartikeln auf mich nieder und flatterten mir auf meine Sommerreise nach. Nun endlich ist es stiller geworden, und da ich auch inzwischen wieder in meinem Heim angelangt bin, so will ich die erste Mühe dazu benutzen, mich gegen alle jene Angriffe zu verteidigen. Nach dem alten Wahrspruch: «audiatur et altera pars» wird man mir jenes Recht hoffentlich nicht kürzen.

Da aber die einfachen, nackten Tatsachen besser für mich sprechen, als alle noch so feinen und advokatorisch ausgefeilten Reden es könnten, so will ich nur kurz, trocken, nüchtern und klar diese Tatsachen aneinander reihen, für deren Wahrheit ich zum größten Teil schriftliche Belege besitze.

Im Jahre 1900 beschäftigte ich mich, angeregt durch die Mordtat des Prinzen Arenberg, zuerst mit dem Problem des Tropenkollers und schrieb nach eingehenden — auch medizinischen — Vorstudien ein Drama «Tropenkoller», dessen Manuskript ich im März 1901 an Herrn Dr. Sidor Raftan, Redakteur des «Verf. Tageblatt», einsandte. Herr Dr. Raftan teilte mir in zwei Zuschriften vom 25. und 30. März 1901 mit, daß er das Stück seinem

Redaktionskollegen Herrn Paul Bloß übergeben habe. Am 10. Mai erhielt ich eine weitere Nachricht, daß Herr Bloß das Stück dem Residenz-Theater eingereicht habe, und gleichzeitig den Originalbrief des Herrn Dr. Martin Zickel, des damaligen Lautenburgschen Dramaturgen, an Herrn Bloß, in dem er ihm für die Uebersendung des Stücks dankte. — Ich führe diese Dinge deshalb so genau an, weil dadurch bewiesen wird, daß ich nicht ein Sensationswerk schreiben wollte, sondern daß ich mich in jahrelanger ernster Arbeit mit dem Stoff beschäftigt habe. — Also am 12. Juni 1901 schrieb mir endlich Herr Zickel, daß ihm das Drama für das Residenz-Theater nicht geeignet scheinete. Damit war die Sache vorläufig erledigt. Ich beschäftigte mich mit andern Arbeiten. Erst nahezu zwei Jahre später (1903) fiel mir das Manuskript wieder in die Hand, ich las es, und da mich der Stoff noch immer interessierte, entschloß ich mich, aus demselben Sujet einen Roman zu machen, an dem ich am 25. März 1903 den ersten und am 5. Januar 1904 den letzten Federstrich tat. Dieses Manuskript sandte ich, nachdem es abgeschrieben war, am 27. Januar 1904 an das «Deutsche Verlagshaus Vita» in Berlin. Da ich mich aber mit einigen vorgeschlagenen Aenderungen nicht einverstanden erklärte, zerschlugen sich die Verhandlungen, und ich bot das Buch nun, am 20. Februar 1904, Herrn Richard Sattler in Braunschweig an, der sich schon am 26. Februar bereit erklärte, mir das Verlagsrecht abzukaufen. Am 5. März, während noch die Verhandlungen schwebten, legte mir Herr Sattler nahe, ich solle den damals gerade revidierten Prozeß Arenberg im Nachwort zu meinem Roman ausführlich erwähnen, was ich in meinem Schreiben vom 9. März unter ausdrücklichem Hinweis darauf, daß ich zwar einen Tendenz-, aber keinen Schlüssel-Roman geschrieben hätte, entschieden ablehnte. Am 14. März wurde der Verlagsvertrag abgeschlossen und das Buch bereits im April in den Handel gebracht.

Am 15. Juli erhielt ich durch die Post, rekommandiert aus Hof i. B., jenen ominösen Brief, in dem ein angeblicher Graf Dohna mich im Auftrag des Prinzen Arenberg forderte. Nachdem ich diesen Brief den Zeitungen übergeben hatte, bekam ich, sofort nach der ersten Veröffentlichung, am 20. Juli von Herrn Richard Sattler ein Telegramm folgenden Wortlauts: «Sendet schleunigst Originalbrief Dohnas zur faksimilierten Reproduktion zwecks Reklame. Sattler.»

Trotzdem schrieb mir aber Herr Sattler fünf Tage später, am 25. Juli, nachdem inzwischen die Zeitungen den Brief angezweifelt hatten, daß die ganze Sache auf ihn «von Anfang an» den Eindruck einer Mystifikation gemacht habe. Und als ich den

Zeitungen mitteilte, daß der Originalbrief bei meinem Verleger sei und dort eingesehen werden könne, versandte Herr Sattler an die Zeitungen ein Schreiben, daß «der Brief ja weiter nichts bewiese, als daß er geschrieben sei», und daß er, Herr Sattler, «überhaupt mit meinen Privatangelegenheiten (sic!) nichts zu tun haben wolle».

Und nun fiel alles über mich her und suchte mich zu erschlagen. — Ja, weshalb eigentlich? — Was hatte ich denn getan? — Mir wurde auf vollständig regelrechte Weise durch die Post ein Brief mit einer Forderung zugestellt, und da ich jedes Duell wahnsinnig finde und am wahnsinnigsten eines in Vertretung und wegen eines Romans, so schickte ich den Brief dahin, wohin er meiner Meinung nach einzig gehörte, nämlich in die Oeffentlichkeit, damit er dort gebührend ausgelacht würde. Und daß die Vertreterin der Oeffentlichkeit, die Presse, diese meine Auffassung von der Sache berechtigt fand, das hat sie doch am besten dadurch bewiesen, daß sie nahezu ausnahmslos den Brief abdruckte. — Wo liegt also meine Schuld? — Konnte ich die Mystifikation ahnen? — Nichts deutete darauf hin, weder Form noch Inhalt, der mir ebenso glaubhaft erschien, wie den hundert deutschen Zeitungsredaktionen, die darüber schrieben. Trotzdem aber nahmen alle diese Redaktionen mich zum Sündenbock und sprachen mehr oder weniger verblümt den Verdacht aus, ich hätte die ganze Sache nur zum Zweck der Reklame erfunden. — Nun denn, beweisen kann ich es natürlich nicht, daß ich keine Ahnung habe, von wem jener Brief herrührt. Aber das liegt doch wohl klar auf der Hand: wenn ich den Fall Arenberg als Reklame hätte benutzen wollen, dann hätte ich beim Erscheinen meines Buches reichlich Gelegenheit dazu gehabt. Ich habe es nicht getan. So wie ich, angeregt durch den Fall Arenberg, mich seit dem Jahre 1900 mit dem Problem des Tropenkollers beschäftigt, aber den Stoff dann vollkommen selbständig, frei und unabhängig bearbeitet habe, so habe ich auch später absichtlich alles vermieden, was mein Buch äußerlich in eine Kategorie mit der Hülse-Enthüllungsliteratur hätte bringen müssen — Und da nutzt man mir eine solch plumpe Reklame zu? — Eine Reklame, die nicht nur plump, sondern auch dumm ist, weil sie doch auf alle Fälle nur wenige Tage dauern konnte? — Für jeden Einsichtigen liegt das Un Sinnige dieses Verdachts klar zu Tage. Anders aber ist es bei dem großen Publikum, das nicht lange überlegt und prüft, sondern glaubt, was man ihm sagt. — Und deshalb, weil ich als Schriftsteller auf die Oeffentlichkeit und auf das große Publikum angewiesen bin, deshalb mußte ich noch einmal sprechen und mich von jenem Verdacht reinigen.

## CHRONIK

**Die Bestinformierten!** Am Sonntag, den 4. dieses Monats, schrieb der «Lokal-Anzeiger», der sich auf seine hervorragendsten Beziehungen speziell um die Quartalswende gar nicht wenig zu gute tut: «Die gestern in Berlin verbreiteten Gerüchte von einer Verlobung unseres Kronprinzen mit der Prinzessin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin sind nicht richtig.» Kurz, bündig und erbaulich. Man schmeckt ordentlich noch den Unmut des Bescheid gebenden, höchst indignierten Geheimrats raus.

Am Montag früh wird durch das Extrablatt die freudige Nachricht von der Verlobung verbreitet. Kurz danach orakelt ein Leitartikel über die allerneuesten Informationen und Mitteilungen von geschätztester Seite. Was liegt daran, am Morgen den Abend zu desavouieren. Bei Scherl muss alles gemacht, der grösste Stumpfsinn mit grandiosester Gebärde vorgetragen werden.

Die eventuelle Meinung des Publikums, dass die «Beziehungen» doch wohl nicht gar so glänzende sein können, oder aber sie sind doch — dass der Respekt vor Scherls Kulis dann aber nicht gross genug ist, als dass man sie nicht mal oben verulken könnte, wird durch Extrabildchen zum Schweigen gebracht. Im schlimmsten Falle muss der dreimal gepreiste, alles wissende Alfred Holzbock heran. Er versteht sich sicher, die verehrten Leser zu entzünden. Respekt vor ihm — auf allen Seiten, denn er ist der be—rühmte Alfred Holzbock — «ich kann Ihnen sehr viel nützen!»

Flaneur.

**Die Schippeliade oder das Flugproblem des Zukunftsstaates.** Die Genossen sind eifrig bei der Arbeit, aus den Riesentöpfchen die schmutzige Wäsche des ganzen Jahres hervorzuholen, auf dass ihr eine gründliche Reinigung in Bremen zu teil werde, teils durch Schrubber und Sand, teils durch völlige Unbrauchbarmachung durch die Meisterschaftskübelchwinge Stadthagen, Hoffmann und Genossen.

Dem Agrarier Schippel wird vermutlich eine Kartoffel von derartiger Dimension überreicht werden, als sei sie auf dem Felde des allerbeschränktesten Oekonomen gewachsen, und an dieser Kartoffel, so hoffen die Unentwegten, wird Schippel ersticken müssen.

Man wird sich des unbequemen Wahrheitssagers wohl eventuell entledigen können, die Wahrheit selbst wird jedoch nicht umzubringen sein, nicht durch Bebelsche Leidenschaft, nicht durch Stadthagensche Schnupfsalven oder Hoffmannsche 10 Gebote gegen den Anstand und die guten Sitten, ja nicht einmal durch die schier zu Tode gehetzte, durch und durch verlogene Phrase vom gemeinen Brotwucher.

«Doch klappern gehört mal zu's Handwerk!» Juvenal.

**Wozu der Lärm?** Am Sedantage gabs einen schulfreien Tag. Die Kinder jubeln, die Lehrer freuen sich, und die Eltern — nun die freuen sich gewiss auch, dass den Kleinen ein ganzer, prachtvoll schöner Tag geschenkt ist.

Dies die positive Seite.

Autokratensystem, Nichtachtung der Schulbehörden, Befehl von oben herab, Versäumnis eines Schultags, unwiederbringlicher Verlust geistiger Güter, systematische Verdummungspolitik, Moloch Militarismus, man wird sehr entschiedene Auskunft im «roten Hause» fordern — Triumph der zielbewussten Genossenschaft. —

Die sehr negative Seite!

Vor Tisch las man folgenden Text in tausendfacher Variation; Ueberbürdung der Schulkinder mit verlogener Geschichtsklitterung, reaktionäres Festhalten an den viel zu kurzen Ferienterminen etc.

Pfui Deibel!

Herrgott im Himmel! Wer kanns den Leuten recht machen?

Flaneur.

Unverlangte Manuskripte, denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt und bleiben 4 Wochen lang zur Verfügung des Einsenders. Manuskripte, deren Rücksendung innerhalb dieser Zeit nicht erfolgte, können nicht reklamiert werden. Kurze und schneidige Artikel, welcher Richtung sie auch immer seien, sind uns stets willkommen.

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

==== An alle Denker und Freunde der

# Wahrheit.

Alle Denker w. gebeten, bei d. Feststellg. der Wahrheit in d. wichtigsten ethischen u. philos. Fragen mitzuwirken. In d. Organ „**Veritas**“ w. v. Nov. d. J. an voraussichtlich unanfechtbare Thesen aufgestellt. Alle Einwendungen dagegen w. entkräftet, od. aber zur Änderg. d. Sätze verwendet; solange bis nichts mehr eingew. w. Alles Weitere in N. 1. — Anmeldungen für N. 1—3 bis 20. Okt. erbeten. — Preis je nach d. Beteiligg. zw. 20 u. 50 h.; jedenfalls möglichst billig. — Überschuss zur Ausbreitg. d. Unternehmens bestimmt. — Öffentliche Verrechnung. — Betrag nach Erhalt d. N. 1 **nur p. Postanweisg. od. in Briefm.** erbeten. — Verlag des Herausg. Prof. **Rob. Wihan**, Trautenu, Böhmen.

**Abschriften** mit der Schreibmaschine! **Neisser & Schwedler**  
 Berlin W., Behrenstr. 7 pt. Telefon Amt I, 1749.

# VEREIN FÜR KUNST

Vorstand: Herwarth Walden.

## Sechs Dichter-Abende

unter persönlicher Mitwirkung von:

Detlef von Liliencron 3. Oktober 1904  
abends 8 Uhr, Künstlerhaus.

Thomas Mann 27. Oktober 1904  
abends 8 Uhr, Architektenhaus.

Johannes Schlaf 8. Dezember 1904  
abends 8 Uhr, Architektenhaus.

Paul Scheerbart 12. Januar 1905  
abends 8 Uhr, Architektenhaus.

Arno Holz 9. Februar 1905  
abends 8 Uhr, Architektenhaus.

Richard Dehmel 16. März 1905  
abends 8 Uhr, Künstlerhaus.

**Am 1., 5. und 6. Abend: Gesang**  
(Vertonungen lyrischer Schöpfungen.)

Ausführende: **Conrad Ansoerge, Eugen Brieger, Alexander Heinemann, Hedwig Kaufmann, Karl Müller-Baireuth, Richard Könnecke, Georg Stolzenberg.**

Abonnements: Für alle sechs Abende 25, 15, 10 und 5 Mk. nur in der Geschäftsstelle: Amelangsche Kunsthandlg., Charlottenburg, Kantstr. 164. Einzelkarten: Zum 1., 5. u. 6. Abend 6, 4, 2, 1 Mk. Zum 2., 3. und 4. Abend 5, 3, 2, 1 Mk.

Vorverkauf der Einzelkarten: In der Geschäftsstelle, Warenhaus Wertheim, Leipzigerstr. 132—137, Lazarus, Buchhandlung, Friedrichstr. 66, Amelangsche Buchhandlung, Potsdamerstr. 126.

Das neue

Heft  
**12**

73. Jahrg

# Magazin



Heft 12

Berlin, den 17. September 1904

Heft 12

Erscheint jeden Sonnabend

Is vierteljährlich 3 Mark, das einzelne Heft 30 Pf.

# Yester und Li



**Roman von Bernhard Kellermann**

Preis: Mk. 4,— br., Mk. 5,— geb.

Ich las das Buch Kellermanns ganz langsam in stillen Abendstunden, und siehe, als ich zu Ende damit war und es hinlegte, sass ich alter Cor da und schluchzte aus tiefstem Herzen so schreibt Mathieu Schwann in einem Feuilleton über Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den Münchener Neuesten Nachrichten.

**Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11.**

## Zum 1. Oktober

helfen sich erfahrungsgemäss in meinem Betrieb die Bestellungen derart, dass selbst unter Inanspruchnahme von Hilfskräften nicht allen Wünschen pünktlich entsprochen werden kann. Es liegt daher im Interesse meiner geehrten Kundschaft, sich wegen etwaiger **Neu-Einrichtungen oder Ergänzungen**, namentlich aber wegen **speziell anzufertigender Möbel** möglichst frühzeitig, am besten schon jetzt, mit mir in Verbindung zu setzen. Auch gestatte ich mir, bei dieser Gelegenheit nochmals auf meinen **für Mieter und Vermieter völlig kostenlosen Wohnungs-Nachweis** aufmerksam zu machen und daran zu erinnern, dass ich **Umzüge in coulantester Weise besorge**. Meine **Ausstellungsräume** sind vollständig umgestaltet und mit neuen, hocheleganten **Musterräumen** in jeder Preislage ausgestattet.

**M. MARKIEWICZ**

BERLIN N., Friedrich-Strasse 111.





# Das neue Magazin

Heft 12

1904

<i>Hahn</i>	Juvenal
<i>Russen im Exil</i>	Aug. Strindberg
<i>Der «Herr» Kgl. Sächs. Sträfling</i>	Er selbst
<i>Ein neues Kunstzeitalter</i>	Lang-Danoli
<i>Zur Jahresversammlung des wissenschaftlich-humanitären Komitees</i>	Fuchs-Stadthagen
<i>Chronik:</i>	
<i>Eine verhältnismässig ernste Geschichte</i>	Juvenal
<i>Der Befreiungsschrei</i>	• • •
<i>Dida mit der Badehose</i>	Juvenal
<i>Nach Rom</i>	Flaneur
<i>Zu dem Artikel in No. 10</i>	Joh. Holzmann

---

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Das Geschlechtsleben** in der deutschen Vergangenheit  
 von Max Bauer.  
 2. Aufl. Preis brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50.



! Gesetzlich geschützter Apparat

## FIX-FIX

gestaltet die Haut jugendfrisch, belebt und weiss und konserviert sie in bisher unerreichter Weise.

**Fix-Fix** entfernt sicher Falten und Runzeln.

**Fix-Fix** beseitigt Hautfehler aller Art.

**Fix-Fix** ist ärztlich begutachtet im ärztlichen Gebrauch.

**Fix-Fix** ist keine orthop. Vorrichtung, daher keine Schlafbehinderung.

**Fix-Fix** ist ein Kohlensäure-Repansions-Verfahren.

**Fix-Fix** genügt als Schönheitsmittel höchsten Ansprüchen.

Einfachste Anwendung. Prospekte und Kataloge gratis und franko von

**Frau Dr. Bocks**, Moderne Toilettenkunst,  
 Versandabteilung: BERLIN SW.11.



**NEUFELD** Flügel u. Planinos  
 9X prämiert! Gespielt und empfohlen von Liszt, Kullak, Scharwenka, Paderewski, Hegner u. A. Specialität: Salon-Piano m. Flügelton.  
 Berlin, Charlottenstr. 19. **PIANOS**

Bequeme Teilzahlung  
 Preislisten gratis u. franko.



# Das neue Magazin

für Literatur, Kunst und soziales Leben

---

73. Jahrg.    Berlin, den 17. September 1904.    Heft 12.

---

## « H a h n »

Dresden, die Stadt der Madonna, der schönen Bauten und der unglaublichsten Transaktionen auf allen Gebieten des politischen und kommerziellen Lebens, bot als Herbstintroduktion den fälligen Bankprozess, dessen Bedeutung die Zünftler wie üblich «weit über die Grenzen des Landes reichend» bezeichnen. Und zwar mit so vielem Recht, dass ihnen die furchtbare Phrase aus dem eisernen Bestande des fahrenden Journalisten zu gute gehalten werden darf.

Unter dem Rubrum «Hahn» verhandelte die III. Strafkammer in Dresden gegen den frühern Inhaber des Bankhauses Rocks Nachfolger.

Für einen Kenner der sächsischen Verhältnisse ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, den Fall «Hahn» gesondert für sich zu betrachten und zu werten. Es ist vielmehr durchaus notwendig, die offensichtlichen Verbindungen zu betrachten, die den Fall «Hahn» zu einem geradezu typischen Aushängbild der verworrenen und nichts weniger als gesunden gesellschaftlichen und kommerziellen Lage Sachsens machen.

Blickt man um einige Jahre in der Geschichte Dresdens zurück, so wird man versucht, sie mit der Gesamtbezeichnung Chronique scandaleuse zu bezeichnen. Es sollen hierbei gar nicht die verschiedenen Dunstblasen in Erinnerung gebracht werden,

die aus dem Dresdner Gesellschaftssumpf aufgestiegen sind. Diese Tätigkeit wäre ebenso unästhetisch wie fruchtlos, denn an eine durchgreifende Besserung ist sobald ja doch nicht zu denken. Nur der wirtschaftlichen Clous sei gedacht.

Da machte sich vor einigen Jahren mal eine phänomenale Pleite auf. Kredit-Anstalt für Handel und Industrie.

Welcher Apparat ist s. Z. nicht von den Revisoren der K.-A. aufgeboten worden, um den Fall zu einer gerichtlichen Entscheidung zu bringen. Ich entsinne mich verschiedner ausführlicher Unterredungen mit den Revisoren, in denen nichts grösser war als unser Erstaunen, dass die Herren Direktoren und Aufsichtsräte der Kredit-Anstalt so gar nicht auf Herz und Nieren geprüft wurden. Fast zeitlich zusammenfallend mit dem Krach der Kredit-Anstalt war die hervorragende Pleite des Spar- und Vorschussvereins. Auch bei dieser «Gesellschaft» hatten es einige, offiziell als biedere Ehrenmänner firmierende Macher verstanden, einige Hypothekentransaktionen in Szene zu setzen, dass jedem unparteiisch Prüfenden die Haare zu Berge stehn konnten. Noch heut, also mehrere Jahre nach der mit grossen Reden und Ehrlichkeitsbeteurungen in Szene gesetzten Sanierung, wehklagen kleine Leute nach ihren Ersparnissen, die sie nie mehr erreichen werden. Man sagte damals in geweihten Kreisen, dass trotz der unglaublichen Vorkommnisse in der Verwaltung der Spar- und Vorschuss-Vereine, doch dem Strafrichter keine passende Handhabe zum Einschreiten geboten war. Allerdings, das Rubrum «Depotunterschlagung», das im Falle Hahn glatt zutraf, konnte man beim Sp. u. V.-V. nicht anwenden. Wenigstens nicht direkt, denn die Herren Direktoren wussten ja den Schein nach aussen hin zu wahren. Wenn z. B. einer der Gewaltigen den Verein veranlasste, auf ein Grundstück, das mit erste und zweite Stelle hoch belastet war, man sagt ca. 60 000 Mk., noch eine dritte Stelle von 105 000 Mk. zu geben, und wenn bei der Subhastation derselbe Herr Direktor, der nebenbei gesagt, persönlich die zweite Stelle gegeben hatte, das Grundstück für ca. 40 000 Mk. erwirbt, so ist dies ja keine «Depotunterschlagung», die den Strafrichter in die Erscheinung treten lassen muss. Ob aber derselbe Herr Direktor auch seiner Gesellschaft gegenüber Treue und Glauben bewahrt hat, bleibt eine andere Sache.

Dies ist nur ein Beispiel für viele.

Als die Verhältnisse zur Explosion reif waren, da trat eine Sanierungskommission zusammen. Honoris causa wie sie sagte, und um dem kleinen Mann sein sauer erspartes Geld zu retten, wie sie weiter mit Emphase sagte. — Diese Phrasen

hinderten sie aber nicht, sich nur die «versäumte Zeit und Auslagen» zurückerstatten zu lassen. Na und dass die Herren ihre versäumte Zeit eben höher einschätzten, als das «mühsam erworbene Gut des kleinen Mannes» es vertragen konnte, das ist ja sehr bedauerlich — doch zu ändern wars nicht.

Folgt der Fall Hüttig — und so weiter. —

Wohin man blickt, grinsen einem ungesunde Verhältnisse entgegen.

Neben diesen Einzelfällen machten einige Vorkommnisse der frühern Bank Günther & Rudolph auch mancherlei von sich reden. Nicht zum geringsten durch die Feststellung, die von einer Dresdner Strafkammer s. Z. in einem Urteilstenor beliebt wurde, dass nämlich die Art der Anleitung zum Börsenspiel, die der Firma Günther & Rudolph beliebte, nicht gerade den Inbegriff der kaufmännischen Noblesse ausschöpfte. Es passierte dieser Firma Günther & Rudolph ja auch, dass einer ihrer Angestellten, ein gewisser Wolff, nachdem ihm von der Firma ein Spekulationskonto eingeräumt worden war, sie ganz respektabel betrog, sie und Hahn und noch einige andre Banken. In Dresden versteht man jedoch in punkto Ehrlichkeit bezüglicherweise Unehrllichkeit keinen Spass, — und so lochte man dann den vorher noch nicht bestraften Wolff auf 8 Jahre Zuchthaus ein. Kein Wunder, er hatte ca. 30 000 Mark erschwindelt. Ein früherer Bankier, dessen Ehrenstellenanzahl gar nicht zu zählen war, Hopfe geheissen, hatte sich auch mal gegen Treu und Glauben vergangen, indem er ca.  $\frac{1}{2}$  Million, die der Wohltätigkeit gespendet waren, mopste. Sein Schicksal ereilte ihn nicht minder, denn er bekam für die halbe Million und für die masslose Irreführung der öffentlichen Meinung 4 oder 5 Jahre Gefängnis. Also man beachte nur die Strenge.

Wolff, Angestellter, zum Börsenspiel verleitet, Betrugsobjekt ca. 30 000 Mk., nicht vorbestraft: Urteil 8 Jahre Zuchthaus.

Hopfe, Kommerzienrat. Inhaber hoher Orden und Ehrenstellen, Prasser und Schlemmer. Objekt ca.  $\frac{1}{2}$  Million: Urteil 4—5 Jahre Gefängnis.

Si duo faciunt idem, non est idem. Doch selbst diese hohen Strafen vermochten nicht abschreckend zu wirken, denn das in Dresden mehr als sonst überall hoch im Schwunge stehende Vertuschungssystem schützt die meisten geheimen Sünder. Und der Fall Pohlent? Jeder Dresdner wird sich bei diesem Namen sogleich einer Affaire entsinnen, die der Bank Günther & Rudolph nicht gerade zum Riesenruhm gereichte.

Victor Hahn deponierte vor Gericht, dass er speziell an der Sebnitzer Papierfabrik ungeheure Verluste erlitten habe, die gewissermassen den Anfang seines Ruins bedeuteten. Ohne weiteres zugegeben. Wie konnte es aber geschehn, dass er sich auch den deutlichsten Warnungen entgegenstemmte, die gerade in bezug auf die Sebnitzer Papierfabrik s. Z. in der kritischen Periode, da noch eine Umkehr möglich war, ihm öffentlich zuzingen. Ich selbst nahm in einer der letzten General-Versammlungen Gelegenheit, an der Hand der tatsächlichen Ereignisse die Sebnitzer Papierfabrik als ein Danaidenfass zu bezeichnen, eine Warnung, die besonders auch von einer Dresdner Wochenschrift durch klarstes Material belegt wurde. Umsonst, Hahn wollte nicht überzeugt sein. Damals entschuldigte er sich damit, dass er bei etwa 24 oder 30 Gesellschaften Aufsichtsrat sei.

Diese Zahlen müssen verblüffen, wenn auch zugestanden werden soll, dass Hahn in seiner Person einen ganz immensen Fleiss, Tatkraft und vor allen Dingen durchaus anerkanntswerte persönliche Bescheidenheit in Hinsicht auf Lebensgenüsse vereinigte, doch ultra posse nemo obligatur. Die vielseitige Inanspruchnahme musste ihm den Blick für die notwendige Vorsicht rauben. Das «notwendig» ist allerdings für Dresdner Verhältnisse zu verstehn, denn hier hat man es mit der zehnfach gesteigerten Form zu tun. — Diese Vorsicht war also, wie gesagt, Victor Hahn doch nicht abhanden gekommen; denn wie auf einen Zauberschlag begann plötzlich das Vertrauen zu seiner Finanzkunst zu schwinden. Ob durchgesickerte Vermutungen der beteiligten Kreise den Anstoss dazu gaben, oder ob andre Faktoren, denen man Interesse am Fall Hahns zuschrieb, entsprechend für Publikation sorgten, das kann ja jetzt als nebensächlich gelten. Das Misstrauen war eben wieder geweckt, und man erinnerte sich erneut der Schläge, die von der Kreditanstalt etc. ausgeteilt wurden.

Hahns bisheriger Nimbus, sein Rückhalt an dem notorisch reichen Spreckels, bekam auch einen Riss, nachdem es plötzlich hiess, dass die verwandschaftlichen Beziehungen zu Spreckels durch «Scheidung» ebenfalls der Lösung entgegenläuf.

Der vordem glücklichste und bestbeneidetste Dresdner Victor Hahn, dessen Mäcenatentum man bislang zu rühmen nie versäumte, wurde nun wie auf Verabredung fallen gelassen. Selbst seine Hofbeziehungen halfen ihm nichts mehr. Er war im Wege.

Was früher durch die Tätigkeit der offiziellen Beschwich-tiger gedeckt und getilgt und vor der Bekanntwerdung in der Oeffentlichkeit sorgsam gehütet wurde, gab man jetzt als gra-

vierend schonungslos preis. Die Ratten, die sich so lange im Schiff «Hahn» gemästet hatten, witterten mit echtem Ratteninstinkt den Untergang, — und sie verliessen deshalb die Planken. Was sollten aber auch Ratten auf dem Wrack? Mitertrinken? — Das ist nicht nach dem Geschmack dieser Tierchen. Es gibt ja auch anderswo noch Kornkammern.

Kurz vor Schluss der Redaktion wird das genaue Urteil gegen Hahn bekannt. Man hat ihm mit echt sächsischer Gründlichkeit den Garaus gemacht. Ob aus Strafe, dass er sich erwischen liess? Denn 4 Jahre Gefängnis und 1000 Mark Geldstrafe sind doch gewiss kein Puppenspiel.

Zwar heisst es, dass gegen das Urteil Revision angemeldet werden soll, doch werden die Erwartungen des Verteidigers auf Kassierung des Urteils wohl nicht allzugrosse sein. Es ist nicht Jeder ein Exner, dem das Glück blühte, dass die Geschworenen die «Form» verletzten. Die Urteilsschrift gegen Hahn durfte zweifellos jede Revisionsbegründung von vornherrein ausschliessen. Die geradezu furchtbare Höhe der erkannten Strafe wird nun gewiss aufs neue die Erinnerungen an die «Sünden» der letztvergangenen Jahre auffrischen, für die es unbegreiflicherweise keine Strafparagrafen gegeben haben soll. Vielleicht wird in der nächsten Zeit noch mancher Grosse im Reiche der Dresdner Finanz schlaflose, kummervolle Nächte durchleben und bei jedem Geräusch die anrückende Gerechtigkeit zu hören glauben, doch für die Dauer wird auch dieses Urteil keine durchgreifende Änderung herbeiführen können. Hahn ist nicht allein durch den Spruch der Richter getroffen worden. Die Brandmarkung erstreckt sich auf die Dresdner Gesellschaftskreise, die durch Zusammensetzung oder genauer gesagt durch Zersetzung das Emporwuchern der Verbrechen geradezu zur Gewohnheit gemacht hat. Diese Begünstiger sind leider nicht zu fassen. Solange es sich irgend machen lässt, wird vertuscht und verdeckt, nur damit die Praktiken nicht in die Öffentlichkeit dringen. Und es ist gewiss alles andre eher als Nächstenliebe, die die Herrschaften so oft zu gegenseitiger Hilfe antreibt. Sie wissen zu gut, dass sie zu viel zu fürchten haben, um nicht zu Opfern bereit zu sein.

Wenige Jahre liegen zwischen der grössten Glanzperiode Hahns und dem Urteil, das ihm den Garaus macht. Doch welche Fülle von Ereignissen und Hoffnungen umschliessen sie.

Damals, noch vor 4 Jahren, stand er als der hochgefeiertste Kunstmäzen an der Spitze aller gesellschaftlichen und künstlerischen Veranstaltungen, die neue Kunst, die Sezession feierte ihn als den generösen Beschützer, als den Vater der auf-

strebenden Talente, die Presse ernannte ihn zum Ehrenmitglied, und der Hof zeichnete ihn durch Titel und Würden aus, obgleich es nicht vergessen wurde, dass Hahn auch nur durch einen «Fall» sich oben bemerkbar gemacht hatte. Gelegentlich einer Hoffestlichkeit fiel er nämlich einer hohen Dame in den Schoss. Mein Gott, er war das glatte Parkett eben noch nicht gewöhnt. Als junger Mann noch wurde er Kommerzienrat, nicht lange danach Geheimrat. Und gar erst die Orden, die seine schwächliche Brust zierten! —

Führwahr, die Clique durfte auf ihn stolz sein. Und sie wars. Wie eine undurchdringliche Mauer umgab sie ihn, dass nur keine Warnung zu ihm, keiner seiner genialen Tricks nach aussen dringen konnte. Denn auf den Glanz nach aussen hinkams allein an. Die dekorative Firma «Teutzsche Bider und Rechtlichkeit» durfte niemals erblassen, und wenn im Innern des Gesellschaftskörpers hundertfache Fäulnis am Knochengerüst frass.

Während in politischen Versammlungen die Phrase der «Teutzschen Ehrlichkeit, teutzschen Mutes, teutzscher Treue» sich bis zum Ekel blähte, sannen die Macher der Volksbewegung im Geist auf Schleichwege, mit deren Hilfe dann dem lieben Nächsten nur zur Probe mal das Wasser abgegraben würde.

Unter Zugrundelegung dieser Erscheinungen muss man auch die innere politische Entwicklung Sachsens betrachten, über die in der nächsten Nummer Näheres gesagt werden soll.

Den Dresdnern fängt der Buchstabe H an ein böses Omen zu werden. Hopfe und Hahn — welches Ende — Horn — der Leiter und Lenker des Kummerwerkes — welche Schrecken verbreitete er. —

In ihrem Prunkgemach aber thront die Madonna. Aber sie blickt nicht gnädig herab auf die Pilger, die in Verzückerung zu ihren Füßen sitzen. Ihre Blicke sind in endlose Ferne gerichtet, gleichsam als wollte sie sich mit den sehrenden Augen aus der unseligen, unheiligen Stadt forttragen, in die der Sünden Zahl zu gross ist, als dass ihr eine Erlösung möglich wäre.

Aber die Dresdner Gesellschaft — an deren Spitze die Haute finance steht, tut viel um Gottes willen, sie schafft Werke der Frömmigkeit und der öffentlich quitierten Nächstenliebe, und sie verwünscht die Sünder, die unbussfertig nur dem Mammon dienen — sobald es opportun erscheint und nur kleine Profite winken.

Denn um starker Profite willen gewährt sie auch Beelzebub dem Verführer geheime Audienzen.

Juvenal.



# Russen im Exil

Für uns ist **Strindberg** das Erkennungswort. Gestern noch hat man Ibsen als Befreier gefeiert. Als Befreier, warum? Verstockte Laienpriester, die sich Kulturträger nannten, haben für eine Generation nach der andern die Bündel seelischer Sensationen gefesselt und zur Höhe von Systemen und Bekenntnissen aufgestapelt. Ibsen nahm von ihnen, lockerte sie — und stellte sie als tragische Wahrzeichen einer korrupten Moral an ihren alten Platz zurück. Mit resignierter Geste. Diese «korrupte Moral» war für Ibsen: Experimentierobjekt; bei der Zergliederung der Puppe lief ihm oft Blut über die Hände — aber wie er dabei, ein Sonderling, von kritischen Blitzen umleuchtet im Kreis herumging, um, nachdem der Kreis beendet war, in einer Falltür zu verschwinden, mochte einigen, die den Kopf frei hatten, ein komisches Beginnen scheinen. Ein fahles, bedrückendes Licht blieb überm Schauplatz hängen. Wars Befreiung? Eher das Gegenteil. Ein Erkennen und Verzichten; immer ein verflucht christliches Gewissen, das bedrückt ist und sich mit einem entschiedenen Ruck befreien möchte — und das Gewissen eines Sektierers bleibt.

August Strindberg ist unser Erkennungswort. Sein Leben war ein Kulturkampf. Dieser Kosmos, der Strindberg heisst, hat unter Ausbrüchen von Vulkanen in seinen Bahnen gekracht — und immer weitere Kreise geschwungen! In dem einen Leben ward mehr denn eine Kultur geschaffen. Alle Bündel wurden gelöst, jeder Stab zersplitterte in Licht, es wurde ein irres, wunderirres Blitzen des Stromes, in denen Sonnen fliessen, es wurde das schäumende Stürzen der Katarakte. Die Bündel schwimmen zerstreut im πάντα ῥεῖ, sind in Luft und Licht zergangen. Das ist Befreiung. Die universale Skeptik, die nur wissen, wissen will. Die Erkenntnis des Menschen. Die grosse Revolution der Geister hat begonnen: unser 89.

Ibsen ist ein geistreicher, scharfsichtiger Pfaffe, der gereizt wurde und unter bedingter Verantwortlichkeit Enthüllungen veröffentlicht. Strindberg, der gottfreie Mensch mit dem vielfältigst organisierten Gehirn unter den Genies aller Zeiten. Es ist nur an eins zu glauben: an die Wahr-

heit und Natürlichkeit der Metamorphosen des Irdischen — und alles ändern. Darum können wir seinen Schöpfungstagen nie genug nachdenken. Wir sollen seinen ganzen Reichtum erleben. —

Heute sei es der Schluss einer Novelle «Rückfall», die in dem Band «Schweizer Novellen» enthalten ist. Sozusagen als Nachtrag zu unsrer Russen-Nummer. Diese paar Seiten erschüttern zu tiefst. Die Worte, die hart und erbarmungslos wie das Schicksal fallen, fallen wie etwas Eisernes durch Schleier von Wehmut . . . darunter schluchzt die Stimme des Menschen in seiner ewigen, tödlichen Einsamkeit. . . .

\* \* \*

Anna und Paul sassen am Nachmittag des folgenden Tages unten im Garten und plauderten von dem Verflorenen. Paul hatte sich so nahe an sie heran gesetzt, wie er konnte, als ob er sich bei ihr verbergen, sich bei ihr wärmen wolle, und er hatte seinen Arm unter ihren gesteckt, als ob er sich von ihr führen lassen wolle.

«Unser schlimmster Feind, Anna, das ist unser natürlicher Mensch, jenes Abbild von etwas dort oben, das sich mit allen Individuen derselben Art befreundet fühlt; er ist es, der unserm grossen berechtigten Hass die Spitze abbricht, er ist es, der uns zum Mitleid mit unsern Feinden verlockt, der uns schlaff macht, wenn wir zuhaun sollen, und der uns Reue schenkt, wenn wir bereits gehaun haben, Reue, bedenke, über eine schöne Handlung, die uns für Jahrhunderte frei macht. Vor nichts fallen wir so wie vor dem Verlust der Sympathie von unsresgleichen. Hast du es empfunden, wie das Herz gefriert gleich dem Eis in der Maschine, wenn du den eisigen Blicken eines frühern Freundes begegnest, der dich nicht mehr kennen will; du weisst, dass er unrecht hat und dass du recht hast, und in dem Augenblick gibst du ihm dennoch recht und dir selbst unrecht. Anna, nie vergesse ich das Mal, du erinnerst dich, als ich, halb unbewusst noch, «Bekannte Dinge» in Moskau herausgab. Niemand konnte die Wahrhaftigkeit leugnen, aber niemand wagte, die Sache ernst zu nehmen. Da verfiel man darauf, das Ganze als ein Gedicht zu nehmen, und man wurde zu dem Ausweg gezwungen, das Ganze in einen literarischen Erfolg zu verwandeln. Die Taktik war klug genug. Und dann überbot man einander in Lob über das Künstlerische der Schilderungen — man verwandelte einen gut geladenen und gerichteten Schuss in eine Rakete, die gerade hinauf in die Luft gelenkt wurde, wo sie in einem schön gefärbten Feuerregen krepierete, der mit

Applaus begrüsst wurde. Aber man ging weiter. Man nahm mich in den literarischen Klub Artistitscherski Kruskoj auf. Das mochte das Klügste gewesen sein, das man tun konnte. Nie vergesse ich den Abend. Da traf ich, Angesicht gegen Angesicht, alle unsre Feinde; alle, die Glück gehabt hatten, die grosse Namen durch Talent und Kenntnisse hatten. Aber ich traf auch eine Menge, die keins von beidem hatten und gleichwohl da waren, weil sie die Macht besaßen. Da war es hell und warm; die Wände waren mit Gemälden behängt; der Boden mit weichen Teppichen belegt; die Decken vergoldet, die Tische sich unter der Last von Speisen und Getränken biegend. Keine zornigen Blicke; man nickte mir freundlich zu, als ob man sagte: «wir verstehn uns; du wirst einer von den Unsrigen werden, und wir werden nie mehr von der Sache sprechen». Ich, der auf einmal aus meiner dunkeln Kammer gezogen wurde, aus Entsagungen und Geringschätzung, ich war einer von ihnen geworden. Und nun aus der Nähe, wie menschlich, wie klein waren sie nicht. Und die Mächtigen, die wussten, dass sie hier aus Gnade waren, wie demütig waren sie nicht. Sie beugten sich vor dieser Gabe der Natur, die Talent heisst. Mein unerfahrenes Gemüt wurde geblendet, und ich fand sofort Sophismen, um sie zu verteidigen. Sie sind zusammen, advozierte ich, nicht um einander zu bewundern, sondern um im Talent die freigebige Natur zu verehren, die ihre Geschenke von Genie verschwendet hatte, denn ich war ja so erzogen, dass ich noch an Genie glaubte. Aber hätte ich damals schärfer gesehn, würde ich gesehn haben, dass sie dort alle wie sich genieierend umhergingen; als ob sie sich selbst fragten: was habe ich getan? Bin ich auch ein Genie? Und viele konnten mit Fug sich fragen: was tue ich hier? Später nach dem Souper, als wir im intimsten Geplauder da sassen — ich sprach eben mit zwei von den schlimmsten Feinden über die Emanzipation, und ich konnte nicht anders als ihre humane Art, die Frage zu behandeln, bewundern — erhob der Redakteur der Starowna Volja, du weisst, unser Erbfeind, sein Glas und bat die Anwesenden, mich in ihrer edlen Gesellschaft willkommen zu heissen. Er sprach mit Wärme von meinem Talent — immer vom Talent! — und berührte die «Bekanntn Dinge» überhaupt nicht. Man sass wie auf Nadeln, denn man erwartete einen unangenehmen Ausbruch, irgend eine Entlarvung. Nein, es kam nichts. Die Worte des Redners wirkten erwärmend auf mich; ich war erfreut darüber, edle menschliche Gedanken von einem Feinde zu hören, ich schämte mich über meinen ungerechten Hass, und — ich bereute meinen Hieb. Bereute, Anna.

Als die Rede zu Ende war und alle mir zutranken — keiner weigerte sich! — erhob ich gerührt mein Glas, aufrichtig erfreut, gesehn zu haben, dass die Menschen besser waren, als ich geglaubt hatte, als ich auf der andern Seite des Tisches, in einer Gruppe dunkler Gesichter, zwei brennende Augen erblickte, die auf mich gerichtet waren! Das war Ivan, der Maler. Er lächelte verächtlich, bedauernd!

Ich verlor die Haltung, dankte kurz und gut für den Toast und fühlte mich missmutig!

Das nächste Mal, als ich den Klub besuchte, wurde ich noch mehr eingenommen als das erste Mal. Ich sah Feinde einander umarmen, Redakteure von feindlichen Zeitschriften, die gegen einander schrieben, ganz friedlich dasitzen und von brennenden Stoffen sprechen; Artisten, die sich gegenseitig auspfeifen liessen, sangen zusammen, tranken zusammen und küsstes sich später in der Nacht. Was war das? War das Schlawheit des Charakters? Nein, es war der Naturmensch, der hervorbrach, wenn die Stoffe und die Ursachen des Kampfes für ein paar Stunden suspendiert waren. Waren sie falsch? Nein, in diesen Augenblicken waren sie wahr, denn sie glaubten an das, was sie dachten, und meinten, was sie sagten. Sie freuten sich wie ich, dass sie einen Augenblick Menschen sein durften, klein, einfach sein konnten, denn hier war kein unwissendes Publikum zu dupieren. Sie lächelten wie Auguren über ihre abgelegte Mönchskutte, aber sie lächelten gut. Und morgen würden sie wieder Auguren sein, wieder wilde Tiere. Ich hatte beim Nachspiel mein Glas gefasst, um etwas zu sagen, ich wusste nicht was, denn mein Herz war voll, als eine starke Hand mir das Glas fortnahm und mir ins Ohr flüsterte: «Hüte dich, Paul Petrowitsch! Geniess, aber hüte sich! Hör, aber sprich nicht! Du bist ein Uebergangsmensch, aber du sollst den Uebergang machen, nicht den Rückschritt! Du musst dein Herz verhärten, du musst in die Einsamkeit hinausgehn und hassen, denn wer lieben kann wie du, der kann auch mehr hassen als andre!»

Es war Ivan, den wir den «Schrecklichen» nannten.

«Warum soll ich hassen?» fragte ich, noch warm von meinen Gefühlen.

«Du sollst die Lüge hassen, damit du die Wahrheit liebst!» antwortete er.

«Sind diese Menschen jetzt Lügner?» fragte ich.

«Nicht jetzt, Paul, jetzt sind sie wahr, klein, liebenswürdig, aber morgen, wenn du sie nicht siehst, sind sie Lügner!»

«Morgen,» dachte ich. «Was macht sie denn morgen zu Lügner, Ivan?»

«Die bindenden Bande, die wir lösen werden, Paul! Die du lösen wirst!»

Ich verliess den Klub mit Ivan. Wir wanderten die ganze Nacht umher, und später ging ich nie mehr dahin, denn ich kannte meine Schwäche. Ist es nicht schade um die Menschen? Sind sie nicht wert, geliebt zu werden? Ach, aber sie wollen nicht die bindenden Bande lösen! Anna, wäre ich länger mit ihnen gegangen, wäre ich einer von ihnen geworden! Ivan rettete mich! Damals! Aber ich bin nie sicher. Gestern, hm, in Evian sass ich da und sah einen armen Priester an, der von einem zwölfjährigen Jungen kujoniert wurde. Der Alte erregte mein Mitleid. Er wurde von einigen Bürgern verhöhnt, und ich schenkte ihm meine Teilnahme. Gestern morgen, hm, auf dem Dampfboot traf ich sie wieder. «Sieh da,» sagte ein Passagier, «ein Jesuit, der ein Erbe bewacht!» Zuweilen, Anna, glaube ich, all unsre Arbeit wird an unserm Naturmenschen scheitern, der nicht hassen kann! O, wir müssen hassen lernen!»

«Die bindenden Bande, ja, Paul, aber nicht die Menschen!» sagte Anna.

«Aber, wir können nicht die Bande zerreißen, ohne die Finger derer fortzureißen, die sie halten, Anna. Um so schlimmer für sie!»

«Vater, Vater,» rief Vera von der Pforte, «es sucht dich wer!»

Paul stand auf und ging nach der Pforte, unruhig wie immer, wenn ihn jemand besuchte, denn er erwartete selten etwas gutes von draussen. Aber als er das bleiche Gesicht des Besuchenden sah, lief er ihm entgegen und küsste ihn.

«Ivan, Freund, wir sprachen eben von dir,» sagte er, «tritt ein bei uns, Anna ist hier!»

Der Ivan genannt wurde, war ein bleicher, magerer Mann mit einem oblongen, schwarzbärtigen Gesicht, das so oblong war, dass das Kinn unten in der Westenöffnung lag. Als Paul ihn küsste, war er zuerst zusammengezuckt, aber dann hatte er mit einer unnatürlichen Wärme Pauls Gruss beantwortet. Er folgte Paul mit unsichern Schritten in den Garten hinein, und ein fremder Betrachter würde ihn nicht für einen Freund gehalten haben.

«Du kommst von Genf,» fuhr Paul fort.

«Ja,» sagte Ivan düster. «Guten Tag, Anna Ivanovna,» grüsste er darauf. «Du kennst mich nicht wieder; ich habe grossen Kummer gehabt, seitdem wir uns zuletzt sahn. Mein Sohn, mein starker grosser Junge ist von mir gegangen.»

«Armer, armer Ivan,» sagte Anna und warf einen Blick nach den Zimmern hinauf, als ob sie lauschte.

Ivan sah betrübt aus.

«Armer Freund,» sagte Paul. «Du siehst auch verändert aus.»

Ivan setzte sich auf eine Bank und sah auf den Sand nieder.

«Du hast dich ‚vereinfacht‘, Paul,» nahm Ivan wieder auf.

«Ja,» sagte Paul, «sowohl aus Neigung wie aus Zwang.

Der Kampf mit den Dienstboten wurde mir zu stark, besonders, da ich fand, dass sie recht hatten; aber ich hatte auch recht, den Streit zu fliehen, und jetzt habe ich Frieden. Es war eine schreckliche Streiführung. Ihre Unterschlagungen und die Provisionen, die sie nahmen, zu kontrollieren, nahm mehr Zeit in Anspruch als ihren Dienst zu tun. Jetzt räume ich selbst auf, und zum Entgelt bin ich Herr in meinem Zimmer. Früher konnte ich jeden Augenblick vom Dienstmädchen hinausgetrieben werden, und ging ich nicht sofort hinaus, wenn es ihr gefiel, so liess sie die Suppe anbrennen: daran ist der Herr schuld, sagte sie zur Frau. Da ging die Frau zum Herrn, ganz freundlich, versteht sich, und sagte ihm ganz artig, er solle Amalie zur rechten Zeit sein Zimmer machen lassen. Da glaubte der Herr, es sei eine Ordre von Amalie, und war verletzt — und so weiter!»

«Du glaubst also noch an die Macht des Beispiels von unten?» fragte Ivan.

«Nein, die Beispiele können nur von oben kommen, aber die Reformen können von unten kommen.»

Es entstand eine Pause. Paul merkte, dass er bei seinem alten Freunde keine Resonanz fand. Sollte der Kummer ihn so umgestimmt haben?

«Ich habe Neuigkeiten, Ivan,» nahm er wieder auf.

Ivan fuhr zusammen. Anna, die ihn beobachtet hatte, machte Paul ein Zeichen, aber dieser sah nicht, was sie meinte, sondern glaubte, es sei ein Signal, dass sie sich Bernhards wegen entfernen sollten, der im Garten arbeitete. Er bat darum Ivan, ihm auf die Kammer zu folgen, wo er den Brief verwahrt habe. Er lud Ivan ein, sich an den Schreibtisch zu setzen; er selbst setzte sich ihm gegenüber, öffnete eine Schublade und reichte ihm den Brief, den er vor einiger Zeit empfangen hatte. Ivan schien den Brief mit den Augen zu essen, und einige Zeilen las er mehrere Male. Während er dasass und las, klopfte es an die Tür. Bernhard trat ein und überreichte Paul einen Brief. Als dieser seinen Brief gelesen hatte, ward er aschgrau im Gesicht; darauf begann er Ivan zu betrachten, während dieser ebenso gierig wie vorher seinen Brief studierte. Und wirklich, er fand neue Linien in seinem Gesicht; neue Ausdrücke in den

Augen und einen Zug um den Mund, den er nie vorher gesehn hatte. Das war nicht der alte Ivan, der damals das Glas aus seiner Hand gerissen hatte, als er vor den «Feinden» sprechen wollte. Ganz sacht zog er die Tischschublade auf, nahm ein Telegrammformular hervor, das er neben sich legte und ausfüllte. Darauf warf er Ivan seinen Brief hin und sagte kurz und bestimmt: lies das! worauf er aufstand und das Telegramm durchs Fenster gleiten liess.

Ivan sah auf, erfasste mit einem Blicke den Inhalt des Briefes, denn er war kurz und enthielt nur diese Reihen: «Hüte Dich vor Ivan, der jetzt Kapitän in der Gendarmerie seiner kaiserlichen Majestät ist.»

«Es ist wahr,» sagte er und legte den Brief neben sich auf den Tisch. «Ich habe bereut, Paul Petrowitsch! Wie die Reue kam, weiss ich nicht, aber als mein Sohn starb, da war es, als wenn mein Körper in einen Mörser gelegt und pulverisiert worden wäre. Als sich dann die Stücke ordneten, war meine neue Seele fort, und die alte stand auf. Aber ich habe die neue nie vermisst. Die alte war gleich einem lieben Freunde, den ich wiedergefunden. Da hast du die ganze Sache!»

«Nicht die ganze, Ivan,» sagte Paul. «Als dein Kind starb, warst du in grosser Not. Du befandest dich als Reporter auf dem Manöver bei Charkow. Da trafst du den Hohen. Er gab dir und allen andern Männern der Presse die Hand und sagte etwas Artiges zu euch. Du wurdest geblendet! Da hast du die ganze Sache!»

«Verurteile mich nicht, Paul,» sagte Ivan, mit Tränen in der Stimme.

«Du bist bereits verurteilt,» antwortete Paul.

Sie betrachteten einander wie zwei Tiger, die zum Sprunge bereit sind.

«Willst du freien Abzug haben, Ivan?» nahm Paul auf. «Willst du den Briefschreiber in Ruhe lassen, bis er sich rettet? Denke an seine Kinder, Ivan!»

«Ich will es, Paul!»

«Du hast also Zweifel an deinem neuen Beruf?»

«Wer hat keine Zweifel?»

«Nicht an der Hauptsache, Ivan, aber an den Details können wir zweifeln. Warum deklamierst du mir nicht von unseren Untaten vor, warum schraubst du dich nicht auf in deiner neuen Rolle?»

«Ich bin müde! O, ich bin so müde! Ich bin sehr unglücklich!»

«Ich glaube dir, Ivan; du bist sehr unglücklich, denn du hast die Hoffnung auf das Kommende verloren.»

«Ja, es ist hoffnungslos!»

«Es ist nicht hoffnungslos, weil du die Hoffnung verloren hast. Sie haben zweitausend Jahre nötig gehabt, um dieses künstliche Gebäude aufzubauen; in fünfundzwanzig Jahren können wir es nicht niederreißen und dazu noch ein neues bauen. Moses schleppte die Kinder Israel in der Wüste umher, damit die Alten aussterben sollten, aber während der Zeit erzog er das neue Geschlecht, das Kanaan sehn sollte. Lass unsre Gebeine im Wüstenlande bleichen, das ist unser Los, aber lass uns für die Kommenden arbeiten: das ist alles, was wir tun können. Aber sag mir, Ivan, welches Sophisma hat dich gefangen, denn ohne Motiv wirst du wohl nicht sein.»

«Nenne es Sophisma,» sagte Ivan, «für mich ist es ein triftiger Grund. Ja, ihr behandelt diese Männer wie Verbrecher, und ihr glaubt, sie seien Betrüger. Ich weiss, dass sie gute Vorsätze haben und im schlimmsten Falle Betrogene sind.»

Paul dachte einen Augenblick nach; darauf antwortete er: Ivan, jetzt trennst du nicht Person und Sache. Dass wir sie wie Verbrecher behandeln, ist nicht wahr, wir behandeln sie wie Opfer, Opfer für die Sache; wir verstehn also, Person und Sache zu trennen; über ihre Motive können wir nicht urteilen, ob sie Betrüger oder Betrogene sind, haben wir nicht Zeit oder Lust, zu ergründen, ihre Handlungen verurteilen sie, und wenn ihre Personen der Sache im Wege stehn, dann fort mit den Personen! Ich habe nie gehört, dass sie Todesstrafe für Mord anwenden, sondern für Mörder, niemals Gefängnis für Diebstahl, sondern für den Dieb. Wenn ich einem eine Schlinge um den Hals werfe und zu ihm sage: steh still, oder ich erwürge dich! und wenn er dann nicht still steht, habe ich ihn erwürgt? Oder hat er nicht sein Unglück selbst verschuldet? Lass die Sophismen, Ivan. Kehre nicht nach Genf zurück, denn dahin habe ich dein Signalement gesandt, ehe du hinkommen kannst. Und schwöre, nein, versprich bei der Erinnerung an deinen Sohn und, warum nicht, an unsre frühere Freundschaft, dass du nichts gegen Dmitri unternimmst.»

«Wie soll ich das versprechen können?» sagte Ivan. «Mein Dienst . . .»

«Ich suspendiere dich von deinem Dienst bis morgen, so dass mein Telegramm Dmitri hat erreichen und er den Nachtzug hat nehmen können. Du bist mein Gast für heute Nacht.»

Paul stand auf. Ivan wollte sich erheben, aber Paul sagte bloss: «Du bleibst hier! Die Tür ist offen, das Fenster ist offen,



aber ich sage dir, wie man zu dem sagt, der die Schnur um den Hals hat: steh still, oder ich erwürge dich! Du hast verstanden! Morgen früh um 5 Uhr steht deinem Gehn nichts im Wege. Leb wohl, Ivan! Mögen unsre Wege sich nie mehr kreuzen, und mögen wir einander vergessen.»

«Du verachtetest mich, Paul, tu es nicht! Bedenke, dass ich damals Weib und Kind hatte! Und man muss doch leben!»

«Dass man leben muss, das glaube ich nicht; eins ist gewiss: dass wir sterben müssen! Und wollen wir leben, so glaube ich, können wir es, ohne unsre Seele zu verkaufen, aber dann müssen wir uns vereinfachen oder, wie die Treuen es nennen: unser Wohl opfern. Ich verachte dich nicht, denn ich kenne die Gesellschaftsgesetze, die das Naturgesetz verfälscht haben, und ich kenne auch das Naturgesetz in Entwicklung und Rückfall. Leb wohl!»

Paul ging. Als er in den Garten hinunter kam, traf er Anna. Er nahm ihren Arm wie zu seiner Verteidigung und fing an, auf und ab zu gehn.

«Es ist expediert?» sagte er.

«Ja,» antwortete Anna. «Es wird immer schwerer und schwerer. Hoffst du noch?»

«Ich muss!»

Sie gingen auf dem Gartenwege auf und ab. Die Sonne neigte sich zum Untergange und warf einen roten Schein über die obern Regionen der Alpen. Die Wolken, die sich über den Gipfeln gesammelt, hatten Schnee über die eben grünenden Weiden und Buchenwälder fallen lassen, aber unten in den Kastanienhainen regnete es.

«Siehst du, Anna Ivanovna; eben war der Frühling dort auf den Bergen; jetzt ist der Winter gekommen, und der Frühling geht wieder! O, es wird viel Schnee fallen, viel Schnee!»

«Aber morgen, Paul,» antwortete Anna, «morgen ist der Schnee fort, und dann ist der Frühling weiter vorgeschritten als heute; dann grünt es auf den Gipfeln wieder, und dann scheint die Sonne auf neue Blumen. Es geht vorwärts! Vorwärts!»

Die Dunkelheit kam. Die Savoyer Alpen standen schwarz wie eine Wand da, wie ein Haus von achthundert Stockwerken. Da wurde ein Licht angezündet, etwa sechshundert Treppen hoch in dem Riesenhause, und es blinzelte durch Regen und Dunkel.

«Siehst du das Licht,» sagte Paul, «dort oben in den Alpen: je dichter die Dunkelheit sinkt, desto klarer leuchtet es; ist das nicht eine wunderliche und schöne Eigenschaft des Lichtes?»

«Das sind die Bergwanderer, die über Nacht warten, um den Sonnenaufgang morgen begrüßen zu können,» sagte Anna.

«Soweit sie die Lawine nicht gefasst hat!»

«Aber wenn die Lawine kommt, dann Paul, ist es ja Frühling! Und dann können wir alle die Gipfel besteigen und das kostbare Edelweiss pflücken, im Sonnenschein, im Mondschein, im Gewitter, im Sturm! Möge die Lawine kommen!»

«Sie muss kommen, denn sonst kriegen wir nie Frühling, Anna!»



## Der «Herr» Kgl. Sächs. Sträfling

II\*

### „Bewegung im Freien“, „Delikatesstage“, „Nachgabe“ und anderes.

Mit der «Empörung» über die ungewöhnliche Plünderung des Sprachschatzes für den Ausdruck «Spaziergang» schloss ich das vorige Kapitel.

Mit der «Bewegung im Freien» hat es aber folgende Bewandnis.

Das Wort «Spaziergang» klingt nach Ansicht eines hohen Ministerii viel zu vornehm, zu freiheitlich. Da musste natürlich im hohen Ministerio der Geist auf die Weide geführt werden, von der dann die «Bewegung im Freien» heingebracht, verdaut, wiedergekaut, wiederverdaut und endlich niedergelegt wurde. Solch schöne Sache wie die «Bewegung im Freien», bleiben wir bei diesem Wortungeheuer, obwohl man es gar nicht mit einem Male herausbringen kann, findet in der Regel einmal täglich statt und zwar nachmittags, abwechselnd in der Zeit von 2—3, 3—4 oder 4—5. Bei ärztlicher Anordnung kann auch noch eine «Bewegung im Freien» am Vormittag, ebenfalls von einer Stunde Dauer hinzukommen. Der «Ablauf» zur Bewegung vollzieht sich im sogenannten Gänsemarsch. Beim ersten Aufseher, der auf erhöhtem

\* Der Verfasser des «Herrn» Kgl. Sächs. Sträflings ersucht uns bekannt zu geben, dass in der Redaktionsnotiz in No. 11 ein Irrtum enthalten war. Er verwarft sich dagegen, die Aufzeichnungen in der Strafanstalt gemacht zu haben, da bei der Art der dort vorgeschriebenen Selbstbeschäftigungskontrolle die Abfassung von Skizzen in der Strafanstalt unmöglich sein soll. — Nichtsdestoweniger schildert er jedoch nur wirkliche Erlebnisse und die täglichen Vorgänge im Anstaltsleben.

Holzpodest stehend, das Gehudel unter sich betrachtet, wird mit «Finger an der Hosennaht und Augen rechts» vorbeidefilirt, stets sechs Schritt hinter dem Vormann, dem zweiten Aufseher gebührt gleiche Ehrenbezeugung, als da ist «Finger an der Hosennaht und Augen rechts», nicht minder dem dritten Vertreter dieser Auswahl Spezies «höherer Mensch und Vorgesetzter». Nachdem man so in seines Nichts durchbohrendem Gefühle die erste kombinierte Kreisrunde absolviert hat, setzt man diesen Hammelgang eine Stunde hindurch fort. In der sächsischen Strafanstalt, die man von Dresden aus in ca. vierstündiger Personenzugfahrt erreicht, ist für die «Bewegung im Freien» ein Vexierkreis vorgesehen, dessen Inhalt gebildet wird von erstens 32 grossen und kleinen Bäumen, 5 Rasenflächen, Wassertümpeln beim Regen, Staubhäufchen bei Sonnenschein, 5 Sitzen, 19 Spuckuäpfen und reichlichen Russniederschlägen. All diese Herrlichkeiten umschreitet man nun mit ca. 375 Schritten. Wenn man also, wie ich, «6 Monate hat» und rechnerisch veranlagt ist, auch einigen Sinn für Zahlen hat, so kommt man zu folgendem, höchst bemerkenswerten Rechenresultat in Bezug auf die Bewegung im Freien. Täglich 1 Stunde Bewegung macht in 6 Monaten nach Adam Riese 180 Stunden oder  $7\frac{1}{2}$  Tage. Hat man weiter noch die Vormittagsbewegung, wie ich, 142 Tage lang, so kommen demnach weitere 142 Stunden hinzu, was wieder 5 Tagen und 22 Stunden entspricht. Ich bin also 13 Tage und 10 Stunden in «Bewegung», mit andern Worten ein rechter Landstreicher gewesen, ohne dass man mich aufgegriffen hätte. O, über diese Langmut der Behörden.

Wers nicht glaubt, kann sich ja einsperren lassen und nachrechnen.

Von Zeit zu Zeit wird der betreffende Ungläubige dann unter den ihm allmählich bekannt gewordenen Gesichtern eins bemerken, das einen vorschriftswidrig vergnügten Ausdruck zeigt. Gelingt es noch festzustellen, dass der Inhaber obbemeldeten Gesichts auch sonst vom gewöhnlichen Schritt abweicht, was furchtbar streng verboten und gebühlich geahndet wird, überhaupt ausser der Reihe marschirt, den Herrn Aufseher, oder alle drei mit impertinentestem Lächeln «anfeixt» und scheinbar «veralbern» will, den vorschriftsmässigen 6 Schritt-Abstand mit kalter Verachtung behandelt und statt dessen diskrete Tanzschrittchen markiert, ohne dass ihm sofort ein Himmelkreuzdonnerwetter auf den Kopf und eine Faust ins Verbrechergenick fährt, so darf eine Zehndollarnote gegen eine Pfeffernuss gewettet werden, dass der «Unbotmässige» zum letzten Male am Ort des Schreckens sich «Bewegung im Freien» macht.

Der Wiedereinmarsch ins Zellenhaus bietet nun gewöhnlich dem Herrn Türaufseher (Aufseher sind bekanntlich immer Herren, der Sträfling der ersten und vielleicht auch noch zweiten Disziplinarklasse nur der «Mann», die mit braunem Halstuch geschmückten Mitglieder der dritten Klasse aber nur Individubums oder Subjekte) regelmässigen Anlass, das Kommando «Abstand halten» in Es-moll giocoso (b b b) von sich zu geben. Denn gewöhnlich lösten sich beim Einmarsch der Bande alle Bande frommer Scheu in grossartigster Nichtachtung des «Abstands» auf.

Das Wetter hat keinen Einfluss auf den «Spaziergang», dagegen öfters in die flachen «Trittchen», wenn des Himmels reichster Sogen mal rauschend herniedergeht.

Eine weitere Annehmlichkeit des Zellenlebens wird in der wöchentlichen Zellenreinigung zu finden sein, deren Intimitäten bei den Herrschaften der Küche von Interessenten zu erfahren sein dürften. Es genügt hier zu sagen, dass Scheuerlappen, Seife, Bürste, ein Holzgefäss voll Wasser und eine grosse vorgebundene Schürze die wesentlichsten Faktoren dieser Unterhaltung bedeuten. «Zur Sache selbst» empfiehlt sich weitgehendste Herablassung, bis dass man ungefähr eine Parallele zum Fussboden bildet. Beim täglichen «Reinemachen» eignet man sich nach und nach jede hierfür nur wünschenswerte, auch notwendige Gelenkigkeit an. Aber es gibt an solchem Zellenreinigungsfesttag auch eine besondere Kompensation für die Extramühe. Die ausgleichende Gerechtigkeit, die da waltet über Sünder, Heuchler, Spitzbuben und sonstwie angenehme Mitbürger und Zeitgenossen, zeigt sich im hellsten Strahlenglanze. An «Grossreinemachetagen» wird man mit Delikatessen bedacht. Jetzt sieht nun das p. t. Publikum gewiss sehr unintelligent drein. Delikatessen sagte ich, ist das denn so schwer zu verstehen? Warum soll es denn keine Delikatessen geben? Sie sind ja dazu vorhanden! Je nachdem man beim «Verteiler» in Gunst steht, bekommt man nun «Kopf oder Schwanz». Wie das so trifft. Kopf gilt als Ausdruck mindern Wohlwollens. Nach dem Vorbild eines turbulenten Parteitages wird «Kopf» als Sitz der revisionistischen Intelligenz verachtungsvoll nur den Geistesbourgeois gereicht. Den Schwanz, dieses personifizierte Wohlleben, bekommen die Genossen des Verteilers. Weil doch jeder anständige Hering, also auch der Salzhering nur Kopf und Schwanzstück hat. In das Gebiet der Delikatesserie fällt auch das «Würschtel». Das aber ist von Hefter nicht. Es ist ein «Meerschaumgeborenes». Nichts in ihm verrät Spuren aus dem Reiche Pods, von dessen Pflegebefohlenen der Dichter singt:

«Heil dir geborstetes,  
Ewig geworstetes,  
Dutzend geborenes,  
Niemals geschorenes,  
Liebliches Schwein.

Dichter begeisterst du,  
Eicheln bemeisterst du,  
Alles verzehrest du,  
Christen ernährst du,  
Grundgütiges Schwein,»

wozu der ruchlose Verfasser sich die ergebenste Bemerkung gestatten möchte, dass auch Juden vom Schwein zur Zeit ernährt werden, jetzt mehr denn je, seit durch Babel und Hammurabbi manches als eitel Wind festgestellt sein soll. —

Man ahnt gewiss bereits das «Fischwürstel».

An solchen «Würscheltagen» sieht man öfters diese köstlichen Gaben am Wegrande in augenscheinlichster Unberührtheit liegen. Und sieht man sie nicht, so riecht man sie doch.

Unvorhergesehenem Aufwand der Kräfte, wie er innerhalb der Mauern leicht vorkommen kann, wird nun nach folgender Richtung hin Sorge getragen.

Man kalkulierte schon mit schrittbaltendem Anwachsen des Appetits, demzufolge erscheint nun von Zeit zu Zeit ein Weilchen nach dem Abspeisen ein Aufseher und fragt durch einen Türspalt, «Nachgabe»? Man pflegt aber dankend zu verneinen. Die Tücke des Objekts will's nämlich meistens, dass man bereits das reguläre Quantum ohne Einhaltung der Mageninstanz «versenkt» hat. Nun kann aber der Splendiddität der Nachgabe auch noch ein periodischer Irrsinn des Kochs, der blind Zutaten nimmt, oder ein zu spät geschlossener Wasserhahn, was mit dem vorhergesagten in gewisser Hinsicht identisch ist, zu Grunde liegen, endlich aber auch allgemeine Abneigung gegen den «Gang». Ehe man das Zeug umkommen lässt, giebt man's doch lieber den — Sträflingen. So also kann man zur Nachgabe kommen.

Ich persönlich habe vor der Küchenkunst der Strafanstaltsküche zum Gegensatz von behördlicher Ansicht überhaupt nur einen aussergewöhnlich geringen Respekt. Ja, ich wäre sogar imstande über besondere Spezialgerichte ein Lächeln zu unterdrücken, was gewiss als Superlativ aller Frechheit zu deuten ist. Es wird ja schliesslich überall mit Wasser gekocht, aber im «Loch» scheinen sich zu diesem Zweck alle fliessenden und stehenden Gewässer des engeren Vaterlandes ein Rendez-vous zu geben. Die Zukunft des Magens liegt hier ganz speziell auf dem Wasser.

\* \* \*

# Ein neues Kunstzeitalter?

## Eine Abwehr und eine Hoffnung.

Es ist vielleicht verfrüht, über ein kommendes, neues grosses Kunstzeitalter zu schreiben, — jedenfalls erscheint es notwendig.

Verfrüht ist es insofern nicht, als schon zwei Grosse dieser Zeit unter uns weilen: Rodin — und Mombert. Und notwendig ist, um endlich einmal freie Luft zu bekommen.

Meines Erachtens ist unserm europäischen Geschmack eine ernste Gefahr erwachsen im Judentum. Dass die Summe aller Leiden und jahrhundertelanger Unterdrückung das Judentum dazu gestählt hat, das Erste in Europa zu werden, ist naturnotwendig und wird jedem Vernünftig-Denkenden kein Ingrimm, — höchstens ein bewunderndes Staunen sein. Aber es darf nicht dazu kommen, dass wir andern unsre Weltanschauung, unsre Aesthetik, unsern Geschmack uns diktieren lassen von jenen. Und wir sind nahe daran.

Richard Wagner, der Bahnbrecher. Und seitdem krächzen die Nebelkrähen. Kaum ist uns ein freudiges Lebensprinzip jenseits von «Gut und Böse» geschenkt, und das gute Gewissen zum «Ich», so fallen die Krähen ein. Und wir hören das namenlos gefühlsrohe Pöbel-Schlagwort: «Tschandala Nietzsche», — und den Kampftruf der allzu alten moralischen Zweiteilung, — und sehn die Kunst «entwicklungsgeschichtlich» behandelt: der Künstler eine Summe von Vorhergegangenen, der grosse Mann wieder einmal das «Produkt» — — —

Solchen Einflüssen entsprungen in letzter Zeit zwei Urteile. Eines aus der «Freistatt»: «Die **bizarren** Dichtungen A. Momberts». Und die Worte eines Herrn Fuchs, der in der M. N. N. sich über Rodin folgendermassen ausliess: «Die ebenso naturalistischen als **bizarren** Wunderlichkeiten Rodins, die manche als vorbildliche Kunst ausschreien möchten.» — Also beide sind bizarr? Wohl sind beide in ihrem Tiefsten so unpopulär, als man es nur wünschen kann, und als es ein sicherer Beweis ihrer Grösse ist.

Und wie, wenn nun gerade in diesen beiden der starke Anfang einer neuen Kunst, eines neuen Kunstzeitalters läge?

Herr F. bezeichnet Rodin als einen «Endpunkt in der Entwicklung der plastischen Kunst, über den diese nicht weiter

hinaus kann, ohne überhaupt aufzuhören, Plastik zu sein». Ich denke, diese Worte lassen sich völlig auf Klingers Beethoven anwenden. Ein Mehraufwand an Gedankenarbeit, an Material, an Farbe, eine erschöpfendere Behandlung ist unmöglich. Es ist eine Vollendung in seiner Art.

Aber Rodin ein Letztes?

«Die Plastik kann nicht mehr unplastischer werden als sie bei R. ist», meint in köstlicher Naivetät Herr F. Wenn das nun gerade das Grosse an Rodin wäre? Und eben das Neue?

Aber freilich das Geschlecht derer von Lessing ist noch stark, und die Grenzen der Künste sind in den meisten Köpfen noch mit Eisengittern umsteckt.

Ich zitiere noch einmal: «Rodin weiss Bewegungseindrücke festzuhalten. Mehr aber gibt er nicht.» Also «Balzac» und «Victor Hugo» und der «Denker» vom Porte de l'Enfer sind «unplastische Bewegungseindrücke»! Aber lassen wir den Herrn Fuchs der M. N. N.

Rodin hat in der von Rosso angeregten Richtung schaffend uns Kunstwerke gegeben, die nicht mehr unter dem einfachen Begriff Plastik zu subsummieren sind. In ihnen haben wir eine neue «Kunst», — das vermittelnde Glied zwischen Bildkunst und Dichtkunst.

Ich denke z. B. an die Skulptur: «Ziehende Wolken». Zwei wunderbare Frauenleiber übereinander, aneinander schwebend geschmiegt. Eine vollendete Akt- und Bewegungsstudie, gewiss. Und dazu ein künstlerisch heiliges Symbol der lesbischen Liebe. Aber wie nennt Rodin diese Skulptur? «Ziehende Wolken». — — In den langen müden Linien dieser Körper fühlen wir das Gleiten grosser Sommerwolken, wir sehn die sehnsüchtig weissen ziehenden Wolken eines mittagmüden Sommertags, unter tiefblauem Himmel, — wir sehn die Frauenkörper nicht mehr, — das Werk löst eine Stimmung, eine intensive Gefühls- und Gedankenerregung aus, die mit dem Frauenakt eigentlich gar nichts zu tun hat. — Und so finden wir ganz abstrakte Ideen im Marmor sprechend, so sind auch Balzac und Victor Hugo nichts weniger als blossе Bildnisse, sondern verkörperte Begriffe, eine Verherrlichung des Menschlich-Herrlichen. Das war vordem niemals da.

Und Mombert? Mosaik nennen die Leute sein Werk, Farbflücke ohne Zusammenhang. Er redet in einer heute noch ganz fremden Sprache. Er vermittelt, ohne auf begriffliche «Klarheit» angewiesen zu sein, unmittelbar Stimmungen, Gefühle, erreicht also dieselben Wirkungen wie Musik, — er ist

die wunderbare Vereinigung von Musik und Dichtkunst, — die Musik der «Welt».

«Ich höre die Harfe. Ich höre sie immer. Sie übersingt alle Meere. Sie übersingt alle Taten und Gedanken. Sie übersingt wundervoll mein ganzes Dasein. . . . Vollendet ist die Schöpfung.» — — —

Und getragen von dieser Musik erreichen wir in seinem letzten Werk, dem «Denker», eine Höhenluft, eine Höhe des Menschlich-Herrlichen, neben der die Lyrik eines berühmten Geheimrats zu Weimar recht — — weimarisch klingt.

Aber darüber soll die Zeit urteilen.

Wir heute aber wollen uns freuen über das Grosse und Neue, das zu uns kam.

Hugo Lang-Danoli.

## Zur Jahresversammlung des wissenschaftlich-humanitären Komitees

«Dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich. — Also sprach Zarathustra.»

Wer vom Posten des Beschauers und Betrachters aus die Welt und die Erscheinungen der Welt an sich vorüberziehen lässt, wird mehr wie einmal über das, was er sieht, erstaunen und erschrecken, solange sein Blick noch an der Oberfläche der Dinge haften bleibt. Bei fortschreitender Erkenntnis wird zwar ein Rätsel, das sich löst, durch zehn andre ersetzt, aber doch schwindet Staunen und Erschrecken vor den Erscheinungen des Lebens, denn der Erkennende sieht in allen Lebensäußerungen, in allen Erscheinungen nur eine Offenbarung der reichen Natur. Das Schema, die Norm, die sich der von tiefdurchdringender Erkenntnis nicht berührte Geist aufgestellt hat, zerbricht, und der Glaube an die Ueberlieferung wird ersetzt durch die Bewunderung für die Gestaltungskraft der Natur.

«Dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe!»

Zu den seltsamsten Erscheinungen des Lebens gehört jene — anscheinende — Sondererscheinung im Geschlechtsleben des Menschen, für die die Wissenschaft den Namen Homosexualität (Konträrsexualität, Uranismus) gefunden hat, jene Geschlechtsliebe, die ihre sexuellen Wünsche auf ein Individuum des eignen Geschlechts richtet. Der Mann entbrennt für den Mann, das Weib für das Weib. Diese Menschen, die so empfinden, wandeln dahin auf der Grenze zwischen zwei Geschlechtern. In ihren Seelen mischt sich Männliches mit Weiblichem, und so bilden sie den Uebergang zwischen Mann und Weib: sie sind Zwischenstufen.

Zu allen Zeiten gab es diese Erscheinung. Im Gastmahl des Plato wird sie mit herrlichen Worten gepriesen, römische Dichter sangen wie die



liebeglühenden Sänger des Orients Elegieen und Oden auf die Jünglinge, die sie liebten.

Und dann kam das Christentum, die Religion der Askese. Schon der Verkehr von Mann und Weib erschien sündhaft. Um wieviel sündhafter musste der gleichgeschlechtliche Verkehr erscheinen, aus dem keine Kinder hervorgehen können, deren Erscheinen dem Verkehr zwischen Mann und Weib erst Sinn gab. Grausame Strafen bedrohten die, die dem Gotte Eros huldigten. Und Menschenopfer über Menschenopfer brachte der Wahn des erkenntnislosen Volkes.

Die Zeit hat in Ländern höherer Kultur jene Strafen erst gemildert, dann ganz abgeschafft. In Deutschland besteht noch heute — als Hohn auf die Wissenschaft und das freie Verfügungsrecht des Einzelnen über seinen Körper — ein Paragraph des Strafgesetzbuches, der einige Arten des sexuellen Verkehrs unter erwachsenen Personen männlichen Geschlechts mit Strafe bedroht.

Als die Männer der Wissenschaft — ich nenne nur Krafft-Ebing und Moll — bewiesen hatten, dass das Volk im Unrecht war, wenn es die Bestrafung der Homosexuellen forderte, verlangten sie auch die Aufhebung jenes Paragraphen des Strafgesetzbuches. Bis heute ohne Erfolg, obwohl sich die ganze geistige Elite an der dem Reichstage eingereichten Petition beteiligte. Die Führerrolle im Kampfe gegen diesen Paragraphen nimmt heute das wissenschaftlich-humanitäre Komitee zu Charlottenburg ein, an dessen Spitze Dr. Magnus Hirschfeld steht, der Herausgeber der «Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen».

Wichtiger als die Beseitigung jenes Paragraphen im Strafgesetze erscheint den Herren des Komitees die Aenderung des öffentlichen Urteils über das Problem der Homosexualität, und durch ihre Publikationen und durch zahlreiche Vorträge ist schon viel geschehn. Das Erstaunen und Entsetzen des Volkes über diese seltsame Naturerscheinung schwindet von Tag zu Tag, und ein richtigeres Urteil greift Platz, nachdem dem Volke Aufklärung über dieses Problem gebracht worden ist.

«Dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe!»

Am 8 und 9. Oktober d. J. findet im Hotel Prinz Albrecht, Berlin, die Jahresversammlung des Komitees statt, die viel Interessantes bieten wird. Herr Dr. Hirschfeld wird einen Vortrag halten: «Uebergang zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht», ein Fräulein Rüling wird über «Homosexualität und Frauenbewegung» reden, und Dr. von Römer wird über «statistische Feststellungen zur Kenntnis der uranischen Natur» sprechen.

Zu allen Vorträgen werden ausser den Vertretern der Presse die Aerzte und Juristen Berlins eingeladen.

Möge die Versammlung gut besucht werden, und möge durch sie wieder ein guter Teil von alten Vorurteilen und Meinungen zu Falle kommen. Mögen aber auch die Homosexuellen, die durch die Ungunst der Verhältnisse leidend mit ihrem Schicksal hadern, bedenken, dass für sie, da soviel Ernst und Tüchtigkeit sich für sie bemüht, einst der Tag kommen wird, an dem ihre Fesseln fallen. Das Bewusstsein aber, einmal frei zu sein, einmal im Sonnenlichte des Rechtes stehn zu können, erhöht.

Und — «dem Erhöhten wird die Seele fröhlich!»

Hanns Fuchs-Stadthagen.

## CHRONIK

**Eine verhältnismässig ernste Geschichte oder der gefällige Kritikus.** Bajesid ben Medschdid war guter Dinge. Kislar-Aga, der Hauptmann der Mädchen, war bei ihm und meldete, dass die Jungfrau aus Turkistan, deren Haar das gesponnene Gold beschämte, im Harem sei und des Gebieters harre. Bajesid ben Medschdid strich sich seinen Bart, und er liess sich die Tallevim-ut-tewarich, das ist die Tafel der Geschichte des grossen Hadsch Khalfa bringen, dass man aus ihr vorlese von der Macht der Ahnen und wie diese sich die Giaurs, die Franken, zinsbar gemacht haben. Viel grosse Begebenheiten, viel gewaltige Ruhmestaten waren im Buche der Geschichte verzeichnet. Das Auge des Beherrschers aller Gläubigen ruhte voller Wohlgefallen auf den Ulemas, und seine Ohren tranken den köstlichen Trank ruhmwürdiger Begebenheiten, bis ihn Müdigkeit überfiel und der Schlaf ihn zu umfassen drohte.

Noch aber hatte der Muessin nicht die Stunde des Gebets verkündet, darum galt es Bajesid ben Medschdid wach zu erhalten.

Und es hub Urhad der Grossvezier also an zu sprechen: Perle aller Herrscher, Gebieter des Erdballs, es wolle dir gefallen, die Worte deines Knechtes zu hören. Siehe, ein Fremdling ist in der Stadt angetroffen worden, der aus dem Westen kam. Er ist vom Stamme der Franken vertrieben, der tapfern, die das Schwert deiner Ahnen bezwang. Möge es ihm vergönnt sein, vor deinem erhabenen Angesicht zu erscheinen, um dir Kurzweil zu bereiten, und das zu erzählen, warum er von seinen Brüdern vertrieben wurde. Siehe, er wird vor dem Tore gehalten, und wir harren deines Winkes, lâ ilâha illâ llâhu! Da winkte Bajesid ben Medschdid Gewährung, und es währte nur wenig Minuten, bis der Fremdling vor ihn geführt wurde.

Wer bist du, Franke, was ist dein Beruf?

Da verneigte sich der Fremdling dreimal zur Erde, wie ihm geheissen wurde, und er sprach:

Ich bin ein Kritiker!

Bajesid sah seine Ulemas und Muderris und die Chatiles fragend an, denn er wusste nicht, was das Wort bedeute. Aber auch seine Räte wussten es nicht.

Was tust du, dass du ein Kritiker bist?

Ich höre und sehe und weiss alles besser als die übrigen Menschen. Hört, ich will Euch eine Erzählung berichten, dass Ihr aus ihr ersehnet, wer und was ich sei.

Es war an einem Abend, da strömte alles Volk in das Theater, denn ein neues Schaufstück, die Tannhäuser-Parodie geheissen, sollte gespielt werden, und neue Künstler sollten sich hören

lassen. An solchem Abend sind wir, die Kritiker, zu Richtern bestellt, um zu scheiden die Grossen von den Kleinen und zu richten ohne Ansehn der Person. Denn unser Wort gilt viel im Volke. Da erschien aber ein Freund bei mir, dem ich vieles verdanke, und er sagte zu mir: Wisse, ich heische heut deinen Dank für die Wohltaten, die ich dir erwies. Wenn du heut Abend deine Ohren öffnest, um zu hören und zu richten, so verschliesse deine Augen und horche darauf, dass ich dir sage, wessen Kunst und Töne dich entzücken. Selbst aber suche nicht zu verhindern, aus wessen Munde die Töne erschallen. Ich versprach dem Freunde zu tun nach seinem Wunsch, und ich schloss die Augen und wurde entzückt. Daran aber tat ich Unrecht. Denn ich berichtete am folgenden Tage Falsches und pries eine Sängerin als Rose unter den Kräutern, deren Gunst mein Freund genoss. Aber ich schrieb tadelnde Worte gegen jene, aus deren Munde in Wahrheit die goldnen Töne erklungen waren, und ich höhnte sie, dass sie die Geduld und Nachsicht des Publikums herausgefordert habe. Denn ich glaubte meinem Freunde. Aber der Wohlklang der Töne, die ich gehört hatte, lag mir noch am nächsten Tage in den Ohren, und ich beschloss noch einmal ins Theater zu gehn und nun auch zu sehn. Denn ich hatte ja nur einmal versprochen, mit den Augen des Freundes zu sehn. Da wurde ich denn des Irrtums gewahr — und ich gestand ihn ein und schämte mich. Da wiesen sie mich aber aus dem Tempel und aus dem Lande. —

Da rief der Muessin vom Minaret zum Gebet, und die Gläubigen stiessen den Giaur aus dem Palast, und sie beugten sich und riefen: *lä ilâha illâ llâhn.* —

Gross ist Allah, und er bewahre uns vor falschen Richtern!

Juvenal.

**Der Befreiungsschrei.** Die Flucht der Prinzessin Louise von Coburg zeitigt immer neue Ueberraschungen. Bot sie zunächst schon mit Wahl ihres Berliner Domizils eine Nuss, an der sich viele die Zähne ausbrechen werden, so krönt sie die Flucht in die Oeffentlichkeit noch mit einem Effektstück allerersten Ranges — wenn der Brief an die Redaktion des «Vorwärts» mehr als eine Mystifikation, oder ein Diktat sein sollte.

Die in dem publizierten Briefe erhobenen Anklagen überraschen, soweit sie Cleopold betreffen, nicht allzu sehr. Der Fürstinnenverein zur Hebung der Sittlichkeit muss doch schliesslich aus einem tiefgefühlten Bedürfnis hervorgegangen sein. Und da er stets unter Ausschluss der Oeffentlichkeit tagt, so dürften sich seine Liebeswerke doch kaum auf die *misera plebs contribuens* erstrecken. —

Louise von Toskana fand während und nach ihrer Flucht hauptsächlichste Entschuldigung durch die Sächsische Arbeiter-Zeitung, der man dafür scherzhafterweise das Prädikat «Königlich» verlieh.

Louise von Coburg flüchtet aus der Gefangenschaft ins Heim eines sozialdemokratischen Abgeordneten.

Und da sage noch einer, dass die Genossen nicht hoffähig sind. Hätte sich der Vorgang mit Louise von Coburg um ein Jahr früher abgespielt, so hätte man ihn der Beratung über das Zuhofgehen des Vizepräsidenten in Dresden zugrunde legen können. Kommt der Genosse nicht zum Hof, so kommt der Hof zu ihm. Es geht schon mit All Heil in den Zukunftsstaat hinein, denn normaler Weise vollzieht sich eine solche Umwertung der geltenden Werte nicht.

Die Zeit ist gar nicht mehr fern, in der Singer eine ganze Etage für hohen Besuch herrichten lässt, oder in Bebels Villa veritable Fürstlichkeiten als Logierbesuch absteigen. Ja, die Kultur, die alle Welt beleckt, hat sich auch auf die Genossen erstreckt.

In dem «Brief» der Prinzessin Louise von Coburg, den der Vorwärts aus Freude an tönenden Superlativen einen «Befreiungsschrei» nennt, wird übrigens ein Vorkommnis erzählt, das sich bereits an einem andern Hofe auch zugetragen haben soll. Gemeint ist die von dem Prinzgemahl beliebte Vorführung dero hoher Gemahlin im Schlafzimmer. Einer sächsischen Prinzessin soll ja am blauen Donaustrande so etwas Gleiches passiert sein. Hat man es hier nun mit einer Duplizität der Ereignisse oder einem «Irrtum» zu tun. Im erstern Fall müsste der Sittlichkeitsverein der Fürstinnen aber schleunigst eine Extrasitzung anberaumen, um gegen derartige «Enthüllungen» zu nachtschlafender Zeit vorzugehen. Er sollte sich doch an der in Berlin geübten Sittlichkeit eine Anregung nehmen. Hier, bei uns wird das Schamgefühl kolossal vor Nuditäten bewahrt. Beweis — —

**Dida mit der Badehose.** Wer ist Dida? fragten die anonymen Säulenheiligen? Dida ist eine Illusion antworteten die Wissenden. Eine nackte Illusion!

Nackte Tatsachen an öffentlichen Anschlagssäulen! Berlin verhülle Dein Angesicht, da müssen ja alle Banden der Sitte, Ordnung reißen. — — Das heisst nun — sie reißen nicht, denn seit einigen Tagen erscheint Dida in zartblauen Badehosen, die zwar nichts verhüllen oder verbergen, aber doch nach Sittlichkeit aussehn.

Ja, es ist wirklich gar keine Kleinigkeit nich — wie sittlich wir sind. Wohl uns! Juvenal.

**Nach Rom!** Fürst und Fürstin Schönburg - Waldenburg pilgern zur Reinigung ehelicher Fehlritte und Irrungen gemeinsam und Hand in Hand gen Rom! Hier werden sie zuversichtlich von allen Sünden innerlich reingewaschen werden. Für die äussere Befreiung vom Reisestaub wird andererseits ein römisches Bad zu sorgen haben, doch stehts von vornherein schon fest, dass die äussere Reinigung in gar keinem beachtenswerten Wirkungs-Verhältnis zur innerlichen Seelenanschauung stehen

wird. So eine Bussfahrt per pedes apostolorum ist doch noch etwas andres als eine einsame Behaglichkeit hinter Kloster- oder Irrenhausmauern, zu deren Reuewirkung man übrigens jetzt alles Zutrauen verloren hat.

Der Fiskus hat von der «Fusspartie» wahrscheinlich mit sehr gemischten Gefühlen Kenntnis genommen. Ihm entgehn da mindestens 2 Erste Klassen, dagegen wollen doch die Schuster auch leben. In ihrem Interesse sollte man gegen die Bussfertigkeit und Frummheit des fürstlichen Eheirringspaars nichts einwenden.

Vielleicht entschliessen sich die hohen Fussreisenden aber über Schloss Laeken ihren Weg zu nehmen. Leopold von Belgien wird gewiss aus Sportinteresse als Reisebegleiter zu haben sein. Ausserdem wird er doch auch ganz gern mal als Kunstkenner nach Rom wollen, als Sünder hat ers ja nicht nötig, dieweilen er doch von Gottes Gnaden ist.

Flaneur.

Zu dem Artikel in No. 10. Ich konstatiere: Se. Exzellenz der Justizminister hat sich anscheinend auch jetzt nicht bewogen gefühlt, den verlangten Strafantrag zu stellen. Bis heute zum wenigsten ist weder mir noch der Redaktion des Neuen Magazin eine Mitteilung gemacht worden, dass eine Strafverfolgung eingetreten sei oder eintreten werde.

Selbstverständlich hat Herr Dr. Schönstedt wie No. 5 des Kampfs, wie schon früher alle Hefte des Eigenen, in denen Adolf Brand ihn der schlimmsten Amtsverbrechen anklagte, auch No. 10 des Neuen Magazins erhalten. Ebenso selbstverständlich die Staatsanwaltschaft, Polizeibehörden, Polizeibeamte etc.

Herr Dr. Schönstedt scheint auch jetzt gewillt zu sein, auf solche sanfte Festnagelungen nicht zu reagieren. Seis drum. Er soll weniger zarte ertragen müssen.

Heute nur eine Frage an die Anwälte, insbesondere an die berliner Anwälte. Dr. Schönstedt erfreut sich nicht deren besondern Wohlwollens, trotz der famosen Huldigungsadresse der berliner Anwaltskammer zu des Ministers zehnjährigem Amtsjubiläum, die von Exzellenz ziemlich demagogisch ausgenutzt worden ist. Wollen nun die berliner Anwälte, die als Crème des deutschen Juristenstandes gelten und die einen straffen Ehrenkodex in Geltung haben, so sich gefallen lassen, dass der höchste Jurist Preussens ungestraft öffentlich so behandelt wird, wie es sich kein Nachtwächter gefallen lassen dürfte, ohne Strafantrag stellen oder aus dem Amte scheiden zu müssen?

Wohlgemerkt: es handelt sich hier nicht um geschmacklose Beleidigungen normaler Art, nicht um Beschimpfungen, sondern um genau substantiierte Anschuldigungen und eventuell unter Beweis zu stellende Anklagen schwerster Art.

Der Artikel in No. 10 des Neuen Magazin ist auch den Vorständen der berliner Anwaltskammern zugegangen, ebenso einer Anzahl Anwalte. Wir wollen abwarten. —

\* \* \*

Ich höre, dass sich verschiedene patriotische Stammtische, Kriegervereine etc. aufs höchste über fraglichen Artikel entrüstet haben. Ihnen sei erklärt, dass sie mir einen speziellen Gefallen tun, wenn sie in Eingaben an den Minister, den Ministerpräsidenten, das Gesamtministerium und die Staatsanwaltschaft Strafverfolgung ver-

langen. Gern will ich ihnen solche Resolutionen und Eingaben formulieren.

\* \* \*

Schliesslich habe ich zusammenfassend zu bemerken: Der Fall des Stabsarztes Dr. Sternberg wird nicht mehr totgeschwiegen werden, ob sich gleich die Presse in unglaublicher Pflichtvergessenheit mit dieser Angelegenheit, die ihr wohl zu gefährlich dünkt, nicht zu beschäftigen wagt. Denn es sei festgestellt: es gibt heute wenig bedeutendere Publizisten, die mit Affaire Sternberg nicht bekannt und für sie zu interessieren versucht worden wären. Darüber später im Zusammenhang mehr. Wenn nämlich die heute gefährvolle publizistische Pflicht zu ertragreicher Sensation geworden sein wird. Heute sei auch das festgestellt, dass No. 10 des Neuen Magazin der gesamten reichshauptstädtischen und einem Teil der Provinzpresse von der Redaktion zugesendet worden ist, ohne dass ein Blatt von den Anklagen gegen den preussischen Justizminister Notiz genommen hätte.

Aber im Publikum hat man mehr soziales Verantwortlichkeitsgefühl und unverdorbenes Rechtsempfinden. Das beweisen die Zuschriften, unter denen übrigens auch manches wertvolle Dokument sich befand, das verwendet werden wird in der bevorstehenden Kampagne für das nicht bloss naturrechtlich bestehende, sondern auch staatsrechtlich und konstitutionell verbürgte Recht der persönlichen Freiheit!

Berlin, Elisabethstr. 38.

Johannes Holzmann.

Für alle in dieser Angelegenheit veröffentlichten Artikel trägt der Autor die alleinige Verantwortung.




---

Unverlangte Manuskripte, denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt und bleiben 4 Wochen lang zur Verfügung des Einsenders. Manuskripte, deren Rücksendung innerhalb dieser Zeit nicht erfolgte, können nicht reklamiert werden. Kurze und schneidige Artikel, welcher Richtung sie auch immer seien, sind uns stets willkommen.

---

Für die Redaktion verantwortlich: René Schickele in Berlin. Alle Zusendungen, sowohl redaktionelle wie geschäftliche, sind an die Geschäftsstelle des neuen Magazins, Magazin-Verlag Jacques Hegner in Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 29, I, zu richten.

---

Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



ProQuest Ebook Central



32101 079881023



